

School of Theology at Claremont



1001 1393030

Valdstille und Weltleid.
von
A. von Blomberg.



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California



LIBRARY
SOUTHERN CALIFORNIA SCHOOL
OF THEOLOGY
CLAREMONT, CALIF.



Waldstille und Weltleid.



PT
2603
L66
W3
1902



von

Anna von Blomberg. 1858—

Dritte Auflage.



Leipzig.

Verlag von E. Ungleich.

1902.



Erstes Kapitel.

Ueber dem Königlichen Forste von Hellersdorf war ein heftiges Gewitter niedergegangen. Wolkenbruchartig hatten die Ströme des Himmels sich ergossen, und der Blitzstrahl war hin und wieder in einen der Riesen gefahren, die ihr Haupt stolz über die anderen Bäume zu erheben wagten. Still und ruhig lag jetzt die Natur, leise atmend, wie einer, der schweren Schmerz überstanden hat. Zuweilen tropfte es noch aus dem Gezweig wie eine verspätete Thräne, doch hie und da schlüpfte schon ein Vogel durch die Büsche, in denen er Zuflucht gesucht hatte, schüttelte das nasse Gefieder und erhob dann schüchtern seine Stimme, der Hohn gleich, die das Ungemach überdauert.

Auf der schmalen Fahrstraße trabte ein Reiter. Verdrossen sahen beide aus, Mann und Roß, denn der Regen hatte ihnen übel mitgespielt; er hatte den schmucken, hellblauen Waffenrock in ein garstig farbloses, verschrumpftes Ding verwandelt und dem Goldfuchs auf sein glänzendes Fell triefende Streifen gemalt. Nun trug der letztere seinen Herrn mißmutig über die Pfützen am Boden und unter den tropfenden Zweigen hinweg, als sei es ihm einerlei, wo diese unlustige Reise ein Ziel finde, da der heimatliche Stall es doch nicht sein konnte. Auch der Reiter machte nicht den Eindruck eines Zielbewußten, und sein großes, blaues Auge prüfte zuweilen mißtrauisch die Umgebung. Doch da war nicht viel zu prüfen. Rechts Bäume und Gebüsch, links Bäume und Gebüsch, und vor und hinter ihm eine schmale, spitz zulaufende Linie, die zuletzt in grüne Dämmerung überging.

Plötzlich blieb der Goldfuchs stehen. Zur Seite teilte sich das Gebüsch auseinander, und durch die Oeffnung kam ein Kopf zum

Vorschein. Jung war er und hübsch, sehr hübsch sogar, aber ob es eine Waldnymphe war oder ein Mensch, ein Bube oder ein Mädchen, das war schwer zu sagen. Die Regentropfen glitzerten in dem dunkeln Kraushaar, und ein braunes, feuchtes Kleid, ähnlich der Kutte eines Kapuziners, umschloß den zierlichen Körper, soweit er sichtbar wurde. Aus einem Paar funkelnder Augen blickte das Rätselwesen auf den fremden Mann, neugierig, erstaunt, fragend und lachend. Dann schlugen die Zweige wieder zusammen, und die Erscheinung war verschwunden.

„Kobold!“ rief der Reiter hinterdrein. „Toski, wir waren dumm, sehr dumm. Warum haben wir das braune Ding nicht beim Schopfe genommen und zu uns in den Sattel gesetzt, damit es uns den Weg zu seiner Behausung zeigte? Nun müssen wir ihn auf eigene Hand suchen. Es ist mir gleich, ob wir Menschen oder Waldungeheuer dort finden, wenn wir nur ins Trockene kommen.“

Einverstanden nickte Toski mit dem Kopfe, und die Reise ging weiter.

Nach ungefähr zehn Minuten machte der Weg plötzlich eine scharfe Wendung, und als der Reiter um die Ecke bog, zeigte sich ein freundlich lockendes Bild. Eine weite Lichtung that sich auf, mit grünem, blumenreichem Teppich geschmückt, und im Hintergrunde erhob sich ein Haus. Mit der Rückseite schien es sich an den dunkeln Wald zu lehnen, die Front war nur von zwei schlanken Akazien gedeckt, die ihre blütengeschmückten Kronen über das Dach erstreckten. Wilder Wein kletterte an der Mauer hinauf und umrahmte die Fenster, auch das kleine Erkerfenster, das über ein mächtiges Hirschgeweih hinweglugte. Um den Eindruck zu erhöhen, brach eben jetzt die Abendsonne durch das zerreißen Gewölk und übergoß Haus und Wiese mit zauberischem Schimmer.

Der Reiter hielt und überlegte. Dort winkte die Ruhe nach der Erschöpfung. Sollte er, Einlaß bittend, sich dem Hause nähern? Während er noch sann, schlug Hundegebell an sein Ohr. Zwei große, braungefleckte Stühnerhunde sprangen aus einem versteckten Waldwege auf ihn zu und umkreisten ihn, bis der Goldfuchs unruhig zu werden begann. Und nun tauchte aus der Oeffnung desselben Weges eine menschliche Gestalt auf, die an unsere rechenhaften Altvorderen erinnerte, groß und breitschulterig, mit wehendem Barte. Grüne Jägerkleidung deckte die kraftvollen Glieder des Mannes, und über der Achsel hing ihm das Gewehr. Mit scharfem Pfiff rief er die Hunde zurück und musterte einen Augenblick die ungewöhnliche Erscheinung des Reiters. Dann griff er flüchtig an den Gürtel und wandte sich zum Gehen.

Doch nun ritt ihm der andere hastig nach. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte er bittend, können Sie mir vielleicht den nächsten Weg nach der Stadt weisen?“

„Nach welcher Stadt?“ fragte der Jäger stehenbleibend.

Der Reiter nannte den Namen der Provinzial-Hauptstadt.

Lächelnd sah ihn der Jäger an und erwiderte: „Der nächste Weg ist vier Stunden lang. Wollen Sie die Stadt heute noch erreichen?“

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

„Sie und Ihr Pferd,“ fuhr der Hüne fort, indem er seinen Blick freundlich über die beiden schweifen ließ, „sehen so aus, als ob Sie eine solche Wegstrecke heute nicht mehr zurücklegen könnten, ohne sich ernstlich zu gefährden. Das Gewitter hat sie wohl überrascht?“

„Ja,“ antwortete der Reiter, „es war eine häßliche Ueber-
raschung, und außerdem habe ich mich noch verirrt in diesem end-
losen Walde. Ich bin schon etwa fünf Stunden unterwegs.“

„Und darf ich fragen, woher Sie kommen?“

„Aus eben der Stadt, in die ich zurückkehren will.“

„Allerdings ein etwas weiter Spazierritt,“ bemerkte der Jäger.

Ueber das hübsche Antlitz des jungen Mannes glitt ein Schein von Verlegenheit. Er senkte den Blick und antwortete zögernd: „Es war eine Wette. Ich hatte mich anheischig gemacht, in zwei Stunden diesen berühmten Wald zu durchreiten. Bei meinen Kameraden gelte ich als guter Reiter, und mein Focki ist die Perle aller Regimentspferde. Aber jetzt ist er müde,“ schloß er und strich, gleichsam entschuldigend, über den schlanken Hals des Tieres.

„Und nun haben Sie Ihre Wette verloren,“ sagte der Jäger.

„Ei, junger Herr, es war sehr wagehalsig von Ihnen, in zwei Stunden durch einen Forst reiten zu wollen, der zwanzig Meilen in der Runde nicht seinesgleichen hat.“ Doch während er in gerechtem Stolz so sprach, nahmen die Züge über dem martialischen Barte immer mehr den Ausdruck des Wohlwollens und des Wohlgefallens an. Er fuhr fort: „Da Sie nun doch einmal ein verlorener Mann sind, so fügen Sie sich in das Unvermeidliche und pflegen Sie der nötigen Ruhe. Wollen Sie mit dem Obdach, das ich bieten kann, vorlieb nehmen, dann heiße ich Sie als Gast willkommen.“

Dankbar und erleichtert sah der junge Reiter auf und treuherzig erwiderte er: „Als ich vorhin des Hauses dort ansichtig wurde, regte sich in mir alsbald der Wunsch, darin einkehren zu dürfen. Aber ich wagte nicht, Sie darum zu bitten, als ich in Ihnen sofort den Besitzer vermutete.“

„Ja, ich bin der Herr des Hauses,“ antwortete der Jägermann, „und in gewissem Sinne auch der Herr dieses Waldes; man nennt mich den Oberförster Biriletti.“

„Und mich,“ sagte der Reiter, indem er mit kaum merklicher Schelmerei die etwas seltsame Art der Vorstellung nachahmte, „mich nennt man Reggfeld, Graf Reggfeld, Königlich preussischer Dragoner-Deutnant, wie Sie sehen.“

Nachdem so die gegenseitige Bekanntschaft vermittelt war, zogen sie mit einander dem Hause zu, wo die klaffenden Hunde bereits ihre Ankunft verkündigten. Wohl ein halbes Duzend dieser Tiere, groß und klein und verschiedenen Rassen angehörig, stürzten herbei. Mit freudigem Geheul sprangen sie an ihrem Herrn hinauf und von ihm zu dem Goldfuchs, um anzudeuten, daß sie dem Fremden, der unter dem Schutze ihres Gebieters den Einzug hielt, das Gastrecht zuerkannten.

In dem offenen Gosthor stand ein Knecht, der neugierig die Ankömmlinge musterte. Der Oberförster rief ihn herbei und übergab ihm die Sorge für das fremde Pferd. Dann führte er seinen Gast in das Haus. Er öffnete im Erdgeschoß eine Thür, und sie betraten ein mittelgroßes Zimmer, aus dem ein fraulich anheimelndes Etwas dem Fremdling entgegen und ins Herz drang. Eine Frau und ein junges Mädchen saßen in dem Gemach. Sie hatten ihn offenbar schon vom Fenster aus kommen sehen; denn aus ihren Zügen sprach weniger Ueberraschung als Wißbegier und Erwartung.

„Meine Frau und meine Tochter Maria,“ sagte der Oberförster, und dann erzählte er den beiden, wie der junge Graf sein Gast geworden war. „Du mußt mir nun helfen, Vottchen,“ schloß er, zu seiner Frau gewendet, „ihn aus einem Wassernix wieder in einen Menschen zu verwandeln. Meine Kleider werden ihm leider nicht passen, aber der Frommüller ist ja ein schlanker, hochaufgeschossener Mensch; der muß aushelfen.“

So erschien nach Verlauf von einer Viertelstunde der Dragoner-Deutnant wieder im Familienzimmer als schmucker Jägerbursche, in den Kleidern des Forstgehilfen Frommüller. Frau Vottchen war inzwischen hinausgegangen, desgleichen der Hausherr. Nur das Fräulein Maria traf er an, und er nahm sich jetzt die Freiheit, sie genauer zu betrachten. Sie mochte achtzehn oder neunzehn Jahre zählen, und ihre Gestalt wetteiferte im Wuchs mit den Edelstannen draußen im Walde. Das fein geschnittene Antlitz war etwas bleich; ein sinniger Ernst lag darauf wie auch in den sanften, blauen Augen. Zwei dicke, blonde Böpfe waren um den Kopf gelegt, und über der Stirn kräuselte sich das Haar zu natürlichen Böckchen.

Mit reichem Blick hatte der junge Graf diese Einzelheiten erfasst. „Ein deutsches Mädchen,“ sprach er bei sich selbst. Dann stellte er sich dem Fräulein gegenüber hinter einen Stuhl, stützte die Arme leicht auf die Lehne und begann mit der Sicherheit des formengewandten Kavaliere eine Unterhaltung.

Ruhig und bescheiden ging Maria darauf ein, doch im Laufe des Gesprächs stieg eine leise Röthe in ihre Wangen und ein lichter Glanz in ihre Augen. Ein Ruf der Mutter machte der Unterhaltung ein Ende. Maria stand auf und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Graf, daß ich Sie allein lassen muß. Ich denke, mein Vater kommt wohl gleich zurück.“

Nun auf seine eigene Gesellschaft angewiesen, begann der Graf in dem Zimmer umherzugehen und die altertümlichen Möbel wie die Bilder an den Wänden zu betrachten. Aber eine gewisse Schwere in den Gliedern mahnte ihn unliebsam an den fünfstündigen Ritt. Er warf sich in einen Lehnstuhl, der am offenen Fenster stand und legte den Kopf gegen das Polster. Draußen sanken leise die Schatten des Maiabends hernieder. Und wehte es zum Fenster herein und trug einen lieblichen Duft von Tannensprossen und Kazienblüten in das Zimmer. Es war so still ringsum, so lauschig; und er war so müde. Ein traumgleiches Gefühl überkam ihn; keine Gedanken, nur Bilder noch zogen durch seinen Kopf.

Husch, husch — was kam da vom Waldrande herübergehüpft, klein und zierlich und sonderbar? war das auch Traum, oder war es Wirklichkeit? Graf Reggfeld richtete sich auf und spähte hinaus. „Oho,“ sagte er laut zu sich selbst, „das ist ja mein brauner Kobold. Dem muß ich doch entgegengehen und sehen, wie und als was er sich entpuppen wird.“ Schnell, daß das kleine Wesen ihm nicht entslüpfen möchte, verließ er das Zimmer und trat unter die Hausthür. Da kam es über den blumigen Grund gelaufen, leichtfüßig, mit tanzenden Schritten, gerade auf ihn zu. Er konnte jetzt schon erkennen, daß es kein Kobold war, sondern ein Mägdlein, das wohl dem Kindesalter kaum entwachsen sein mochte. Die Kapuziner-Kutte war ein brauner Mantel, der die zarte Gestalt vom Kinn bis zu den Füßen einhüllte.

Bis dicht vor ihn hin lief die Kleine und sagte jetzt, ohne ihn genauer anzusehen: „Wenn ich hätte ahnen können, daß Sie hier lässig stehen, Herr Frommüller, dann würde ich Sie vorhin doch gebeten haben mit mir zu kommen; es war für mich allein sehr schwer.“

„Auch ich bedauere lebhaft, daß ich Sie vorhin nicht gebeten habe, mit mir zu kommen, mein Fräulein,“ erwiderte der falsche Frommüller lächelnd.

Bei dem Klang der fremden Stimme war sie zusammengezuckt und starrte ihn nun mit großen, entsehten Augen an. Eine Blutwelle übergoss das holdselige Gesicht, das sich allmählich senkte, und wie in vernichtender Beschämung deckte sie noch den Arm darüber.

„Wobei hätte ich denn helfen sollen?“ fragte Graf Reggfield freundlich, da ihre hilflose Verlegenheit ihn rührte.

Sie gab keine Antwort, sondern bewegte nur abwehrend den Kopf und dann suchte sie, dicht an die Mauer gedrückt, an ihm vorbei in den rettenden Hausflur zu kommen.

Artig räumte er ihr den Platz, und nun hatte er das ergötzliche Schauspiel, wie Maria in einer geöffneten Thür erschien und die Kleine auf sie zustürzte, um sie schuttsuchend mit beiden Armen zu umfassen.

„Serena,“ sagte Maria vorwurfsvoll, „wie siehst du aus! Du bist ja naß wie eine gebadete Katze.“

Was die Kleine ihr darauf zuflüsterte, konnte der Graf nicht verstehen. Er sah nur, daß Maria sich von ihr freimachte und hörte sie sagen: „Jetzt kann ich nicht; ich muß der Mutter helfen. Beeile auch du dich, daß du wieder herunterkommst.“

Zu gleicher Zeit trat der Oberförster in die Hausflur. Er hatte soeben sein Bureau geschlossen, und die Forstlehrlinge, darunter den vielgenannten Frommüller, für diesen Tag entlassen. Geister plaudernd zogen die drei Grünröcke nach dem seitwärts gelegenen Försterhause, wo sie ihr Quartier hatten. Der Oberförster und sein Gast dagegen gingen in das Zimmer des Hausherrn, um dort bei einer Flasche Wein die junge Bekanntschaft zu vervollkommen, bis die Hausfrau zum Essen rief. Und dann saßen sie in der Wohnstube alle um den großen, runden Tisch, auf dem die Lampe brannte. Auch der dunkle Krauskopf war da. Der Oberförster hatte ihn dem Gaste vorgestellt: „Unsere kleine Geze Serena.“

Ernsthaft hatte der junge Graf darauf geantwortet: „Wir kennen uns schon.“ Nun belustigte es ihn zu sehen, wie die Mutter und Maria die Kleine mit Blicken befragten, und wie diese ratlos ein wenig mit den Achseln zuckte, zuweilen nach ihm hinübersah und dann wieder die Augen fest auf den Teller richtete.

Als die Mahlzeit beendet war, und jeder sich ein behagliches Plätzchen für den Rest des Abends suchte, rückte der Graf seinen Stuhl in Serenas Nähe. „Wollen Sie mir denn nicht sagen, wobei meine Hilfe Ihnen erwünscht gewesen wäre?“ fragte er. „Mein Gewissen wird sich fortan beschwert fühlen, wenn ich des unterlassenen Ritterdienstes gedenke.“

Die Erinnerung an das in Frage stehende Ereignis mußte ihr peinlich sein; denn sie zögerte mit der Antwort und warf einen unsichern Blick auf ihren Vater.

„Was giebt's, kleine Hexe?“ fragte dieser. „Was hast du mit meinem Gaste für Heimlichkeiten?“

„Weniger wohl mit mir, als mit dem glücklichen Herrn Frommüller, für den gehalten zu werden ich die Ehre hatte,“ sagte der Graf.

Der Oberförster zog die Augenbrauen in die Höhe und sah seine Tochter scharf an. „Höre, Serena, dahinter steckt wieder einer von deinen dummen Streichen. Was ist's? Heraus jetzt mit der Sprache!“

„Ich habe nur der lahmen Karoline das Holz tragen helfen,“ stammelte Serena schuldbewußt.

„Das sie gestohlen hat?“ rief der Oberförster. „Nein, Mädchen, das ist zu arg. Ich arbeite mit meinen Leuten tagaus, tagein, um des Forstfrevels Herr zu werden, und meine eigene Tochter geht hin und hilft den Dieben das Holz tragen.“ Er setzte im Unmut seine lange Peise auf den Fußboden und fuhr fort: „Gut, daß du mir wenigstens die Spitzbüberei verraten hast; morgen wandert die Karoline ins Loch.“

„Väterchen, es war kein Diebstahl,“ sagte Serena mit bittender Stimme, „es war ein Bündel von trockenen Nestern, die der Wind abgebrochen hatte. Die Karoline weinte, als sie mich sah, und wollte fliehen. Aber ihr lahmes Bein hinderte sie, so daß sie fiel, und das ganze Holzbündel kollerte auseinander. Da habe ich es ihr wieder zusammensuchen und in die Hütte tragen helfen. Du hättest sehen sollen, wie die fünf Kinder sich freuten.“

„Nun ja,“ sagte der Oberförster, „findet sich morgen in der Hütte deines Schützlings auch nur ein abgeschnittener Ast, so kannst du statt ihrer auf acht Tage ins Gefängnis wandern.“

„Vater,“ sagte die Kleine mit unglaublichem Lächeln.

„Wir sind noch nicht zu Ende,“ fuhr der Oberförster fort; „was sollte denn Frommüller bei der Sache thun? erwartetest du von ihm etwa, er würde dir beim Wegschaffen Königlichem Eigentums helfen?“

„Ja,“ erwiderte sie harmlos, „ich dachte, er würde mir die Last abnehmen, wenn ich ihm sagte, daß sie mir zu schwer wäre; er hat mir ja schon zweimal geholfen, einen heruntergefallenen Vogel wieder in das Nest zu bringen.“

Hier wurde das Gespräch durch den Gast unterbrochen, der nicht mehr im Stande war, seine Heiterkeit zu unterdrücken.

Der Oberförster wandte sich zu dem Lachenden und fragte: „Was macht man nun mit einem solchen Mädchen? Und dabei ist der Kindskopf schon siebzehn Jahre alt. Sie wird aber ihr Lebenlang nicht anders werden.“

„Goffentlich nicht,“ sagte der junge Graf und lachte wieder. Und dann entstand eine Pause.

Als der Blick des Gastes jetzt zufällig auf Maria fiel, bemerkte er, daß sie wie geistesabwesend vor sich hinstarrte, während ein schmerzlicher Zug sich um ihren Mund gelegt hatte. Er wunderte sich darüber und es fiel ihm ein, daß sie während des ganzen Abends kein einziges Wort gesprochen hatte.

„Vergißmeinnicht!“ rief der Oberförster plötzlich.

Maria schrak zusammen und erröthete heftig, ja, es wollte dem Gaste scheinen, als ob ein feuchter Schimmer in ihre Augen trat. Die Mutter neigte sich zu ihr, strich leise über das blonde Haupt und flüsterte ihr dann einen wirtschaftlichen Auftrag zu. Sofort erhob sich das Mädchen, sichtlich froh, sich entfernen zu können.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, wiederholte der junge Graf erstaunt und fragend: „Vergißmeinnicht?“

Ein abmahnender Blick flog von Frau Charlotte zu ihrem Gatten hinüber, doch er kam zu spät; der Oberförster hatte mit der Erklärung schon begonnen. „Meine älteste Tochter ist etwas träumerischer Natur,“ sagte er; „sie bringt es fertig, stundenlang mit müßigen Händen stillzusitzen und dabei in den Wald oder nach dem Himmel zu sehen. Dann nenne ich sie „Vergißmeinnicht“, um sie an uns arme Sterbliche zu erinnern.“

Lächelnd erwiderte der Gast: „Ich begreife, daß Fräulein Maria der Versuchung erliegt; dies Haus in seiner poetischen Weltabgeschiedenheit und die ganze, stille, friedvolle Umgebung ladet zum Träumen ein.“

„Bei meiner Jüngsten macht sich dieser Einfluß aber nicht geltend,“ entgegnete der Oberförster heiter. „Ich glaube, sie träumt nicht einmal, wenn sie schläft. Wie Serena?“

„Zuweilen doch, Vater,“ antwortete sie.

„Sie hat zuviel zu thun,“ fuhr der Oberförster fort; „da ist die Küche, der Stall, da sind die Vögel, die Eichhörnchen und die Blumen. Voll Leben und Lebenslust steckt das ganze Geschöpf, und weil sie in ihrem Drange nach Thätigkeit oft dumme Streiche macht, heißt sie die „Kleine Hexe“.“ Er griff nach ihrer Hand und

zog sie zu sich heran. Während er ihren Lockenkopf streichelte, sprach er weiter: „Ein ungelöstes Rätsel ist mir nur, wie ich zu einer solchen Tochter komme. Ich habe mich nie getraut, sie einmal herzlich anzufassen, weil ich immer fürchtete, die Rippesfigur würde unter meinen Händen zerbrechen.“

Der Graf lachte und sah auf die beiden, den hünenhaften Mann und das elsenartige Mägdlein, die jetzt, an einander geschmiegt, wirklich einen ergötzlichen Kontrast bildeten. Bon neuem versuchte er, Serena zum Blaudern zu veranlassen. Unschuldig und mit wachsender Zutraulichkeit ging sie darauf ein, so daß Marias Rückkehr unbeachtet blieb.

Mittlerweile rückten die Zeiger auf der großen Wanduhr langsam aber stetig vor. Als es zehn schlug, sagte der Oberförster: „Herr Graf, wenn Sie morgen bis zum Anfang des Dienstes in Ihrer Garnison sein wollen, so müssen Sie mit der Sonne früh satteln und reiten, und ich werde Ihnen das Geleit geben bis zu der Stelle, wo der Weg nicht zu verfehlen ist. Dann aber müssen wir für jetzt den Tag beschließen.“ Er sah auf Maria.

„Auch heute?“ fragte sie zögernd.

„Ja, auch heute,“ antwortete er bestimmt, und wieder zu dem Gaste gewendet, fuhr er fort: „Wir halten es hier noch mit Vater Luthers Sprüchlein: „wo keine Bibel ist im Haus, da sieht's gar öd' und traurig aus.“

Maria brachte nun eine ehrwürdige Familienbibel herbei. Der Oberförster öffnete sie und las laut den 103. Psalm, dann sprach er das Vaterunser und den Segen. Als die kurze Andacht beendet war, sagte er: „Und nun das Abendlied, meine Kinder; auch das lasse ich mir nicht rauben.“

Die beiden Schwestern gingen zu dem alten Klavier, das in einer Ecke des Zimmers stand. Maria setzte sich, wechselte ein kurzes Wort der Verständigung mit Serena und leitete dann mit weichen Akkorden das Lied ein:

„Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Marien Sohn,
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meiner Seele Zier und Kron'.“

Lieulich verschmolzen die beiden Stimmen, der helle Sopran und der volle Alt, ineinander. Der Gast hatte lauschend den Kopf in die Hand gestützt und auf seinen schönen Zügen lag es wie

Behmut. Als das Lied verklungen war, sagte er leise: „Welch ein Friede wohnt in diesen Räumen!“

„Ist er Ihnen fremd?“ fragte Frau Charlotte freundlich.

„Ja, er ist mir fremd,“ erwiderte er. „Ein trauliches Familienleben habe ich nie gekannt. Wenn ich morgen wieder in meiner Garnison sitze, wird mir dies alles erscheinen wie ein schöner Traum.“

„Sie können den Traum ja wiederholen,“ warf der Oberförster ein.

„Darf ich denn?“ fragte der junge Mann freudig.

„Wenn Foffi nichts dagegen hat, und Sie den Weg finden, warum nicht?“ sagte der Oberförster, und mit Herzlichkeit fügte er hinzu: „Kommen Sie wieder, Herr Graf; unser Gefallen an einander ist gegenseitig.“

Eine Viertelstunde später standen die beiden Schwestern in dem Erkerstübchen, das ihr gemeinsames Heiligtum war. Von Serenas Lippen sprudelte jetzt die Schilderung ihres Schreckens, als sie in dem vermeintlichen Frommüller den Fremden erkannt habe, den sie so neugierig durch den Ginsterbusch betrachtet hatte. „Ich habe ihn hier in der Hausthür ganz fest angeredet,“ sagte sie. „Mir war nachher, als müßte ich in den Boden sinken. Und nun meint er, ich hätte bei dem Ginsterbusch gelacht aus Freude über die Rotkehlchen. Nein, Maria, ich habe wahrscheinlich aus Freude über ihn gelacht; er sah so hübsch aus mit seinen blauen Augen und der blauen Mütze, obwohl er ganz durchnäßt war.“ Darauf folgte wieder eine Beschreibung der zerstörten Vogel-nester und des Sammers, den ein Finkenpärchen über die tote Brut bekundet hatte.

Maria verhielt sich schweigsam; sie zog sich allmählich in die Fensternische zurück. Als dann Serena schon unter ihrem weißen Betthimmel lag, stand die ältere Schwester noch immer unbeweglich, die Stirn an die Scheibe gelehnt, und sah hinaus. Draußen lag das zauberische Mondlicht über dem grünen Walde, die Nachtigallen flöteten ihre Liebeslieder und zuweilen drang durch die Stille der Nacht der Schrei eines Hirsches. Marias Auge und Herz öffnete sich weit, um das Bild aufzunehmen. Wie liebte sie diese ihre schöne, friedliche Heimat, und doch — wie manche bittere Stunde hatte sie in ihr schon verlebt! Sie fühlte, daß sie einen reichen Schatz von Geisteskräften und Gaben in sich trug, sie war sich bewußt, mehr zu besitzen, als man ihr zutraute; es mangelte ihr nur an der Fähigkeit, den verborgenen Reichtum zu verausgaben. Warum auch sollte sie die keusche Scheu überwinden

und einem fremden Auge einen Blick in ihr fest verschlossenes Innere gestatten? War denn überhaupt ein Auge vorhanden, das Verlangen danach trug? Wenn sie mitunter der Gegenstand eines freundlichen Interesses wurde, das dauerte doch nur so lange, bis Serena kam, um mit dem Liebreiz ihres Wesens, mit ihrem anmutigen Getändel und kinderfrohen Lachen die Herzen im Sturme zu gewinnen. Dann war Maria vergessen; niemand achtete mehr auf sie. So war es immer gewesen, und so würde es bleiben. Selbst der Vater — hatte sie nicht einmal, unbemerkt im Nebenzimmer stehend, gehört, wie er zu der Mutter sagte: „Ich will gewiß Maria nicht unrecht thun, aber das mußt du doch zugeben, Lottchen, Serena ist unser Sonnenkind.“

Das Sonnenkind, — und was war sie? Eine heimliche Thräne schlich über Marias Wange. Sie trat vom Fenster zurück und an das Bett der Schwester, die bereits in tiefem Schlafe lag. Die strahlenden Augen waren jetzt bedeckt von den Lidern mit den langen, feinen Wimpern, eine Locke des dunkeln Haares hatte sich über die weiße Stirn gelegt, und ein Rächeln schwebte auf den rosigten Lippen. Das Sonnenkind! Nein, kein trüber, unreiner Gedanke wohnte hinter dieser klaren Stirn, keine Spur von dem quälenden Gefühle des Neides und der Eifersucht, das Marias Herz oft krampfhaft zusammenzog, und das zu bekämpfen ihr so unsägliche Mühe machte. Fast finster war der Ausdruck, mit dem sie jetzt auf das liebliche Gesicht der Schlummernden sah. Und dann beugte sie sich langsam nieder; unwiderstehlich zog es sie hinab, bis ihr Mund den der Schwester in leisem Ruffe berührte.

Serena schlug die Augen auf. Als sie Maria erkannte, schlang sie einen Arm um ihren Hals und richtete sich ein wenig in die Höhe. „Gute Nacht,“ sagte sie zärtlich und schlaftrunken. Hierauf sank sie in die Kissen zurück.

Auch Maria suchte nun ihr Lager. Ehe sie das Licht löschte, griff sie noch nach einem schmalen Büchlein, das auf dem Tische an ihrem Bette lag. Es war Spittas „Psalter und Harfe“. Maria war daheim in der Welt der Dichter und der Poesie. Viele Bände hatte sie gelesen, die drunten in dem großen Bücherschrank des Vaters standen, und oft hatte ihre Seele an der Schönheit der Gedanken und ihres Ausdrucks sich berauscht. Aber so lieb wie dieses schmale Büchlein war ihr noch kein anderes geworden; die Lieder, die darin standen, hatten sie begleitet durch Freud und Leid. Es gab keine Stimmung und keine Empfindung, in der der fromme Glaubensmann nicht aus seinen Liedern heraus das lösende Wort zu ihr gesprochen hatte. Als sie heute das Buch aufschlagen wollte, öffnete es sich von selbst, und sie las, worauf ihr Auge fiel:

„Ich höre deine Stimme,
Mein Girt, und allgemach,
Wenn auch in Schwachheit, Nimm
Ich deinen Schritten nach.
Ach, laß zu allen Zeiten
Mich deine Wege gehn,
Daß deinem sanften Leiten
Mich niemals widerstehn.“

Dann wurde es dunkel im Gemach. Nur das Mondlicht
stahl sich vorsichtig durch die Falten der Vorhänge, und auf seinen
Strahlen huschte der Friede herein, der draußen über der
frühlingsduftigen Natur lag. Er senkte sich jetzt auch in das stille
Erkerstübchen und auf die, die darin schliefen.



Zweites Kapitel.

In den schönen, weitgedehnten Promenaden-Anlagen der Provinzial-Hauptstadt ging es sehr lebhaft zu. Plaudernd und lachend, oder auch ernst und nachdenklich, lustwandelten die Gruppen unter den hohen Bäumen. Da wimmelte es von bunten Trachten, die mit der Pracht der Blumenbeete zu wetteifern schienen, da tummelten sich blinkende Uniformen neben würdebollen Cylinderhüten, da sah man alte Professoren und naive, kaum der Schule entrommene Baccfischchen, übermütige Studenten und greise Matronen. Alles, was sein schweres oder leichtes Tagewerk glücklich hinter sich hatte, kam nun hervor, um den schönen Sommerabend an diesem Plage der allgemeinen Erholung zu genießen.

An einem großen, mit samtenem Rasen überzogenen Plage stand eine Gruppe von Herren, in lebhaftes Gespräch vertieft. Es waren größtenteils Offiziere; nur zwei aus der Gruppe trugen die prunklose bürgerliche Kleidung. An einen der letztgenannten wandte sich jetzt ein junger Mann mit der Frage:

„Also Ihr gefürchteter Vetter ist angekommen, Herr von Sengern?“

Der Gefragte, ein hochgewachsener, schwächlicher Herr, klopfte nachlässig die Asche von seiner Zigarre und erwiderte: „Ja, heute mittag haben wir das Vergnügen gehabt. Bis jetzt ist es aber noch unentschieden, wer am meisten gefürchtet ist, ob der Vetterbruder von uns, oder wir, die ungläubige Sippe, von ihm. Uebrigens,“ fuhr er mit spöttischem Ernste fort und deutete auf seinen Nachbar, einen flotten Studenten, „es ist Unrecht, vor den Ohren meines Bruders Derartiges zu reden; er wird das Kolleg des Herrn

Betters besuchen, und da dürfen wir in seiner unverdorbenen Seele nicht den Geist des Widerspruchs wecken."

"Vielleicht mache ich mit Vetter Berthold gemeinsame Sache," entgegnete der Student ärgerlich, "und dann sitzen wir einmal beide über dir altem Sünder zu Gericht."

"Lieber wäre mir," gab der Bruder gelassen zur Antwort, "wenn der Einfluß des frommen Herrn dahin wirkte, daß die allmonatlich einlaufenden Rechnungen etwas weniger bedeutend würden."

"Bin nur in deine Fußtapfen getreten, Augustin," sagte der Student gleichmütig.

Diese Antwort rief in dem kleinen Kreise ein heiteres Lachen hervor. Der ältere Herr von Sengern unterdrückte klüglich den aufsteigenden Verdruß und sagte ruhig: "Das Geld ist rund, um weiterzurollen. Das hat uns erst kürzlich wieder Graf Reggfeld gezeigt, dem seine letzte Wette gewiß ein hübsches Sümmchen gekostet hat."

Die Blicke sämtlicher Anwesenden richteten sich jetzt neckend und lächelnd auf den Genannten, der bisher schweigend und teilnahmslos ein wenig abseits gestanden hatte. "Wie steht's, Reggfeld," rief ein zweiter Dragoner, "sind Sie noch nicht wieder wettküßig gestimmt?"

"Durchaus nicht," antwortete der Gefragte; "Ihr schwer zu stillender Durst, meine Herren, hat mich fürs erste vollständig ernüchtert."

"Schade!" sagte ein dritter. "Es war ein herrlicher Abend. Nur haben Sie uns zu wenig und zu Ungenaues von Ihren Erlebnissen in dem verzauberten Walde erzählt. Ich argwöhne, daß Sie uns mit der Geschichte vom Uebernachten in der Schießhütte einen großen Bären aufgebunden hatten. Das wäre nicht hübsch von Ihnen, Reggfeld."

"Wenn Sie so unwürdige Zweifel in meine Wahrheitsliebe setzen," entgegnete der Graf Reggfeld, "warum suchen Sie sich dann nicht durch den Augenschein zu überzeugen von dem, was man im Walde erleben kann? Der Eintritt steht jedem frei."

"Danke," sagte der andere, "das würde ich nur in dem Falle thun, wenn Sie mir die Gewißheit gäben, dort eine holde Fee zu finden."

"Und wenn das der Fall wäre," erwiderte Reggfeld, "so würde ich mich doch weislich hüten, Ihnen den Weg zu zeigen."

"Da haben wir es!" rief der lachende Chorus. "Jetzt hat er sich verraten."

"Ja, ja," sagte der dritte Dragoner, "es kann nicht anders sein. Reggfeld ist auf eine Nymphe, eine Elfe oder sonst ein

Waldgeschöpf gestoßen, und die hat ihm einen Zaubertrank kredenz; darum ist er seit jenem Tage so verwandelt.“

„So träumerisch,“ sagte ein kleiner Dragoner mit pffiffigem Lächeln.

„So in sich gefehrt,“ ergänzte der zweite.

„So elegisch angehaucht,“ bemerkte der dritte.

„Man möchte kaum glauben, daß er sonst der Löwe des Tages und der Gesellschaft war,“ sagte der Ulan; „sanftmütig wie ein Lamm geht er einher.“

So flogen die Pfeile des Witzes und der Neckerei noch eine Weile hin und her. Dann machte Augustin von Sengern dem Geplänkel ein Ende, indem er sagte: „Also meine Herren, ich bin Ihrer gewiß; morgen um drei Uhr versammeln Sie sich in unserm Hause zu einer Wasserschiffahrt. Und Sie, Herr Graf, lassen Sie morgen den Träumer zu Hause und bringen Sie den Löwen des Tages mit.“

„Ganz nach Belieben,“ lautete die kühle Antwort, worauf die Gebrüder Sengern ihre Güte künfteten und sich empfahlen.

Auch die Offiziere zerstreuten sich; zwei schlenderten um den Rasenplatz herum der Stadt zu, und zwei andere schlossen sich einer daherkommenden Gesellschaft an. Der kleine Dragoner mit dem schlauen Lächeln schob seinen Arm in den des Grafen Reggfeld und zog ihn mit sich fort. Er war eigentlich von ansehnlicher Mittelgröße, aber neben der hohen Gestalt des andern erschien er fast klein. Seine behende Figur und seine hübschen, intelligenten Züge waren in beständiger Bewegung.

„Sie haben dich tüchtig geneckt,“ sagte er jetzt; „das kommt davon, daß du mit der Sprache nicht offen herausrückst. Aber mir gegenüber könntest du dies geheimnisvolle Wesen jetzt wirklich ablegen.“

„Ich weiß nicht, was du meinst, Barrnbek,“ sagte Reggfeld.

„Verstehe dich nicht; das gelingt dir doch schlecht. Ich will wissen, wo du im Walde eine Zuflucht gefunden hast.“

„Mir scheint, von allen neugierigen Burschen bist du der neugierigste,“ bemerkte Reggfeld.

Barrnbek machte eine entrüstete Geste und sagte: „Würdest nicht auch du einiges Interesse verraten, wenn der Fall umgekehrt läge, wenn ich der Wissende wäre und du der Angeführte?“

„Vielleicht,“ antwortete Reggfeld. „Und da du wirklich darunter zu leiden scheinst, so will ich deine Wißbegier befriedigen. Es wohnt in dem Walde ein lebenswürdiger Oberförster, der hat den Verirrten unter sein Dach genommen. Das darfst du aber

den anderen nicht sagen; sonst reitet die ganze Gesellschaft einmal hinaus, und das würde dem alten Herrn Unruhe schaffen.“

„Versteht sich,“ erwiderte Barrnbek. „Also ein Oberförster. Eigentlich, wenn man bei dir von der Wirkung auf die Ursache schließen wollte, so hätte ich eine romantischere Lösung des Rätsels erwartet. Ein liebenswürdiger Oberförster — hm! Muß sehr liebenswürdig gewesen sein, außerordentlich. Hat dir wohl die herrlichsten Jagdgeschichten vorgelogen? Aber nun sei nur morgen nicht so zerstreut und traumberloren, Reggfield, sonst kränkst du Fräulein Esther.“

„Was könnte sie für einen Grund haben, sich durch meine Zerstretheit kränken zu lassen?“ fragte Reggfield etwas ärgerlich.

„O du heilige Einfalt!“ lachte Barrnbek. „Sedoch, abgesehen von Fräulein Esther, wäre es auch undankbar gegen die Sengernsche Familie überhaupt. Denke doch, wie verdient sie sich um uns machen.“

„Dankbar braucht man nur für Wohlthaten zu sein, nicht für Strapazen,“ sagte Reggfield. „Morgen in der Hitze tanzen zu müssen, das ist entschieden ein Verbrechen an unserer Gesundheit.“

„Früher warst du weniger um deine Gesundheit besorgt,“ äußerte Barrnbek. „Du mußt mir aber doch zugeben, daß Sengerns wahrhaft erfinderisch sind in der Veranstaltung von Festen. Läßt sich kein Ball arrangieren, so giebt’s ein Souper, sind zum Souper die Tage zu lang, so giebt’s ein Diner, und wenn’s kein Diner sein kann, so giebt’s doch eine Wasserfahrt. Mehr kann ein billig denkender Mensch nicht verlangen.“

Reggfield zuckte nur die Achseln und Barrnbek fuhr fort: „Freilich hört und sieht man dort auch manches, was einem nicht gefällt. Zum Beispiel läßt die Eintracht unter den Familiengliedern einiges zu wünschen übrig.“

„Darüber können wir nicht urteilen,“ entgegnete Reggfield; „wir verstehen nichts von Familienleben. In ihrer Art sind Sengerns ganz charmant.“

„O gewiß, gewiß,“ sagte Barrnbek eilig, „besonders Fräulein Esther ist in ihrer Art ganz charmant, oder sagen wir lieber reizend. Ich wollte auch nur sehen, ob du nicht doch ihre Partei nehmen würdest, wenn man sie angreift.“

„Es ist mir völlig gleichgiltig, ob sie angegriffen oder verteidigt wird,“ antwortete Reggfield mißmutig.

Jetzt blieb Barrnbek stehen und griff sich in komischer Verzweiflung an den Kopf. „Geduld, verlaß mich nicht!“ rief er. „Reggfield, das ist ja nicht zum Aushalten. Gefällst du dir heute

in Widersprüchen, oder redest du nur so ins Blaue hinein, um mich zu beschäftigen?“

Reggfield, der bisher allerdings das Aussehen gehabt hatte, als ob er lieber schweigen als reden möchte, erwiderte nun erregt: „Mich verdrießen diese ewigen Anspielungen auf Fräulein Esther. Ich weiß nicht, was du damit bezweckst, und ich bitte dich, mich damit zu verschonen.“

„Wie du befehlst,“ sagte Barrnbeß gutmütig. „Ich sprach nur nach, was man in der vornehmen Gesellschaft sich zuraunt und ehrlich will ich dir gestehen, daß es mir für meine Person viel lieber ist, wenn die Gesellschaft unrecht hat und Hymen dich noch lange Zeit mit seinen rothigen Fesseln verschont. Du bist ohnehin erst sechsundzwanzig Jahre alt.“

„Nun, mein Alter oder meine Jugend wäre kein Hindernis,“ entgegnete Reggfield, „und wenn das Glück der Liebe bei mir seinen Einzug halten wollte, dann solltest du als guter Freund dich darüber freuen.“

Barrnbeß sah ihn mißtrauisch von der Seite an. „Weißt du, Reggfield, lassen wir das,“ sagte er; „wenn die Rede auf diesen subtilen Gegenstand kommt, dann habe ich keine Stimme mehr. Ich kann von der Liebe nur sprechen, wie der Blinde von der Farbe. Die Natur muß vergessen haben, in meinem Herzen den betreffenden Muskel einzusetzen. Eigentlich ein unverzeihliches Versehen.“

Reggfield lächelte ein wenig, und die beiden Freunde setzten nun schweigend ihren Weg fort bis zu Reggfields Wohnung. Hier verabschiedete sich Barrnbeß mit den Worten: „Schlafe recht gut aus, und sei morgen kein Dufelpeter.“

*

*

*

Das Sengernsche Haus, von dem in den Gesprächen der Herren soviel die Rede gewesen ist, war ein palastartiges Gebäude in einem der vornehmsten Stadtviertel. Seine breite Front mit den blinkenden Spiegelscheiben sah mit aristokratischer Ruhe auf das bunte Straßengewimmel herab. Wenn ein Fremder des Weges kam und gleichgültig an den Häusern rechts und links vorüber schritt, bei diesem Hause blieb er sicher stehen, um nach dem Namen des Eigentümers zu fragen.

Der jetzige Besitzer war ein Herr in der Mitte der sechziger Jahre. Ein gichtisches Leiden, das ihn meist an den Lehnstuhl fesselte, noch mehr vielleicht eine gewisse geistige Schläffheit und ein bedeutendes Phlegma ließen ihn älter erscheinen als er war. In-

mitte seines Reichthums und umgeben von seinen Kindern, führte der alte Herr doch ein einsames Leben; niemand war da, der sich die Mühe nahm, sein Interesse an den Begebenheiten in der Welt und im alltäglichen Leben wach zu erhalten. Wenn sie dafür sorgten, daß seine Zeitungen auf dem rechten Plaze lagen, daß er zu rechter Zeit seinen Porter und seinen Mokka bekam, und daß die Sonnenstrahlen ihn nicht belästigten, so glaubten seine Angehörigen ihre Pflicht erfüllt zu haben. Seit man vor zwölf Jahren die sanfte Lebensgefährtin von ihm hinweg und ins Grab getragen hatte, war die Saite gerissen, die in seiner Seele einen harmonischen Widerhall zu wecken verstand. Von jenem Tage an hatte seine Schwester, Fräulein von Sengern, im Hause das Regiment geführt und die Erziehung der drei Kinder geleitet. Diese Leitung bestand allerdings hauptsächlich in der Sorge für das körperliche Gedeihen; im übrigen thaten die Kinder so ziemlich, was sie wollten, und erlebten die nachdrücklichsten Erziehungs-Szenen nur dann, wenn sie unter einander in Streit gerieten. Nichtsdestoweniger waren sie zu stattlichen, jungen Leuten herangewachsen, die das Herz des Vaters mit Stolz erfüllten. Er war dankbar, wenn sie durch das Aussprechen eines Wunsches ihm Gelegenheit gaben, sie zu erfreuen, und er bezahlte schweigend die nicht unbedeutenden Rechnungen, die von Zeit zu Zeit ihren Weg zu ihm fanden. Sein besonderer Liebling aber war die einzige Tochter, die zwanzigjährige Esther. Indem er ihr jede Bitte erfüllte, suchte er seiner Zärtlichkeit für sie Ausdruck zu geben. Aber er war zu denkmüde, um nach dem Grunde zu forschen, warum trotz dieser Zärtlichkeit sein Liebling durchaus nicht immer glücklich aussah, auch nicht immer lebenswürdig, wie er mitunter nicht umhin konnte zu bemerken.

Auch jetzt sah sie aus, als wäre ihr „die Petersilie verhängelt,“ wie der jüngere Bruder vorhin ungalanter Weise geäußert hatte. Und doch war der Himmel wolkenlos, ebenso blau wie das festliche Gewand, das ihre elegante Figur so vorteilhaft kleidete. Aber die hübsche Esther war schlechter Laune. Sie saß auf dem Balkon und sah hinunter auf den freien Plaz, der sich hier längs des Stadtgrabens hinzog. Sonst gab es da immer etwas zu sehen, aber heute war er öde und leer; keinem Menschen fiel es ein, in der glühenden Mittagssonne spazieren zu gehen, damit Esther von Sengern eine kleine Unterhaltung habe. Nur ein magerer, grauer Esel kam daher, der einen Wasserkarren zog und von einem mageren Manne getrieben wurde. Er brauchte geraume Zeit, bis er von einem Ende des Plazes zum andern gelangte, und unterdessen überdachte Esther noch einmal die verschiedenen Merkwürdigkeiten des heutigen Tages.

Ja, Ernst hatte den Anfang gemacht, er hatte den Klavierlehrer nicht bestellt, obwohl er wußte, wieviel ihr daran gelegen war. Dann bei Tisch war es herausgekommen, daß Augustin für die heutige Wasserfahrt ein Dampfschiff gemietet hatte anstatt mehrere einzelne Boote, wie es ihr Wunsch gewesen war. Augustin that nie, was sie wünschte. Und dann — das war eigentlich unerhört —, dann hatte dieser Vetter, dieser Franz Berthold ihr zugemutet, zu Hause zu bleiben, um ihren Vater, der an dem Ausflug nicht teilnehmen konnte, die Zeit zu vertreiben. „Ich,“ dachte Esther, „um derentwillen das Fest mehr oder weniger arrangiert wurde, und bei Papa sollte ich bleiben, der nichts zu sagen weiß, und dem am wohlsten ist, wenn er still vor sich hinbrütet. Welch eine Idee!“ Freilich hatte der gute Vater diese Idee sofort abgelehnt, er war ordentlich erschrocken gewesen, und Vetter Berthold hatte darauf ruhig erklärt, daß dann er derjenige sein würde, der zu Hause bliebe. Nun, mochte er! Seit zwei Tagen war er hier als Privatdozent an der Universität, und sie hatten ihn aufgefodert, seine Wohnung bei ihnen zu nehmen, weil er der Schwestersohn ihrer verstorbenen Mutter war. Mochte er zu Hause bleiben, wenn ihm das besser gefiel.

So, nun bog der Esel um die Ecke, und nun passierte nichts mehr da unten, absolut nichts mehr. Die Herren Brüder saßen in dem kühlen Cabinet und lasen die Zeitung; da mußten sie nichts von Langerweile. Sie aber hatten sie hinausgewiesen, weil sie, anstatt zu lesen, mit ihrem Hunde gespielt hatte. Die Kindereien mit dem klaffenden Röter könne sie auch anderwärts treiben, hatte Augustin gesagt, hier wünsche er nicht gestört zu werden. Und so saß sie nun hier, zerpflückte Blüten und Blätter von den dastehenden Topfgewächsen und beobachtete, wie schrecklich langsam der Zeiger auf der Turmuhr drüben von Ziffer zu Ziffer rückte. Endlich war es halb drei, und nun schellte unten die Hausglocke, und bald darauf trat ein Diener ein, der den ersten Gast meldete.

Es war eine von Esthers zahlreichen Freundinnen, ein Fräulein von Ehrenberg. Die beiden jungen Damen gingen in den Empfangssaal, wo Esther ihrem übervollen Herzen Luft machte. Tröstend ging die Freundin auf ihre Klagen ein. Dann, ahnend, daß es nur eines gewissen Namens bedürfe, um Esthers Gedankengang in andere Bahnen zu leiten, sagte sie: „Ich möchte wohl wissen, wohin Graf Reggfeld soeben seine Schritte lenkte. Als ich aus unserem Hause trat, sah ich ihn vor mir hergehen, aber nach der entgegengesetzten Richtung von hier.“

„Er ging fort,“ sagte Esther leise, „und er hatte doch versprochen, zu kommen.“

„Er wird auch kommen,“ erwiderte die Freundin gutmütig. „Wer weiß, was er noch zu besorgen hat, vielleicht eine Blume für dich.“

„Ach nein,“ widersprach Esther kummervoll, „die Zeiten sind vorüber; seit zwei bis drei Wochen ist er ganz verändert, und ich habe schon manchmal gedacht, ob vielleicht jemand aus unserm Hause ihn beleidigt hat.“

„Möglicherweise,“ sagte die Freundin lachend, „hat er dir noch nicht vergeben, daß du neulich sein schönes Cello-Spiel so grausam verdarbst. Ich stand ihm gegenüber und konnte sehen, wie es bei jedem falschen Akkord, den du griffst, in seinem Gesicht wetterleuchtete.“

„Wenn ich doch besser spielen könnte!“ seufzte Esther. „Ich will ja keine Mühe scheuen, und wie ein Kind von vorn anfangen. Aber Ernst hat den Musiklehrer nicht bestellt, obwohl ich ihn so darum gebeten hatte.“

„Ich will dir meinen Lehrer schicken,“ versprach Fräulein von Ehrenberg. „Fürs erste jedoch, Essi, begleite lieber keinen Cello-Spieler mehr. Es war etwas kühn von dir, einem Künstler gegenüber, wie Graf Reggfeld es ist. Ich habe dich bewundert.“

Unter diesem Geplauder rückte der Zeiger auf der Uhr ebenso schnell vorwärts, wie er es vorher langsam gethan hatte. Es war beinahe drei und die Gäste mehrten sich nun. In bunter Fülle strömten sie herein, Herren und Damen, Zivil und Militär. Bei dem jedesmaligen Oeffnen der Thür blickte Esther erwartungsvoll auf, und jedesmal flog ein Schatten der Enttäuschung über ihre Züge.

„Wo bleiben denn heute unsere siamesischen Zwillinge?“ fragte Herr von Elbeding, der junge Ulanen-Deutnant vom vorigen Abend.

Endlich, zwei Minuten nach der zum Aufbruch bestimmten Zeit, erschienen die Säumigen. Beide sahen sehr erhitzt aus. Barnbeck schob seinen etwas widerstrebenden Freund in die Mitte des Saals und rief: „So, meine Damen, da bringe ich Ihnen Ihren Liebling, und nun schelten Sie ihn einmal gehörig aus.“

„Warum?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Ja,“ fuhr der muntere Sprecher fort, „ich sehe es Ihnen an, Sie möchten ihm gern schon von vornherein Pardon geben, noch ehe Sie wissen, um was es sich handelt. Aber daraus wird heute nichts. Das sollte sich nur einmal ein anderer von uns unterstehen, den würden Sie auf lange Zeit in Acht und Bann thun.“

„Was haben Sie verbrochen, Herr Graf?“ fragte eine alte Dame mit freundlichem Gesicht.

Reggfield erwiderte: „Ich will meinen Freund nicht um das Vergnügen bringen, Ihnen die schreckliche Geschichte zu erzählen.“

Hierauf hob nun Barrnkef an: „Nachdem wir heute morgen in aller Form verabredet hatten, daß ich ihn in seiner Wohnung abholen und wir dann zusammen hierher gehen wollten, finde ich, zur festgesetzten Minute antretend, das Nest leer; mein Reggfield ist auf und davon. Ich glaubte, er wäre vielleicht vorausgegangen, was ja allerdings auch nicht vertragsmäßig gewesen wäre, doch sein Bursche versicherte mir, der gnädige Herr Graf wären just in der verkehrten Richtung von dannen spaziert. Was blieb mir übrig? Ich setzte ihm nach, im Sturmschritt — bei der heutigen Hitze eine Leistung, meine Damen —, und als ich ihn nach einer heißen Viertelstunde endlich eingeholt hatte, was glauben Sie wohl, was er mir da گفته?“

„Daß ihm sein Versprechen leid geworden war?“ fragte eine Dame.

„Wenn es nur das wäre! Nein, vergessen hat er seine Zusage, die ganze Wasserfahrt, die ganze Gesellschaft, Sie meine Damen, mich, kurz, alles. Was sagen Sie jetzt?“

„Ei, ei, Herr Graf, so zerstreut!“ sagte die alte Dame mit dem freundlichen Gesicht und drohte ihm mit dem Finger.

„Wir fürchteten beinahe, Sie würden nicht mehr kommen,“ fügte Esther hinzu, indem sie ihre glänzenden Augen zu dem Angeklagten erhob.

Reggfield verneigte sich und sagte: „Zum Glück doch nur beinahe.“

Man brach nun auf. Mehrere Wagen brachten die Gesellschaft zum Landungsplatz, wo unter Scherz und Lachen die Einschiffung erfolgte. Dann glitt man dampfend den Fluß hinunter, während eine an Bord befindliche kleine Musif-Kapelle heitere Weisen spielte. Das Sonnenlicht tanzte auf den schäumenden Wassern des Rades, und ein leichter Wind fächelte durch das Röhricht, das sich anmutig bog und neigte.

Das Ziel der Fahrt war eine kleine, bewaldete Insel, auf der sich eine Restauration mit einem Tanzsaal befand. Dort wurde unter grünen Buchen die Tafel gedeckt, und bald überkante das Klappern der Tassen und Teller und das Klirren der Gläser die Nieder der Waldsänger.

Esther saß an der Mitte der Tafel. Sie sah jetzt glücklich und zufrieden aus, obgleich die etwas träumerische Stimmung ihres Nachbarn zur Linken in ihrer Seele einen Widerhall zu wecken schien.

Barrnkef, der den beiden gegenüber saß, strengte sich auf das äußerste an, sie in eine lebhaftere Unterhaltung zu verwickeln. Um

Neggfield zum Widerspruch zu reizen, behauptete er die wunderbarsten Dinge, wie zum Beispiel, daß die Aequinoctial-Stürme von einer Einwirkung des Mondes auf den Aequator herrührten. In der Erläuterung eines ähnlichen Sazes wurde er unterbrochen durch verworrene Laute, die vom jenfeitigen Ufer herüberdrangen. Es klang wie fernes Glockengeläute und wie das eintönige Abzingen eines Choral's. Man konnte von dem kleinen Hochplateau aus deutlich das Ufer übersehen, und so richteten sich fast sämtliche Augen nach der Stelle, woher die Laute zu kommen schienen. Nicht lange, so sah man aus dem Gehölz einen kleinen Zug heraustreten, voran die Chorknaben mit dem Kreuzifix, dann den Lehrer mit der singenden Schuljugend, dann den Geistlichen im langen Talar, dann den schmucklosen Sarg, und dahinter ein kleines Gefolge. Niemand wußte, wer da zur Ruhe getragen ward, ob ein armer, müder Pilger oder ein frohes, spielendes Kind, aber dennoch haften die Blicke aller mit mehr oder weniger Teilnahme an dem kleinen Zuge, vielleicht, weil der Kontrast, den er zu ihrer lachenden Lebenslust bildete, so stark war.

Graf Reggfield vor allen verfolgte den Zug Schritt für Schritt, bis er in einer Biegung des Weges verschwand. Seine zweite Nachbarin, eine stattliche Excellenz, hatte schon wiederholt das Wort an ihn gerichtet, ohne seine Aufmerksamkeit fesseln zu können. „Mein bester Graf,“ sagte sie nun, „haben Sie denn diesen Toten gekannt?“

„Vielleicht ist es der arme Friede, der keine Heimat bei uns finden konnte,“ antwortete Reggfield.

„O, er ist wieder zerstreut,“ sagte die Dame ein wenig entsetzt und wandte sich an Barrnbek. „Was sprach er da für sonderbare Dinge?“

„Ich bitte in meines Freundes Namen unterthänigst um Verzeihung,“ erwiderte Barrnbek. „Wahrscheinlich hat er keine Ahnung, daß Excellenz die Güte hatten, ihn anzureden.“

„Aber eine solche Geistesabwesenheit ist beunruhigend,“ sagte die Excellenz; „er war früher anders. Dieser Zustand kann nicht normal sein.“

„Allerdings ist er nicht normal,“ antwortete Barrnbek ernsthaft. „Ich bin jedoch in der glücklichen Lage, Ihnen den Grund der Wandlung nennen zu können. Mein Freund beabsichtigt, einen großen Friedensmarsch zu komponieren, der die Welt in Entzücken versetzen wird. Zu diesem Zwecke studiert er schon seit Wochen die Musik sämtlicher Völker der Erde, um zu erfahren, wie sie bei ihren jeweiligen Friedensschlüssen geblasen, gepfiffen und getrommelt haben; aus allem will er etwas verwenden. Excellenz

werden begreifen, daß dem armen Reggfield bei der Größe dieser Aufgabe und der Fülle des Materials zuweilen etwas warm im Kopfe wird."

Die Excellenz sah den Sprecher von der Seite an, als traue sie ihm nicht ganz. „Herr von Barrnbek," sagte sie, „ich glaube, es verursacht Ihnen keine Gewissensbisse, sich mit einer leichtgläubigen alten Person einen Spaß zu machen."

Aber Barrnbeks Gesicht sah so ehrlich aus, und er wies mit so aufrichtiger Entrüstung die Verleumdung von sich, daß die Excellenz sich beruhigte.

Indessen hatte das Begräbniß des Unbekannten noch weiteren Stoff zur Unterhaltung geliefert. Augustin, welcher an einem Ende der langen Tafel saß, zuckte die Achseln und sagte: „Nichts ist mir widerwärtiger als der plärende Gesang der Schulbuben, wenn sie vor einem Sarge herziehen. Wäre ich der Tote, ich drehte mich im Sarge um."

Die Wirkung des sonderbaren Scherzes war verschiedenartig; einige lachten, andere sahen erstaunt auf, und wieder andere gaben leise Zeichen des Unwillens.

„Wenn Ihnen der Choralgesang so sehr zuwider ist," sagte einer der Herren, „dann können Sie ja einmal die Bestimmung hinterlassen, daß bei Ihrem Begräbniß ein Marsch gespielt wird."

„Nein," erwiderte Augustin, „an meinem Grabe soll man singen: „Ach, du lieber Augustin, alles ist weg"."

Diese unerwartete Wendung hatte ein schallendes Gelächter zur Antwort. Nur Reggfield zog die Stirn in finstere Falten und schwieg.

Esther sah ihn besorgt an. „Mein Bruder liebt mitunter seltsame Scherze," sagte sie. „Ich bin nur froh, daß mein Vetter Berthold seine Worte nicht gehört hat; der würde ein böses Gesicht dazu gemacht haben."

Nach aufgehobener Tafel löste sich die Gesellschaft in zwanglose Gruppen auf. Reggfield, Barrnbek, Elbeding und noch mehrere Offiziere standen bei einander und plauderten. Zuletzt kam die Rede auf Augustins Wit.

„Ich muß gestehen," sagte Elbeding, „mein Gewissen regte sich, als ich in das allgemeine Gelächter einstimmt; der Spaß war doch ein bißchen derb."

„Er war roh und herzlos, wie der Baron Sengern selber," sagte Reggfield mit Heftigkeit.

„Kamerad!" riefen die anderen etwas befremdet.

Barrnbek aber erhob die Hand und klopfte seinen ihn weit überragenden Freund auf die Schultern. „Diesem hier dürft ihr nicht alles glauben, Ihr Herren,“ sprach er; „er sagt jetzt oft unverantwortliche Dinge. Zum Beispiel hat er mich heute einen hundertarmigen Polypen genannt, und Sie sehen doch, daß ich nur zwei sehr mäßig lange Arme habe.“

Da lachten die andern, und Anspielungen auf den geheimnisvollen Ritt durch den Wald flogen wieder hin und her. Als sie sich dann einer zweiten Gruppe näherten, zog Barrnbek seinen Freund bei Seite und flüsterte ihm zu: „Reggfield, ich bitte dich, höre jetzt auf, das zerstreute Genie zu sein; ich weiß bald keine Lügen mehr, um deine Unarten zu entschuldigen.“

„Unarten?“ wiederholte Reggfield.

„Ich will sie dir zu Hause alle aufzählen, der Reihe nach,“ versprach Barrnbek. „Nur jetzt sei vernünftig.“

„Ach, Barrnbek,“ sagte Reggfield melancholisch, „wenn du wüßtest, wie fade mir diese Gesellschaft mit ihrem Geschwätz erscheint!“

Barrnbek schüttelte ärgerlich den Kopf. „Ich gebe zu, daß die geistige Höhe von manchen dieser guten Deutschen nicht sehr bedeutend ist, und daß sie vor allen Dingen nicht in den Wolken schweben, wie du zur Zeit zu thun beliebst. Aber das ist kein Grund, sie rücksichtslos zu behandeln. Ich verstehe wirklich nicht, wie du, gerade du, dir dergleichen küssen zu schulden kommen lassen.“

Die ernste Mahnung hatte zur Folge, daß Reggfield beim Eintritt in den Tanzsaal seinen Verpflichtungen als Cavalier mit der möglichsten Gewissenhaftigkeit nachkam. Aber eine Befreiung dünkte es ihn, als gegen Abend die Häupter der Gesellschaft vorschlugen, einen Rundgang um die Insel zu unternehmen.

Die Sonne rüstete sich zum Untergang; langsam sank sie herab und übergieß mit ihren letzten Strahlen die Insel und den Fluß. Dankbar strahlte das Wasser den Glanz zurück, und als das königliche Tagesgestirn noch tiefer sich neigte, schien es, wie wenn Himmel und Erde sich vermählen wollten in schimmerndem Gold.

Die Lustwandelnden waren am Ufer stehen geblieben und deckten, geblendet, die Hände über die Augen. „Das wäre jetzt der geeignete Moment für eine von Graf Reggfields schönen Phantasien,“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

Die Worte waren kaum gesprochen, so sah man Esther flüchtigen Fußes über die Wiesen hin nach dem Hause eilen. Nach kurzer Zeit erschien sie wieder und trug ein Cello vor sich her. Dienstbeflissen stürzten die jungen Herren ihr entgegen, um ihr

die Last abzunehmen. Doch lachend wies sie die Helfer zurück und schritt weiter auf Reggfield zu. Er bemerkte ihr Kommen ohne sonderliches Vergnügen und ging ihr erst entgegen, als die höfliche Sitte dies unvermeidlich machte. Ihm überließ Esther willig ihre Beute. Bittend sagte sie: „Nicht wahr, Herr Graf, Sie werden spielen?“

„Auf dem Dinge da?“ sagte Reggfield, indem er die Stirn runzelte.

„Es ist wirklich und gewiß ein Violoncell,“ erwiderte Esther, „wenn auch vielleicht nicht ein Cremoneser, wie das Ihrige, und unter Ihrer Hand, Herr Graf, wird das Ding das leisten, was es vermag.“ Als die Stirn sich noch immer nicht glätten wollte, fuhr sie fort: „Bedenken Sie, wie vielen Sie einen Wunsch erfüllen, wenn Sie spielen. Es ist ja auch kein Klavier in der Nähe, auf dem Sie meine Begleitung zu fürchten hätten.“

Das lockte nun doch ein Lächeln auf Reggfields Lippen, und er sagte artig: „O, bitte sehr, gnädiges Fräulein.“ Dann ließ er sich auf die zunächststehende Bank nieder, stimmte das Instrument und setzte den Bogen an. Esther hatte nicht zuviel gesagt; unter seiner Hand zogen schmelzend weich die Töne hinaus in die abendliche Stille. Was er spielte, war die Eingebung des Augenblicks und tönte die Empfindungen einer von Zweifel und Sehnsucht erfüllten Seele aus. Allmählich gingen die stürmischen Läufer in ein sanfteres Thema über, und den Schluß bildete eine fromme Melodie. Auf einer langen Reihe von Doppeltonen schwebte sie heran und legte sich schmeichelnd an die Herzen der Hörer, wie zwei liebliche Menschenstimmen, die dem Herrn über Himmel und Erde ein Loblied singen.

„Was war das für eine Melodie?“ fragten die Zuhörer, als Reggfield den Bogen sinken ließ.

„Eine Friedens-Melodie,“ antwortete er kurz und stand auf, um das Instrument seinem Eigentümer zurückzubringen.

„Also scheint Herr von Barrnbeß doch recht zu haben,“ sagte die Excellenz zu einer anderen Dame; „er beschäftigt sich mit Friedensmusik. Aber doch — ein Marsch, zusammengetragen aus der Musik sämtlicher Völker — eine wunderliche Idee.“

Spät am Abend dampfte das Schiff wieder den Fluß hinauf. Scherzend, plaudernd, lachend, wie auf dem Hinwege, saß die Gesellschaft auf dem Deck und genoß den wohl gelungenen Tag bis zur Neige.

Von den andern abgesondert, lehnte am Mast die hohe Gestalt unseres Helden, sah hinauf zu den funkelnden Sternen und hinab auf die dunkle Wasserstraße, die das Schiff durchheilte.

Jetzt war es nur der Widerschein der bunten Laternen, der über die Wellen des Rades hinweghuschte; der übrige Wasserspiegel lag in unheimlicher Schwärze vor seinen Augen. Der Wind aber fächelte auch jetzt noch durch die Winfen und flüsterte im Schilfrohr. Was flüsterte er? Es schien dem stillen Bauscher wie eine liebe Erinnerung. Er murmelte vor sich hin:

„Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
Der unser traurig Herz erfreut.“



Drittes Kapitel.

Es war ein schöner, warmer Septembertag, der Himmel prangte in tiefem Blau, nur einige weiße Wölkchen zogen wie Schwäne darüber hin. Schon begann der Herbst mit leiser Hand das Laub der Bäume zu färben, hier ein wenig gelb, dort rötlich angehaucht, eine sanfte Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie die ersten grauen Haare auf einem dunkeln Scheitel.

Den weichen, moosigen Pfad vom Forsthaufe herab wandelten an diesem Tage Maria und Serena. Sie hatten sich gegenseitig umschlungen, und ihre melodischen Stimmen, mitunter auch Serenas helles Lachen, schallten fröhlich durch den Wald oder riesen wohl gar ein fernes Echo nach. Dann blieb Serena jedesmal stehen, um durch lautes „Halliho“ den unsichtbaren Antwortgeber herauszufordern. Nach verschiedenen solchen Unterbrechungen erreichten sie das Ende des Pfades, einen kleinen, sanft anschwellenden Hügel, um dessen Fuß ein klarer Bach floß, halb überdeckt von Farnkräutern und wilden Blumen. Lieblich war das Bild, das sich dem Auge von dieser Anhöhe aus zeigte. Eine saftgrüne Wiese, umsäumt von dunklen Fichten, und ganz im Hintergrunde ein weinumranktes Erkerfenster, das aus dem Gebüsch hervorlugte.

„Maria, wie schön ist es auf der Welt!“ sagte Serena, als sich beide in das weiche Moos gesetzt hatten. „O, es ist eine Lust, zu leben!“

Maria antwortete nicht; sie hatte sich leicht hintenüber geneigt und den Ellenbogen auf das Moos und den Kopf in die Hand gestützt. So sah sie mit sinnendem Blick in die anmutige Landschaft.

„Woran denkst du denn?“ fragte Serena nach einer Weile.
„An einen Niedervers,“ antwortete Maria. „Er spricht fast das Gegenteil von dem aus, was du vorhin sagtest.“

„Ist der Vers von Spitta?“ fragte die Kleine mit einem Anflug von Schelmerei.

„Nein, von Gerok,“ erwiderte Maria.

„Sage mir ihn,“ bat Serena; „ich höre es so gern, wenn du Verse sagst.“

Mit leiser Stimme sagte Maria wie träumend:

„Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain.
Auch vergehen und sterben
Deucht mir süß zu sein.“

„O!“ sagte Serena bedauernd und enttäuscht.

„Gefällt dir das nicht?“ fragte Maria.

Serena schüttelte den Kopf. „Ich möchte jetzt nicht sterben.“

„Warum nicht?“ fragte Maria, die, wie manches schwärmerische junge Mädchen, einen frühen Tod für das begehrenswerteste Loos hielt. „Fürchtest du dich vor dem Sterben?“

„Vor dem Grabe,“ verbesserte Serena; „das ist so schwarz und schauerlich, und ich denke immer, der Mensch weiß es, daß sie ihn einscharren, und daß er nun nie, nie mehr ein Hündchen Licht oder eine Blume sehen wird, und das ist entsetzlich.“

„Serena!“ sagte die ältere Schwester mit etwas mitleidigem Lächeln. „Die erlöste Seele kann von dem Grabe nicht gehalten werden, nur der tote Leib liegt darin.“

„Ja, eben das verstehe ich nicht,“ antwortete Serena; „ich begreife nicht, wie der Leib so still und starr werden kann. Sieh“ — sie sprang auf ihre Füße, erhob die Arme und drehte sich ein paarmal um sich selbst — „kannst du dir denken, daß diese Glieder einmal still und regungslos sein werden? Sieh dir keine Mühe mit mir,“ fuhr sie bekümmert fort, als Maria ihr antworten wollte, „ich weiß ganz gut, was du sagen willst, und ich glaube ja auch, daß Gott mir die Furcht nehmen wird, wenn ich einmal sterben muß. Aber ich hoffe, er läßt mich noch recht lange leben, und immer werde ich sagen, daß ich lieber oben auf dem Grabe sitze, als unten darin liegen möchte.“

„Was bist du für ein kindisches Mädchen!“ sagte Maria.

Die Kleine legte ihren Kopf schmeichelnd an der Schwester Schulter. „Immer sagst du so,“ klagte sie halb schmollend.

„Wenn ich einmal einen Gedanken auszusprechen wage, dann nennst du ihn kindisch. Ich werde gar nicht mehr von Gedanken reden; ich werde jetzt einen Kranz flechten.“ Sie sprang den kleinen Abhang hinunter und wanderte dann eine Weile am Wiesenrande hin und her, um blühende Grika zu sammeln. Als sie mit ihrer Beute wieder neben der Schwester saß, fragte sie plötzlich: „Maria, denkst du noch manchmal an den Grafen, den damals das Gewitter zu uns verschlagen hatte?“

Ueberrascht sah Maria sie an. „Wie kommst du darauf?“ fragte sie.

„Ich denke zuweilen an ihn,“ antwortete Serena; er war so hübsch, und er hatte doch versprochen, wiederzukommen. Das war im Mai, und jetzt haben wir September. Glaubst du, daß er jemals kommen wird?“

Maria zuckte die Achseln.

„Auch wüßte ich so gern, wie er heißt,“ fuhr Serena fort; „ich habe keine Ruhe, bis ich die Taufnamen der Menschen weiß, die ich kenne.“

„Nun,“ sagte Maria, „wenn er noch einmal wiederkommen sollte, kannst du ihn ja danach fragen.“

„Schickt sich das?“

„Du kannst es thun.“

„Warum ich?“

„Nun,“ sagte Maria wieder, aber sie wandte sich diesmal ab und ihre Stimme klang herbe, „du kannst manches thun, was anderen nicht erlaubt ist.“

Serena hatte während der letzten Worte ihren Kranz sinken lassen und aufmerksam in das Gesicht ihrer Schwester geblickt. „Ich werde ihn nicht fragen,“ sagte sie jetzt mit ungewöhnlichem Ernste, und dann fuhr sie in ihrer dustigen Arbeit fort. Als der Kranz vollendet war, setzte sie ihn Maria auf, doch der Schmuck fand nicht ihren Beifall. „Die blauen Blumen, deren Namen du nicht gern hörst, stehen dir besser,“ sagte sie. „Gieb her, dies rote Gestrüpp gehört in mein widerspenstiges Haar. Für dich will ich noch einen Kranz von Vergißmeinnicht winden.“

„Nein, laß das,“ erwiderte Maria, „wir müssen jetzt nach Hause gehen.“

Sie wählten zur Heimkehr einen anderen Weg, der nach ungefähr fünf Minuten in die große Fahrstraße mündete nicht weit von der Stelle, wo diese die scharfe Biegung machte. Maria blieb stehen und sah die Straße hinauf. „Immer, wenn ich

hier stehe, meine ich, es müßte jemand um die Ecke biegen," sagte sie.

"Aber es kommt niemand, höchstens ein Hirsch," antwortete Serena. "Sorch, ich glaube, heute biegt wirklich einer um die Ecke; hörst du es tappen und knistern? Gleich müssen wir den Kopf sehen. Da!"

Beide Schwestern verstummten. Was da um die Ecke bog, war nicht der gehörnte Kopf eines Hirsches, sondern der schlank gebogene Hals eines Pferdes, und gleich darauf wurde auch der Reiter sichtbar, ein Reiter im hellblauen Soldatenrock.

"Laß uns nach Hause gehen," flüsterte Serena. Als Maria aber unbeweglich stehen blieb, riß sie sich von ihr los und eilte ohne sie von dannen.

"Bleibe hier!" rief Maria ihr nach. "Es ist unhöflich, so davonzulaufen."

Doch die Kleine war schon im Gebüsch verschwunden.

Der Reiter spornte jetzt sein Pferd an und war mit wenigen Sägen an der Seite des blonden Mädchens. "Grüß Gott, Fräulein Maria!" sagte er, sich verneigend. "Kennen Sie mich noch?"

"Ich habe kein schlechtes Gedächtnis," erwiderte sie lächelnd, „obgleich —“

"Obgleich es sehr lange her ist, seit Sie mich sahen, wollen Sie sagen," vollendete er. "Ja, Fräulein Maria, mir ist es eigen ergangen." Er schwang sich aus dem Sattel und ging nun neben ihr her, indem er das Pferd am Zügel führte. "Ich glaube, über diesem Walde liegt ein Zauberbann, und wer in seinen Kreis tritt, der ist ihm verfallen."

"Inwiefern?" fragte sie.

Er fuhr fort: "Der von dem Zauberbann Befallene kann hinfort kaum einen anderen Gedanken hegen als den an diesen Wald und seine Bewohner. Im lauten Straßengetümmel, im lachenden Freundeskreise, immer verfolgt mich die Erinnerung an das stille, friedliche Glück, das ich in Ihrem Elternhause kennen lernte, und die heiße Sehnsucht, auch einen Teil daran haben zu dürfen. Fast mit Gewalt zog es mich her. Ich aber fürchtete, es würde nach einem zweiten Besuche noch schlimmer mit mir werden, darum kämpfte ich gegen den Zauber, bis ich einsah, daß der Kampf vergeblich war. Da habe ich die Waffen gestreckt und — hier bin ich."

"Wir alle werden uns freuen, Sie wieder in unserm Hause begrüßen zu können," sagte Maria; "auch wir haben Ihnen ein gutes Andenken bewahrt."

„Das ist mehr, als ich nach so langer Zeit zu hoffen wagte,“ entgegnete Reggfield, und nach einer Pause fragte er: „War nicht vorhin noch jemand bei Ihnen? Mir schien, als hätte ich eine zweite Gestalt gesehen, die dann verschwand.“

„Meine Schwester war bei mir,“ antwortete Maria etwas besangen; „sie ist —“

„Vor mir geflohen, ich sah es wohl,“ vollendete er wieder, als sie zögerte. „Hielt sie mich für einen Räuber, das furchtsame Kind? Als ich das erste Mal kam, war sie mutiger.“

Jetzt hatten sie den Anfang der Dichtung erreicht, auf der das Forsthaus stand, und hier kam ihnen der Oberförster, von Serena begleitet, entgegengeschritten. „Also wirklich!“ rief er aus. „Ich wollte es nicht glauben, was mir die kleine Gere atemlos berichtete: „Er ist wieder da!“ Ich dachte, der böse Fokki hätte sich so energisch gegen eine Wiederholung der langen Reise gestraußt, daß sein Herr darüber sein Versprechen vergaß. Nun aber seien Sie mir herzlich willkommen.“

Reggfield ergriff die dargebotene Rechte und dankte in derselben warmen, treuherzigen Weise, die ihm bei seinem ersten Kommen das ganze Wohlwollen des Hüters erworben hatte. Als er hierauf auch Serena begrüßte, fragte er sie ganz unvermittelt: „Warum sind Sie denn vor mir davongelaufen?“

Sie geriet in peinliche Verlegenheit und schmiegte sich wie hilfesuchend an ihren Vater. Er legte seine große Hand auf ihre Schulter und sagte begütigend: „Sie müssen die kleine Gere nicht wegen Unbesonnenheit zur Rede stellen, Herr Graf, sonst kommt sie von der Anklagebank niemals herunter.“

Reggfield lächelte. Dann auf den Kranz in ihrem Haar blickend, sprach er: „Es ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie sich zu meinem Empfange mit meinen Blumen geschmückt haben. Meine Mutter hieß nämlich Erika, und ich heiße Erich.“

Die unerwartete Erfüllung ihres Wunsches rief ein helles Rot auf Serenas Wangen. Leuchtenden Auges sah sie zu Maria hinüber, und im Weitergehen machte sie es möglich, sich von des Vaters Hand zu lösen, um sich der Schwester zuzugesellen. „Maria,“ flüsterte sie, „bin ich nicht ein Glückskind?“

Während die beiden Mädchen ins Haus gingen, um der Mutter den Gast zu melden, brachten die Herren den Goldfuchs in den Hof. Reggfield eilte mit dem Tiere voran. Er freute sich, daß er mit den Räumlichkeiten noch Bescheid wußte, und daß ihm auch der Name des Rutschers nicht entfallen war. Alsdann ließen

sich beide, Hausherr und Gast, auf dem Platze unter den Akazien nieder. Es war so still ringsum, nur einige Bienen summten um die schmalen Blumenbeete, und in leisem Wehen kam der Odem des Waldes zu ihnen herüber.

„Wie ich mich gesehnt habe nach diesem harzigen Dufte!“ sagte Reggfeld. „War es nicht tapfer von mir, daß ich vier Monate lang der Lockung widerstanden habe, ihn von neuem zu atmen? Aber wenn ich mich so mit der Erinnerung an Ihr Haus beschäftigte, dann ist mir oft aufgefallen, wie wenig deutsch doch Ihr Name klingt, Herr Viriletti.“

„Ich bin auch von Geburt kein Deutscher,“ antwortete der Oberförster. „Mein Vater ist aus Italien hier eingewandert um die Zeit, als der erste Napoleon die Völker Europas durcheinandertrieb. Ich war dazumal kaum fünf Jahre alt, aber doch entsinne ich mich ziemlich gut der sonnigen Heimat meiner Kindheit. Einzelne Bilder, wie ich mit meiner Mutter und Schwester im Olivenhain spazieren ging oder im leichten Wagen unter dem lachenden Himmel dahinsuhr, sind meinem Gedächtnis für immer eingeprägt. Und noch ein anderes Bild ist mir gegenwärtig. Ich sehe mich allein, nur von einem Diener in Libree begleitet, über eine Wiese schreiten. Da kommt ein Sumpf. Ich achte der Warnung nicht, sondern hüpfte kindisch unbedacht auf das gleißende Grün. Und nun versinke ich tiefer und tiefer, und als endlich die rettende Hand des Dieners mich herauszieht, bin ich mit Schlamm überzogen und unfähig, mich zu bewegen. Doch damit schließt die Geschichte. Was vor- oder nachher geschehen ist, und in welchem Verhältnis der Diener zu mir gestanden hat, das geht unter in dem Nebelmeer, welches bei unserer frühesten Jugend die Stelle der Erinnerung vertritt. Ebenso habe ich nie erfahren können, was meinen Vater aus Italien vertrieben hat. Ich sah ihn mit sechs Jahren zum letztenmal. Er ist in der Schlacht bei Aspern gefallen, so sagte man mir später, wenn ich nach ihm fragte.“

Hier unterbrach das Kommen von Frau Charlotte die Unterhaltung. Aber der Oberförster war jetzt so vertieft in seine Jugenderinnerungen, daß er gleich nach der Begrüßung fortfuhr. „Ich selbst bin ein guter Preuße geworden, mein Herz und meine Sympathien sind deutsch, und der deutsche Wald, in dem ich aufgewachsen bin, ist mir lieber geworden als jener Olivenhain. Das hat nicht zum mindesten sie bewirkt“ — hier nickte er freundlich seiner Gattin zu — „die die grüne Heimat mit mir geteilt hat. Ein kleiner Spätling, wurde sie meinen guten Pflegeeltern geboren, als ich schon vierzehn Jahre zählte, und ich selbst war das

erste Kindermädchen meiner nachmaligen Frau. Nicht wahr, Tottchen, es war eine schöne Zeit, als ich dich noch auf dem Arme trug und die Puppen und Bälle nähte?"

Sie nickte und lächelte.

„Meine älteste Tochter,“ hub der Oberförster noch einmal an, „hat, wie mein liebes Weib, ein durchaus deutsches Aussehen. Bei der kleinen Sere aber ist meine italienische Abstammung noch deutlich zu merken.“

Da trat sie eben heraus, die kleine Sere. Sie trug einen gefüllten Teller in der Hand, und um sie herum sprangen drei Hunde, die durch Schmeicheln oder Gewalt einen Bissen zu erbeuten suchten. Kaum konnte das zarte Mägdlein sich des stürmischen Andrangs erwehren, und ihre Bewegungen in diesem Kampfe waren von jener unnachahmlichen Anmut, die den dunkeläugigen Kindern des Südens eigen zu sein pflegt. „Hilf mir, Vater!“ rief sie, „sonst haben wir heute keinen Kuchen zum Kaffee.“

Ein scharfer Biß des Oberförsters rief die Hunde zur Ordnung. Unterdessen deckten die geschäftigen Frauenhände den Tisch; denn auch Maria war herzugekommen, und nun genoß die kleine Gesellschaft gemeinsam das Getränk, dessen Duft sich mit dem Harzgeruch des Waldes vermischte.

Der junge Gast plauderte heiter und unbefangen, man merkte ihm an, wie glücklich er sich fühlte. Im Anschluß an die Erzählung des Oberförsters gab auch er seine Erinnerungen zum besten und begann von seinen Kriegsabenteuern zu sprechen. Denn obwohl noch jung an Jahren, hatte er doch schon zwei Feldzüge mitgemacht, den dänischen und den österreichischen. Lebhaft malte seine Rede die kriegerischen Bilder vor die Augen der Zuhörer, und wieder, wie bei jener ersten Unterhaltung, stieg in Marias Antlitz eine leise Röte. Ihr Blick leuchtete, als sie seinen Schilderungen lauschte. Serena dagegen schüttelte oft in echt mädchenhaftem Entsetzen den Kopf oder hielt sich wohl gar die Ohren zu, wenn er von einem Reiterangriff erzählte.

Allmählich wandte sich das Gespräch der Politik zu. Frau Charlotte, die bei diesem Thema immer etwas wie Unbehagen empfand, stand leise auf, um während der Zeit das Zimmer für den Gast in Bereitschaft zu setzen. Sie winkte Maria, ihr zu folgen, und Serena blieb allein zurück. Doch da auch sie es nicht mehr der Mühe wert fand, zuzuhören, wie die beiden Herren von Kammerverhandlungen sprachen, von Gesandten, Attachierten und Deputierten, so sammelte sie die übrigen Brocken vom Tisch

und begann ihre vierbeinigen Freunde zu füttern. Eifrig drängten sie sich um sie her, suchten einer den andern zu verjagen und haschten in täppischen Sprüngen nach den Bissen, die Serena neckend in die Luft warf. Als der Vorrat zu Ende war, streckten sie sich mit behaglichem Schnaufen zu ihren Füßen nieder. Nur einer, ein großer, prächtiger Hühnerhund, war unzufrieden mit dem Schluß des Vergnügens. Er setzte sich vor Serena hin, wedelte mit dem Schweife, ließ ein sanftes, ausdrucksvolles Geheul ertönen, und als das alles nichts half, legte er seine große Laze auf ihren Schoß.

„Unbescheidener Bursche,“ sagte sie, „was willst du noch? Da, schau her, es ist alle.“ Sie zeigte ihm die leeren Teller.

Sektor aber glaubte auch dieser Beweisführung nicht. Er richtete sich auf, daß er nun am Tische stand und schnüffelte mit weit vorgestreckter Schnauze über die Tafel hin.

„Schäme dich!“ sagte Serena und umfaßte seinen Hals, um ihn zurückzuziehen. Anstatt ihn jedoch gänzlich zu verstoßen, legte sie ihren Kopf lieblosend in sein weiches braunes Fell.

In diesem Augenblick kam Frau Charlotte zurück. Sie bemerkte, daß die vorher so lebhafte Unterhaltung völlig verstummt war. Der Oberförster hatte den Kopf über ein Zeitungsblatt gebeugt, worin er wahrscheinlich ein Weiteres über die Kammerverhandlungen las; Reggfield hielt gleichfalls eine Zeitung in der Hand, doch schien der Inhalt ihn nicht sonderlich zu fesseln; denn er hatte den Arm auf die Lehne der Bank gestützt und beobachtete Serena, während ein Zug halb wie tiefes Sinnen, halb wie feurige Bewunderung auf seinem edlen Antlitz lag.

Frau Charlotte fuhr plötzlich ein Schreck ins Herz. Ein beklemmendes Gefühl, wie die Ahnung einer nahenden Gefahr, überkam sie. Sie nahm ihren Weg an der Tochter vorbei und berührte sie leise mit der Hand. „Setzt ist nicht Zeit zum Spielen,“ sagte sie. „Hole dir eine Arbeit, mein Kind.“

Erschrocken befreite sich Serena von Sektor, schüttelte die Locken zurück und sprang ins Haus, der bellende Hund mit ihr.

Reggfield sah den Enteilenden nach. Es that ihm leid, daß die kleine Scene gestört worden war, und er wollte sein Bedauern darüber aussprechen. Doch Frau Charlotte errötete wie ein junges Mädchen und rollte mit raschen Händen eine unendlich lange Stiderei auseinander.

Unterdeß hatte Serena ihr Arbeitskörbchen geholt und wanderte nun durch das ganze Haus, indem sie vergeblich nach

Maria rief. Nirgend's erhielt sie eine Antwort. So kehrte sie allein unter die Asazien zurück.

Sie traf die beiden Herren im Aufbruch begriffen. Ein Bote war gekommen, der den Oberförster nach einem weit entfernten Schlage rief, und da der Weg dorthin schön war, hatte der Hausherr den Gast aufgefordert, ihn eine Strecke zu begleiten. „Meine Frau und die beiden Mäd'el nehmen wir gleichfalls mit, damit Sie nachher den Weg nicht verfehlen,“ sagte er und erhob seine kräftige Stimme, um laut Marias Namen zu rufen. Doch auch jetzt kam keine Antwort. Vergerlich zuckte er die Achseln. „Wer weiß, wo unser Vergißmeinnicht wieder sitzt und träumt. So muß sie eben hierbleiben. Kommen Sie, Herr Graf.“ Er ging mit Reggfeld voran. Frau Charlotte und Serena folgten.

Es war ein köstlicher Waldweg. In unaufhörlichen Windungen führte er durch die Bäume hin. Das Unterholz war hier so dicht, daß es weder zur Rechten noch zur Linken einen Ausblick gestattete. Wie zwischen zwei grünen Mauern wanderten sie dahin, und die feierliche Stille wurde nur hie und da von einer Vogelstimme oder von ihren eigenen Stimmen unterbrochen. Nach einer halben Stunde mündete der Weg auf einen freien Platz, in dessen Mitte die sogenannte Kreuzeiche stand. Es war ein merkwürdiger Baum, eine Eiche von wahrhaft königlichem Wuchs. Ueber der Wurzel war der Stamm gespalten, und aus diesem Spalt wuchs eine schlanke Birke, deren weißer Stamm und lichter Laub malerisch von dem dunkeln Grün der Eiche sich abhob. Die beiden Kronen vereinigten sich zu einem Ganzen und trennten sich dann wieder, so daß sie ein schiefes Kreuz bildeten.

Hier nahm der Oberförster Abschied, indem er Serena scherzend dafür verantwortlich machte, daß der Gast sich in seiner Abwesenheit nicht langweile. Er wollte sich nachher von ihm ein Zeugnis über ihre Unterhaltungs-gabe ausbitten. Ohne das Erschrecken seiner Frau über diesen Scherz zu bemerken, ging er von dannen. Die drei Zurückgebliebenen nahmen auf einer nahen Bank Platz.

„Jetzt wollen wir versuchen, uns zu langweilen,“ sagte Reggfeld zu seiner jugendlichen Nachbarin. „Ich möchte gern sehen, wie Sie das anfangen.“

„Ich kann es nicht,“ antwortete sie mit ehrlichem Gesicht, daß selbst Frau Charlotte darüber lächelte.

„Waren Sie noch niemals in Verlegenheit, wie Sie einen Tag zu Ende bringen sollten?“ fragte Reggfeld.

„Niemals,“ erwiderte sie; „hier ist es zu jeder Zeit so vergnüglich, daß die Tage im Fluge vergehen.“

„Ein beneidenswerter Zustand,“ sagte Reggfield. „Ich dagegen habe seit vier Monaten kaum eine vergnügte Stunde gehabt.“

„Warum nicht?“ fragte Serena voll Mitleid.

„Der Herr Graf scherzt nur,“ wandte Frau Charlotte ein.

„Durchaus nicht, gnädige Frau,“ versicherte er. „Vor vier Monaten, als ich in Ihrem Hause Abschied nahm, bin ich zum letztenmal vergnügt gewesen.“

„Das ist sehr traurig,“ sagte Frau Charlotte sichtlich verlegen; „es wird hoffentlich besser werden.“

„Wer weiß, ob es nicht schlimmer wird,“ äußerte Reggfield in aufrichtiger Sorge, und nun entstand eine Pause, als sollte die gedrohte Langeweile wirklich eine greifbare Gestalt gewinnen. Doch da ließ sich in den Zweigen über ihnen der helle Gesang eines Vogels hören, und Reggfield sagte: „Wie hübsch das klingt! Da singt eine Amsel.“

„O nein,“ sagte Serena, „das ist keine Amsel, das ist ein Fink.“ Sie erhob sich behutsam, um in das Geäst des Baumes sehen zu können, und fügte hinzu: „Hier oben sitzt er; man kann ihn sehen.“

Als jedoch Reggfield zu ihr trat, suchte der Vogel das Weite.

„Nun wird er dort im Busche sein,“ sagte Serena. „Wir können ihm nachgehen, nur müssen Sie ganz leise auftreten.“

„Woher wissen Sie denn so genau, daß es ein Fink war, Fräulein Serena?“ fragte er, während sie neben einander dem bezeichneten Busche zuschritten.

„Das höre ich an seinem Schlagen,“ antwortete sie. „Der Fink singt immer: 's is', 's is', 's is' noch viel zu früh.“

„Was singt er?“ rief Reggfield, indem er die gebotene Vorsicht vergaß.

Als Serena sah, wie er mit dem Rachen kämpfte, ward sie schüchtern und schwieg. Es bedurfte lebhafter Bitten von seiner Seite, ehe sie sich zu einer Wiederholung ihrer Worte herbeiließ. „'s is', 's is', 's is' noch viel zu früh; er singt es ganz deutlich, wenn man nur recht darauf hört.“

„Ich will ganz genau darauf achtgeben,“ versprach Reggfield. „Wollen Sie, bitte, Ihren Pflégling veranlassen, sein Lied von neuem zu singen?“

„Er ist schon wieder fortgeflogen,“ antwortete sie; „unser Sprechen hat ihn verschreckt.“

„So gehen wir ihm nach, bis wir ihn finden,“ entschied Reggfield, und sie drangen in das Dickicht ein. Vor einer Erle blieb Serena schließlich stehen und flüsterte: „Jetzt ist er hier; wenn wir nun ganz still sind, wird er bald singen.“

Nach einigen Sekunden stummen Wartens erhob der Vogel wirklich seine Stimme und wiederholte sein kurzes Lied zweimal.

„Richtig,“ sagte Reggfield, „jetzt habe ich es gehört: Zi, zi, zi und za, za, za.“

„Nicht doch,“ erwiderte Serena kopfschüttelnd, „es klingt ja so deutlich.“

Reggfield lachte. „Was meint denn der Vogel mit seinem „Noch viel zu früh?“ fragte er; „ich meine, deutet man die Worte auf etwas Bestimmtes?“

„Gewiß,“ antwortete sie; „der Fink ist der erste, der im Frühling singt, wenn kaum der Schnee geschmolzen ist. Ihn kümmert es nicht, ob noch einmal Frost kommt, er singt. Aber er warnt die Blumen, wenn sie dem Sonnenschein trauen und vorwitzig herauswollen, 's is' noch viel zu früh.“

„Wie hübsch!“ sagte Reggfield. „Nach dieser Auslegung verstehe ich die Vogelsprache schon besser.“

„Ich habe die Auslegung nicht erfunden,“ entgegnete Serena. „Das thut Maria.“

„Giebt es noch mehr Vögel, die derartige Lieder singen?“ fragte Reggfield.

„Sie singen alle verschieden,“ antwortete sie. „Aber jetzt hört man nur noch wenige Vögel; nach Johanni wird es allmählich still und stiller, bis sie zuletzt alle fortgezogen sind.“

In demselben Augenblick klang aus der Ferne ein kurzer, schriller Ton, und auf Reggfields Befragen erklärte ihn Serena für den Ruf eines Spechtes. Der junge Graf äußerte das Verlangen, auch diesen Vogel in der Nähe zu sehen, und nach einigem Zögern übernahm Serena von neuem das Führeramt. Ihr Weg war diesmal länger als das erste Mal, auch mußten sie verschiedentlich durch dichtes Gestrüpp sich Bahn brechen, und als sie endlich vor dem Baume standen, von dem der kurze Ruf herabklang, war Reggfield enttäuscht, nur einen unscheinbaren, grauen Baumläufer zu finden, der nicht einmal ordentlich hämmerte.

Serena versuchte diese Klagen zu widerlegen. Sie machte Reggfield darauf aufmerksam, wie geschickt der Vogel an dem Stamme herumschlüpfte und jedes, auch das feinste Insekt herauspickte. Während sie noch sprach, rauschte und flatterte es plötzlich in den Zweigen, ein zweiter Baumläufer flog herab und drang

voll Born auf den ersten ein; beide stießen einen zischenden Ton aus und schlugen mit den Flügeln, um sich dann ebenso plötzlich wieder zu trennen. Dieses Manöver wiederholten sie etlichemal, bis sie zuletzt wütend aufeinander loshackten und dann freischend davonflogen. Einer verfolgte immer den andern.

Da sagte Serena, sich besinnend: „Wir haben meine Mutter ganz allein gelassen; wir müssen jetzt schnell zurückkehren.“

Und so schnell es anging, verfolgten sie den langen Weg; sie ließen sich kaum Zeit, ein Wort mit einander zu wechseln. Als sie jedoch den Eichenplatz erreichten, war er leer und nirgends eine Spur von Frau Charlotte zu sehen.

„Mama ist fort,“ sagte Serena bestürzt.

„Sie wird nach Hause gegangen sein,“ beruhigte sie Reggfeld.

Aber Serena schien sehr bekümmert. „Wir sind gewiß zu lange geblieben,“ sprach sie; „ich werde Schelte bekommen. Bitte, Herr Graf, lassen Sie uns rasch nach Hause gehen.“

„Dazu bin ich noch nicht im Stande,“ erwiderte Reggfeld; „ich muß erst Atem schöpfen. Und was die Schelte betrifft, so werde ich dafür Sorge tragen, daß sie an die richtige Adresse gelangt, nämlich an die meinige. Bleiben Sie ruhig hier, Fräulein Serena; als gehorsame Tochter müssen Sie sich noch viel mit mir langweilen.“

„Wenn nur Maria käme!“ seufzte Serena etwas bekümmert.

„Das soll geschehen,“ sagte Reggfeld; „ich werde Ihnen Ihr Fräulein Schwester holen.“

Er verschwand in einem kleinen, grünen Busch und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem Sträußchen Vergißmeinnicht zurück. „So ist es doch recht?“ fragte er, als er Serena die Blumen reichte.

Sie dankte und nahm sie, fügte aber hinzu: „Nennen Sie Maria niemals mit diesem Namen; sie wird immer traurig, wenn mein Vater es thut.“

Reggfeld ließ sich nun an ihrer Seite nieder und zeichnete mit einem abgebrochenen Ast Figuren in den lockeren Boden. Serena dagegen beschäftigte sich damit, eine einzelne Blüte aus dem Sträußchen herauszuziehen, sie gegen das Licht zu halten und aufmerksam zu betrachten.

„Darf ich fragen, Fräulein Serena, wo ihre Gedanken weilen?“ fragte Reggfeld nach einer Pause. „Denken Sie an Ihr Zeugnis?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich dachte, wie gut es sei, daß Maria nicht in Wahrheit ein solches Blümlein ist; sonst müßte sie jetzt im Herbst verwelken, noch ehe man sie im Sommer recht kennen gelernt hatte.“

„D,“ sagte er, „glauben Sie wirklich, daß ein ganzer Sommer dazu gehört, um einen Menschen kennen zu lernen?“

„Mama meint, man dürfe von einem Menschen erst sagen, „ich kenne ihn“, wenn man zusammen einen Scheffel Salz gegessen hätte,“ antwortete Serena.

„Das klingt nicht angenehm,“ sagte Reggfield. „Wie lange ist man an einem Scheffel Salz?“

„Ich weiß es nicht genau; es kommt wohl darauf an, wie groß der Haushalt ist.“

Um Reggfields Lippen zuckte es, doch bezwang er die Lust und sprach mit tiefem Ernst: „Ich kann Ihrer Frau Mutter nicht recht geben; es giebt bevorzugte Menschenfinder, mit denen man vom ersten Augenblick an bekannt ist. Sie sind wie ein Wasserspiegel, auf den die Sonne scheint, daß man den klaren Grund tief unten erkennen kann.“

„Das ist schön,“ sagte Serena; „ich habe noch keinen solchen Menschen gesehen.“

Da lachte Reggfield wirklich. „Aber ich,“ entgegnete er.

So plauderten die beiden wie zwei harmlose, glückliche Kinder. Um sie herum regte sich leise das geheimnisvolle Leben des Waldes, es säufelte über ihnen in den schwanken Zweigen, es blickte sie an aus den sanften Augen eines Rehes, das vorsichtig heraustrat, und es tönte zu ihnen herab aus zwitschernden Vogelkehlen. Daß noch ein anderes geheimnisvolles Wesen, ein feines Knäblein mit Pfeil und Bogen, sein Augenmerk auf sie gerichtet hatte, gewahrten die beiden schönen Menschenfinder noch weniger, wie den glänzenden Käfer, der langsam an Reggfields Ärmel hinaufkroch. Auch die warnende Stimme hörten sie nicht, die aus der Krone der Kreuzeiche zu ihnen herüber klang: „'s is', 's is', 's is' noch viel zu früh!“

Unterdessen eilte Frau Charlotte mit von Unruhe beflügelten Schritten heimwärts. Ihr war eingefallen, daß sie für den heutigen Tag den Bauer aus dem Dorfe bestellt hatte, um Abrechnung mit ihm zu halten, und daß er jedenfalls schon angelangt sei. Sie mußte fort, und Serena kam nicht zurück. Aber auf halbem Wege kam Maria ihr entgegen.

„Wo hast du denn gesteckt?“ fragte die Mutter in erregterem Tone, als sie sonst mit ihrer ältesten Tochter zu sprechen pflegte.

Maria schwieg.

„Hast du wieder die ganze Zeit verträumt?“ fuhr die Mutter fort. „Kind, das ist doch wirklich schrecklich.“

„Der Bauer ist da,“ sagte Maria.

Frau Charlottes Stimmung wurde durch diese Nachricht nicht gebessert. „Geh und suche Serena,“ gebot sie; „sie läuft mit dem Grafen allein im Walde herum. Suche sie und sage ihr, sie solle sofort nach Hause kommen.“ Die letzten Worte sprach sie schon im Weitergehen. Als sie sich noch einmal umsah und Maria noch auf derselben Stelle erblickte, winkte sie ihr ungeduldig: „So beeile dich doch.“

Aber Maria war heute nicht sehr gehorsam; langsam schritt sie vorwärts, immer zögernder, je näher sie dem Eichenplatz kam und je deutlicher sie die beiden fröhlichen Menschenstimmen unterscheiden konnte.

Als sie den Platz betrat, sah sie Reggfield und Serena einträchtig neben einander sitzen. Bei ihrem Erscheinen sprangen sie auf, und Serena rief: „Endlich kommst du!“

Maria winkte ihr und zog sie ein wenig bei Seite. „Mama schickt mich; du sollst augenblicklich nach Hause kommen.“

Reggfield konnte die geflüsterten Worte nicht verstehen. Er sah nur Serenas Erschrecken, und eine finstere Falte bildete sich auf seiner Stirn. „Wenn Sie die Trägerin einer unliebsamen Botschaft sind,“ sprach er laut, „so muß ich bitten, sie an mich auszurichten; denn ich bin es gewesen, der Fräulein Serena sehr gegen ihren Willen hier zurückgehalten hat.“

Einen Augenblick schwieg Maria, dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob Sie die Bitte meiner Mutter, mir nach Hause zu folgen, für eine unliebsame Botschaft halten.“

Reggfield antwortete nur mit einer Verbeugung, und hierauf traten sie alle drei den Heimweg an. Der junge Graf ging, als sei das jetzt selbstverständlich, immer an Serenas Seite, und wo der Weg zu schmal wurde, ging er doch dicht hinter ihr. Seiner liebenswürdigen Unterhaltung gelang es, den bangen Ausdruck von dem Antlitz der Kleinen zu verschleuen, aber es gelang ihr nicht mehr, den rosigen Schimmer auf Marias Wangen zu locken, den er doch früher einige Male bemerkt hatte. Ruhig und ernst ging sie dahin, mit unbeweglichen Zügen. „Wie eine Sphinx,“ dachte Reggfield voll heimlichen Bünnens, und er betrachtete sie fortan noch weniger, als bisher.

Bei der Abendmahlzeit richtete er zum erstenmale wieder das Wort an sie, da sie seine Nachbarin war. „Sie und Ihr Fräulein Schwester werden nachher wieder singen, nicht wahr?“

fragte er. „Oft habe ich an Ihr Lied gedacht und an Ihre leise, verständnisvolle Begleitung. Auch ich treibe Musik; das Instrument, welches ich spiele, ist das Violoncell. Nun passiert es mir oft, daß mich Damen begleiten wollen, die von dem Geiste der Musik nicht mehr verstehen, als eine miauende Katze. Dann habe ich sehnsüchtig an Sie gedacht und daran, wie schön es sein müßte, einmal mit Ihnen spielen zu können.“

Doch, da war er wieder, der rosige Hauch auf den Wangen der stillen Maid, und obgleich Reggfield ihr im Ganzen nicht viel Theilnahme schenkte, reizte es ihn doch, zu wissen, ob diese Erscheinung ein Zeichen des Beifalls oder des Ablehnens sei. Er fuhr fort: „Das Cello ist zwar etwas schwer zu transportieren, aber da ich ja das nächste Mal auf längere Zeit in Ihr Haus komme, werde ich mir erlauben, es mitzubringen.“

„Sie kommen wieder, Herr Graf?“ fragte Maria.

„Ja, in etwa drei Wochen; Ihr Herr Vater hat mich zur Jagd eingeladen.“ Als Maria keine Antwort gab, fragte er leise: „Ist es Ihnen nicht recht?“

„Warum sollte es mir nicht recht sein?“ fragte sie dagegen.

„Eben das möchte ich von Ihnen erfahren,“ antwortete er und sah sie scharf an.

Sie senkte den Blick und schwieg. In derselben Minute gab Frau Charlotte das Zeichen zum Aufstehen, und so entging Maria weiteren Fragen.

Die beiden Schwestern hatten ihr Gelferamant im Haushalte wochenweise zu versehen. Serena war an der Reihe, und darum mußte sie jetzt zurückbleiben, als die Familie sich in das Wohnzimmer begab, um den Rest des Abends zu verbringen.

Der Oberförster ging, um für sich und seinen Gast Zigarren zu holen. Da es im Nebenzimmer dunkel war, ließ er die Thür hinter sich offen.

Nach einer Weile bemerkte Frau Charlotte: „Es zieht, irgendwo muß ein Fenster offen sein.“

„Ich werde nachsehen,“ sagte Maria, stand auf und ging hinaus. Aber sie kam nicht wieder.

Statt ihrer erschien Marianne, die Köchin, an der Thür und winkte der Hausfrau. Letztere schwankte ein wenig, ob sie den Gast allein lassen dürfe, erhob sich dann aber doch und, indem sie zu Reggfield sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Graf, mein Mann und meine Tochter kommen wohl gleich zurück,“ verließ auch sie das Zimmer.

Sedoch weder der Oberförster noch Maria kehrten wieder.

Reggfield saß eine Zeitlang mit gekreuzten Armen und betrachtete die Bilder an den Wänden. Eine einsame Fliege summte um die Lampe, angelockt vom trügerischen Lichte. Sie wagte sich immer näher und flog sogar unter die Glocke, bis sie zuletzt mit verbrannten Flügeln auf den Tisch niederfiel. „Das kommt vom Bormiß,“ sagte Reggfield, indem er das arme Tier vollends tötete. Dann versank er wieder in Gedanken. Endlich dachte er: „Wenn doch die kleine Serena käme!“ Aber er hatte es laut gedacht, und nun fand er das Warten sehr unangenehm. Darum stand er auf, ergriff die Lampe und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, wo denn der Oberförster geblieben sei. Als das Licht in den dunklen Raum fiel, sah er eine am Fenster stehende Gestalt sich umwenden und erschrocken zusammenzucken.

„Fräulein Maria!“ rief er. „Warum stehen Sie hier im Finstern? warum sind Sie nicht zurückgekehrt?“

„Ich habe aus dem Fenster gesehen,“ antwortete sie stoßend.

Reggfield stellte die Lampe auf den nächsten Tisch und trat an Marias Seite. „Ist es denn so schön draußen?“ fragte er.

Obwohl man jetzt in den beleuchteten Scheiben nichts anderes entdecken konnte, als sein eigenes Bild, so sah Maria doch mit unverminderter Aufmerksamkeit hinein.

Plötzlich und ohne jede Einleitung unterbrach Reggfield das hierdurch entstandene Schweigen mit der Frage: „Was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan, daß Sie die Aussicht auf mein Wiederkommen so sehr verdrießt?“

„Sie verdrießt mich nicht,“ antwortete Maria.

„O,“ erwiderte er, „halten Sie mich für blind?“

Maria zog an der hangenden Schnur und ließ den Vorhang über das Fenster herabrollen. „Wir sollten doch lieber in das Wohnzimmer gehen,“ schlug sie vor, „meine Eltern müssen ja sogleich zurückkommen.“

Reggfield zögerte. „So möchte ich mich nicht gern abweisen lassen,“ sagte er. „Ich liebe es nicht, unangenehme Thatsachen totzuschweigen, anstatt sie zu erörtern.“

„Was soll ich Ihnen erörtern, Herr Graf?“ fragte Maria.

„Womit ich Sie beleidigt habe.“

„Sie haben mich nicht beleidigt.“

„Um so schlimmer, mein Fräulein,“ sagte er; „dann muß ich annehmen, daß meine gesamte Persönlichkeit Ihnen zuwider ist, da Sie Ihre Abneigung nicht einmal motivieren können.“

Maria hielt noch immer das Ende der Roleau-Schnur in der Hand und rollte es in nervöser Hast auf und nieder.

Finster blickte Reggfield auf sie herab. Wohl sah er, daß er sie quälte, aber ihn, der bisher von dem weiblichen Geschlecht so verwöhnt worden war, ärgerte es unbeschreiblich, hier auf einen Widerstand gegen den ihm wohl bekannten Zauber seiner Persönlichkeit zu stoßen. „Sprechen Sie sich doch aus,“ rief er, als sie beharrlich schwieg; „ich werde Ihnen nichts übel nehmen.“

„Ich wüßte auch nicht,“ begann Maria, dann stockte sie.

„Was wissen Sie nicht?“ fragte er.

„Sie thun mir bitter unrecht,“ murmelte sie.

„Inwiefern? weil ich Sie bitte, mir eine unangenehme Wahrheit zu sagen?“

„Wie kann ich Ihnen sagen —“ begann Maria abermals und wieder stockte sie.

„So brechen Sie doch nicht immer mitten im Satze ab,“ rief er, unfähig, seine gereizte Stimmung länger zu beherrschen. „Warum können Sie mir nicht sagen, daß Sie mich lieber gehen als kommen sehen? Ich weiß es jetzt ohnehin.“ Er ging heftig einigemal im Zimmer auf und ab, dann kam er zurück und stellte sich ihr gegenüber. „Sie thun mir bitter unrecht,“ sagte er ruhiger, „daß Sie mich aus dem Hause vertreiben wollen, in dem mir zum erstenmale wohl und heimatlich zu Mute ward.“

„Haben Sie denn keine Heimat mehr?“ fragte Maria.

Ein seltsamer Schatten flog über seine ausdrucksvollen Züge. „Nein,“ antwortete er kurz, „ich habe weder Eltern noch Heimat.“

„Keine Eltern,“ wiederholte sie.

„Sie sind tot,“ sagte er, „sie starben, als ich vier Jahre alt war, und das Stück Erde, welches ich meine Heimat nennen sollte, ist mir verhaßt.“

Als ihn Maria mit großen Augen ansah, fuhr er fort: „Ich glaube wohl, daß Sie mich nicht verstehen; Sie haben eine schöne, friedvolle Heimat, Sie sind im Sonnenschein der Liebe aufgewachsen, und Sie beurteilen mich, weil auch mich das anzieht, was Sie so glücklich gemacht hat.“

„Nein, Herr Graf,“ rief Maria, und ein Strahl warmen Empfindens brach durch ihre Worte, „ich beurteile Sie nicht; Sie thun mir leid.“

Er bewegte abwehrend die Hand. „Nicht das,“ sagte er, „ich wollte nicht Ihr Mitleid erwecken, ich wollte nur ein Ver-

sprechen geben, und dafür ein anderes von Ihnen erbitten. Fräulein Maria, ich werde nicht wiederkommen, aber versprechen Sie mir, daß Sie den Einfluß, den Sie auf Fräulein Serena besitzen, nicht dazu anwenden wollen, um auch in ihrer Seele die Abneigung gegen mich zu erwecken. Ich möchte die Erinnerung an das holde Kind gern ungetrübt mit hinaus nehmen in die Welt."

"Ich verspreche es," sagte sie mit tonloser Stimme.

"Haben Sie Dank," erwiderte er und wollte noch mehr hinzufügen, doch ein Geräusch im Nebenzimmer ließ ihn verstummen.

"Maria," rief Serenas Stimme, "es ist ja so dunkel hier, ich habe mich gestoßen."

Reggfield ergriff mit Ungestüm die Lampe und eilte nach der Thür, die von selber ins Schloß gefallen war. "Haben Sie sich Schaden gethan, Fräulein Serena?" fragte er, indem er dem geblendeten Mädchen ins Gesicht leuchtete.

"Nein, mir ist nichts geschehen," antwortete sie, "aber mein Vater hat großen Aerger gehabt; der eine der Forstlehrlinge hat eigenmächtig einen Hirsch geschossen, ein Schmaltier sogar. Es ist ganz tot."

Jetzt kam auch der Oberförster. Er war noch sehr erregt, und sein erstes Wort war an Reggfield gerichtet, dem er von dem erlittenen Schaden erzählte. Wie das häufig so geht, wurde sein Aerger, nun er ihn umständlich in Worte kleidete, um ein gutes Teil leichter. "Ich freue mich, Herr Graf," schloß er endlich, "daß ich im nächsten Monat an Ihnen einen wackeren Gehilfen haben werde."

"Herr Oberförster," begann Reggfield, welcher dieser Wendung mit Unruhe gefolgt war, "ich fürchte, daß ich zu vor-eilig gewesen bin, und daß Sie mir vielleicht mit Recht zürnen werden, wenn ich mich jetzt genötigt sehe, meine Zusage zurück-zunehmen."

"Wie? zurücknehmen?" wiederholte der Oberförster. "Sie belieben zu scherzen."

"Ganz und gar nicht," entgegnete Reggfield, "es ist mein bitterster Ernst."

"Aber was ist Ihnen so plötzlich in den Sinn gefahren?" fragte der Hausherr nun verwundert. "Was haben Sie für einen Grund?"

"Es hält so schwer, Urlaub zu bekommen," antwortete Reggfield, ohne ihn anzusehen.

"Auch nach dem Herbstmanöver?" fragte der Oberförster weiter. "Haben Sie nur diesen einen Grund?"

Reggfield schmiegt, doch, ohne daß er selbst es wollte, flog sein Blick zu Maria hinüber, welche ihr völlig verblaßtes Gesicht tief auf ihre Arbeit niederneigte.

Der aufmerksame Oberförster war dem Blicke gefolgt. Da er sich aber keinen rechten Zusammenhang zwischen seiner Tochter und Reggfields Sinnesänderung denken konnte, so glaubte er, der letztere wünsche die Angelegenheit nicht in Gegenwart der beiden Mädchen zu besprechen. Er ließ darum das Gespräch fallen und schlug seinem Gaste vor, eine Partie Schach zu spielen.

Während die beiden Herren das Spiel begannen, fand sich auch Frau Charlotte wieder ein. Sie erzählte den Töchtern mit leiser Stimme von der bitterlichen Neue des armen Forstlehrlings und verband sich mit ihnen, ein bittendes Wort beim Vater für ihn einzulegen. Dann wurde es still im Zimmer; nur die Stricknadeln klapperten, und zuweilen ertönten einzelne Worte, wie „gardez la reine“ oder „Schach dem König.“

Die Glocke schlug zehn, Frau Charlotte zwinkerte schon bedenklich mit den Augen, da war die Partie beendet. Der Oberförster war als Sieger hervorgegangen.

Maria brachte die Bibel, und nach dem andächtigen Gebet gingen die Schwestern zum Klavier, um ihr Abendlied zu singen.

Reggfield folgte ihnen. Er sagte bittend zu Serena: „Singen Sie mir wieder das seltsame Lied von damals; ich möchte es zum Abschied noch einmal hören.“

„Welches seltsame Lied?“ fragte Serena.

Aber Marias Finger glitten schon über die Tasten und entlockten ihnen eine sanfte, fromme Melodie.

„Ja, das ist es,“ sagte Reggfield erfreut und zog sich in die Fensternische zurück, um ungestört lauschen zu können.

Doch sollte der Genuß ihm verkürzt werden, der Oberförster war mit leisen Schritten an seine Seite getreten und redete ihn an. „Jetzt wollen wir Klarheit zwischen uns machen, Herr Graf. Verlangen Sie wirklich von mir, daß ich an die Unmöglichkeit des Urlaubs glauben soll?“

„Nein,“ entgegnete Reggfield, „ich verlange es nicht, aber trotzdem bin ich gezwungen, meine Zusage zurückzunehmen.“

„Haben Sie etwas anderes für Ihre Urlaubszeit in Aussicht genommen?“ fragte der Oberförster.

„Nein, ich habe nichts vor,“ erwiderte Reggfield.

„Dann,“ sagte der Hausherr, „wenn der Grund nicht in der Stadt liegt, so muß er hier liegen, so muß ich glauben, daß es Ihnen in meinem Hause nicht gefällt.“

„Noch nirgends hat es mir so gefallen,“ entgegnete Reggfield, „noch nie habe ich mich so wohl gefühlt, wie in Ihrem Hause.“

„Und doch wollen Sie mit Gewalt hinaus,“ bemerkte der Oberförster. „Das ist in der That sonderbar. Ich kann nur annehmen, daß irgend ein Glied meiner Familie Sie beleidigt hat, und ich als Hausherr möchte Sie bitten, mir ganz offen zu sagen, wer das gewesen ist.“

„Ich weiß von keiner Beleidigung,“ sagte Reggfield, „ich weiß nur, daß mir der Gedanke schmerzlich ist, von den Gliedern Ihrer Familie Abschied zu nehmen.“

„Nun, mein lieber Herr Graf,“ sagte der Oberförster jetzt etwas unmutig, „ohne genügenden Grund darf man nicht handeln, wenn man nicht den Schein der Unselbständigkeit und des Mangels an festem Willen auf sich laden will.“

„Ich muß es Ihnen anheimstellen, ob Sie mich so beurteilen wollen,“ sprach Reggfield niedergeschlagen.

„Nein,“ erwiderte der Oberförster, „so weit sind wir noch nicht. Ich sage Ihnen jetzt kurz und gut: Entweder Sie bringen mir einen triftigen Grund, oder es bleibt bei unserm ersten Abkommen.“

Reggfield strich unruhig mit der Hand durch sein Haar. Man konnte deutlich sehen, wie er mit Wunsch und Zweifel kämpfte. Er dachte fast mit Bitterkeit an Maria, und dazwischen laußte er wieder den weichen Tönen, die so sanft, so mahnend in sein Ohr klangen.

„Der unser traurig Herz erfreut“

sangen die Schwestern soeben.

„Ja oder nein?“ fragte der Oberförster und hielt seinem jungen Gäste die Hand hin.

„Ja,“ sagte Reggfield da rasch, drückte die dargebotene Rechte und atmete erleichtert auf.

Nach dem gleich darauffolgenden allgemeinen Gutenachtwünschen geleitete der Oberförster den Gast noch bis in die Hausflur und sah nicht, daß er dort stehen blieb, anstatt in sein Zimmer zu gehen.

Serena war, leichtfüßig wie immer, schon im Erkerstübchen angelangt. Maria befand sich noch auf der Treppe, da schien es ihr, als höre sie von unten leise ihren Namen rufen. Ungläubig sah sie zurück, doch erschrak sie bis ins innerste Herz, als Reggfield am Fuße der Treppe erschien und leise sagte: „Fräulein Maria, gestatten Sie mir noch ein einziges Wort.“

„Beginnt die Dual noch einmal?“ dachte sie, während sie in stiller Ergebung die Treppe wieder hinabstieg.

„Fräulein Maria,“ begann Reggfield, „können Sie mir noch mehr zürnen, als Sie es bereits thun? Dann habe ich es jetzt verdient; denn ich habe dem wiederholt ausgesprochenen Wunsche Ihres Herrn Vaters nachgegeben und mein Kommen aufs neue zugesagt.“ Er schwieg und wartete gespannt auf ihre Antwort.

Sie vermied es, ihn anzusehen und sagte endlich: „Der Wunsch meines Vaters ist mir Befehl.“

„Und auf Befehl würden Sie mich hier dulden?“ fragte Reggfield. „Ich danke Ihnen, Fräulein Viriletti, Sie sind sehr freundlich. Doch da ich nun verhindert bin, mein Versprechen zu halten, so gebe ich Ihnen auch das Ihrige zurück.“

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um es zu halten,“ sagte sie, und ehe noch der überraschte Reggfield ein Wort des Dankes sprechen konnte, hatte sie sich abgewandt und war die Treppe hinaufgeeilt.

„Eine Sphinx,“ dachte er kopfschüttelnd, als er in sein Zimmer ging.

Am andern Morgen ritt Reggfield zu früher Stunde von dannen. Er war fröhlich und wohlgenut, und der Oberförster sah ihm voller Vergnügen nach.

Als der schmucke Reiter um die Ecke bog, erhob Frau Charlotte ihr sorgenvolles Gesicht zu ihrem Gemahl. „Eberhard,“ begann sie, „ist es wahr, daß er wiederkommt, und daß er dann tage-, vielleicht wochenlang hier bleiben wird?“

„Ja, ich denke, er wird nun Wort halten,“ antwortete der Oberförster; „Mühe genug hat es mir gemacht, bis er mir endlich zusagte.“

„Er weigerte sich,“ rief sie, „und doch hast du darauf bestanden? O Eberhard, warum hast du nicht zuvor mit mir gesprochen?“

„Warum?“ fragte der Oberförster erstaunt. „Ist der Graf dir unangenehm?“

„Gerade weil er das nicht ist, darum macht er mir Sorge,“ erwiderte sie. „Wäre er weniger liebenswert, dann wäre er auch weniger gefährlich. Eberhard, du denkst nicht daran, daß aus unseren Kindern Jungfrauen geworden sind.“

Der Oberförster schwieg und sah sie betroffen an.

Sie fuhr fort: „Denke doch an die große Kluft, die zwischen ihnen liegt.“

„Mein Gott, Lottchen,“ rief er nun, „wie kommst du auf diesen Gedanken?“

„Der Gedanke liegt einer Frau ziemlich nahe,“ antwortete sie mit halbem Lächeln, „und einer Mutter von zwei erwachsenen Töchtern liegt er noch näher.“

„Aber du täuschest dich,“ sprach er eifrig. „Serena ist ja noch das reine Kind; sie denkt an nichts anderes, als an ihre Gunde und Vögel.“

„Und Maria?“ fragte Charlotte. „Fast hängt mir noch mehr um sie; träre es Maria, sie würde bis auf den tiefsten Grund ihrer Seele erschüttert werden.“

„Nun sieh,“ sagte der Oberförster, „jetzt kann ich dir beweisen, daß du auf falscher Fährte bist. Der Graf lacht und amüsiert sich über den Kindskopf, die Serena. Auf Maria achtet er fast gar nicht, und sie macht sich so wenig aus seiner Gesellschaft, daß sie ihm fast geflüßentlich aus dem Wege geht. Ja, ich habe sie im Verdacht, daß sie durch ihr abstoßendes Wesen seine unerklärliche Weigerung bewirkt hat, indem sie den Grafen zu dem Glauben verleitete, er fiele uns lästig. Gerade darum habe ich auf meinem Willen bestanden. Aber zu deiner Beruhigung will ich dir versprechen, mit meinem schönen Jägerburschen, wenn er kommt, tüchtig im Walde herumzutummeln, daß er keine Zeit behalten soll, hier den Gefährlichen zu spielen. Und wenn du, liebe geängstigte Gluckhenne, deine Küchlein weiter so scharf bewachst, wie bisher, dann soll's keine Not haben.“ Er küßte sie und ging an seine Arbeit.

Frau Charlotte sah ihm nach, und unwillkürlich falteten sich ihre Hände. „Ach, mein Eberhard,“ sagte sie leise, „du bist ein Südländer geblieben, du hast das sorglose Kindergemüt behalten, auch jetzt noch, wo deine Haare zu bleichen beginnen. Ich habe dich eben darum lieb, aber gut ist es nicht. Nun, Gott wolle uns in Gnaden bewahren!“



Viertes Kapitel.

Durch eine der belebtesten Straßen der Stadt schritt zu früher Morgenstunde der Leutnant von Barrneß und sah mit munteren Augen auf das flinke Treiben rings umher: Bäckerjungen, die ihre Ware auf dem Kopfe trugen, liefen an ihm vorbei; Fleischerwagen, mit dicken Gäulen bespannt, rasselten in unvernünftiger Eile über das Pflaster, und Dienstmädchen, welche noch die erste Morgen-Toilette trugen, kamen mit Töpfen herbei, um von den an der Straßenecke haltenden Milchkarren den täglichen Bedarf für ihre Herrschaften zu erstehen. Barrneß, der von Kopf bis zu Fuß in tadelloser Sauberkeit prangte, entlockte diese Gestalten ein ironisches Lächeln. Er sah frisch und heiter aus, wie der junge Tag.

Als er jetzt vor einem Hause stehen blieb, dessen sämtliche Fenster noch von Rouleaux verhüllt waren, verwandelte sich das Lächeln in ein vergnügtes Lachen, und er murmelte: „Der soll sich nicht übel wundern.“

Auf sein Klingeln an der Hausthür wurde ihm von einer Person geöffnet, welche den stolzen Titel „Frau Portier“ führte. Sie sah dem jungen Offizier verwundert nach, als er in fröhlichen Sätzen die Treppe hinaufsprang.

Oben angelangt, klopfte Barrneß an eine Thür, die ein glänzendes Porzellanschild mit dem Namen „Graf Reggfeld“ zeigte. Nach mehrmaligem, vergeblichem Klopfen öffnete er die unverschlossene Thür und trat ein. In derselben Minute jedoch kam ein gemeiner Soldat die Treppe herabgepoltert und rief noch auf der letzten Stufe: „Aber Herr Leutnant, mein gnädigster Herr Graf schlafen ja noch.“

„Nun, so melden Sie mich dem gnädigsten Herrn Grafen,“ sagte Barrnbef, und während der Bursche ganz verblüfft sich anschickte, dem Befehl zu gehorchen, ging der Herr Leutnant in dem kleinen Vorzimmer umher und pfiß sich in falschen Tönen ein Liedchen. Dann untersuchte er einen Oleanderbaum, der dort stand, und versorgte ihn mit Wasser, welches er in Ermangelung einer Gießkanne der Kristall-Karaffe auf dem Tische entnahm.

„Der Herr Graf lassen den Herrn Leutnant bitten, ein paar Minuten zu warten,“ meldete der zurückkehrende Bursche. Barrnbef nickte einverstanden, und der Soldat ging mit großem Geräusch wieder hinaus.

Es waren wirklich nur ein paar Minuten, die Barrnbef allein blieb; bald hörte er nebenan Schritte, die Thür that sich auf, und Reggfield begrüßte ihn mit den Worten: „Was fällt dir ein? Es ist ja kaum sechs Uhr.“

„Guten Morgen,“ sagte Barrnbef. „Ich will nicht so unhöflich sein wie du und die Debatte ohne Gruß eröffnen. Höre, ich dachte, man müsse jetzt so früh kommen, um dich zu finden. Vorgestern hieß es, du seist fortgeritten, gestern ebenso. Was soll ich also anfangen, wenn ich nicht einen dritten Tag verleben will, ohne dich zu sprechen?“

Reggfields anfänglicher Mißmut hatte sich aufgelöst. An dem herzlichen Händedruck, den er mit Barrnbef tauschte, konnte man sehen, daß viel Ungemach und Aergerniß sich vereinen müsse, um eine dauernde Verstimmung zwischen den beiden Freunden herbeizuführen.

„Komm herein,“ sagte Reggfield, „ich will dich auch frühmorgens um sechs willkommen heißen, wenngleich du meinen schönsten Schlummer gestört hast.“

Barrnbef lachte, hängte seine Mütze an einen Nagel und streckte sich behaglich in die Sofaecke. „Ich wollte dir erzählen,“ begann er, „daß Fräulein Esther vorgestern auf einer Spazierfahrt ohnmächtig geworden ist.“

„Was soll mir das?“ fragte Reggfield; „ich bin ja doch kein Doktor.“

„Nun,“ erwiderte Barrnbef, „du könntest doch ein menschliches Interesse daran nehmen. Dann wollte ich dir noch erzählen, daß wir heute zum Abschieds-Diner bei Sengerns eingeladen sind. Wir rücken zum Manöver aus, und sie rücken aufs Land. Das giebt eine passende Gelegenheit, um wieder einmal ein kleines Fest zu entrieren. Wird man denn dazu hingehen?“

„Ich danke,“ sagte Reggfield, „ich gehe nicht.“

„Eigentlich habe auch ich nicht große Lust,“ fuhr Barrnbef fort. „Mir wäre es lieber, ich könnte den letzten Tag vor dem

Ausmarsch gemüthlich mit dir verleben. Der lange Augustin ist, seit er das Gut gekauft hat, verzweifelt Landwirt geworden. Fräulein Esther klagte, er thue den ganzen Tag nichts anderes, als in großen Wasserstiefeln auf den Feldern herumsteigen, im Vertrauen gesagt, zum Entsetzen seines Inspektors. Wenn er nach der Stadt kommt, spricht er nur von Ruhställen und von Rieselwiesen. Weil nun seinen Angehörigen diese Gespräche schon ganz unausstehlich sind, so wollen sie dem langen Augustin für den nächsten Monat auf das Gut folgen; denn sie hoffen, wenn sie Ruhställe und Rieselfelder sehen, werden sie weniger davon zu hören brauchen. Selbst der ernste Doktor zieht mit hinaus, und auch Elbeding wird seinen Urlaub zum Theil dort verleben. Weißt du, Reggfield, nimm dich vor Elbeding in acht. Er scheint alle Segel hissen zu wollen.“

„Fange nicht wieder Narrheiten an,“ sagte Reggfield, „ich habe mir das schon einmal verbeten. Willst du eine Zigarre haben?“

„Um mir den Mund zu stopfen,“ bemerkte Barrnbef. „Danke; auf den nüchternen Magen ist das ein schlechter Genuß. Ich hatte eigentlich darauf gerechnet, bei dir zu frühstücken. Läßt deine Frau Wirtin dich noch lange auf den Kaffee warten?“

„Ich werde ihn sogleich bestellen,“ sagte Reggfield und klingelte dem Burschen. Dann ging er an einen Schrank und kramte eine Weile suchend darin umher.

„Allgütiger Himmel,“ rief Barrnbef von seiner Ecke her, „wie sieht das darin aus! Reggfield, du hast wohl schon seit lange nicht aufgeräumt?“

„Nein,“ antwortete Reggfield, „ich wollte es jeden Tag thun, aber immer kam etwas dazwischen.“

„So wollen wir es heute thun,“ sagte Barrnbef. Aber als er nun vor dem Schranke stand, schlug er in aufrichtigem Schrecken die Hände zusammen. „Reggfield, so arg ist es lange nicht gewesen. Was hast du nur gemacht?“ Er griff energisch in das wüste Durcheinander, und bald waren die beiden Freunde von einem bunten Haufen umgeben, aus dem Reggfield einzelne Lieblingsstücke herauslas, während Barrnbef seine Beschäftigung nur dann unterbrach, wenn er einem Gedanken Worte leihen wollte. Eine Rolle Notenpapier fiel ihm in die Hände, da fragte er: „Ist das eine neue Komposition von dir?“

„Nein, es ist vorläufig nur leeres Papier,“ antwortete Reggfield.

„Thu mir den Gefallen und komponiere bald wieder mal einen Marsch für unsere Regimentsmusik,“ sagte Barrnbef. „Die Excellenz fragt mich, so oft ich ihr vor Augen komme, wann denn

dein großer Friedensmarsch fertig wird. Es geniert mich, so als schamloser Lügner vor ihr dazustehen. Hier ist nur ein Handschuh, Reggfield, wo hast du den zweiten?" Nach längerem Suchen fand sich der vermifste auf dem Schreibtisch vor. „Es wundert mich, daß du ihn nicht in das Lintensaß gesteckt hast," sagte Barrnbek, als er das Paar übereinander zog.

„Wenn ich nur wüßte, woher du so ordentlich geworden bist," bemerkte Reggfield.

„Weil ich ein hausbadener Junge bin und kein Genie wie du," antwortete der muntere Leutnant. „Dann aber habe ich auch drei Schwestern, die mir gehörig auf die Finger paßten, und da sie, wie du weißt, alle drei älter sind als ich, so hatte ich, obgleich wie du früh verwaisst, doch drei Mütter, denen ich Ordre parieren mußte. Höre, Reggfield, zum Oktober kündige ich meine jetzige Wohnung und ziehe wieder mit dir zusammen. Du bist ohne mich doch ein armer, hilfloser Wurm. Wenn du nur nicht immer so unverschämt noble Quartiere mieten wolltest. Freilich, als künftiger Reichsgraf von Storrinek kannst du nicht gut anders als vornehm wohnen, aber für mich ärmlichen Edelmann ist das ein bißchen unbequem."

„Du weißt," sagte Reggfield, „daß du nicht einen Heller zur Wohnungsmiete beizutragen brauchtest, wenn du nicht so eigensinnig darauf beständest."

„Ich bin das meiner Selbstachtung schuldig," erwiderte Barrnbek; „deine Freundschaft verlange ich als mein gutes Recht, aber deinen Geldbeutel behalte für dich."

Ueber diesem Geplauder ward das Aufräumen beendet. Der Burfsche brachte das Frühstück, und die beiden Freunde setzten sich gemütlich an den Tisch mit dem Bewußtsein, sich die Stärkung redlich verdient zu haben. Sie waren noch in vollem Genießen begriffen, als es anklopfte und der Briefträger hereintrat, der die Zeitung und einen Brief brachte und sich dann wieder entfernte. Barrnbek griff nach der Zeitung, Reggfield nach dem Briefe.

Es zuckte über sein Gesicht, als er das große Siegel mit dem deutlich ausgeprägten Wappen und der Grafenkrone darüber betrachtete. Langsam erbrach er es, und während er den Inhalt des Schreibens las, verfinsterten sich seine Züge je mehr und mehr, wie von einem herausziehenden Unwetter.

„Freche Wandel!" sagte Barrnbek, dessen Kopf ganz hinter dem Zeitungsblatte verschwunden war. „In Berlin haben etliche Gassenjungen bei der Parade die Kleider der umstehenden Zuschauer mit Stecknadeln zusammengesteckt, so daß die Löcher in den Kleidungsstücken gar nicht zu zählen sind. Ei, ich wollte die

Bengels! Außerdem ist ein Füsilier Namens Maier desertiert. Schande!"

Keggfield gab keine Antwort. Er drückte den Brief in seiner Hand zusammen wie einen Schneeball, schleuderte ihn dann in das Zimmer hinein, stampfte mit dem Fuße und murmelte einige Worte.

"Was ist geschehen?" fragte Barrnbef erstaunt; „hast du eine schlechte Nachricht erhalten?"

"Keine zehn Pferde bringen mich dahin," rief Keggfield, „und jetzt, gerade jetzt!" Er sprang auf und begann im Sturm-schritt das Zimmer zu durchmessen.

Unterdessen bückte sich Barrnbef nach dem zerknitterten Briefe und versuchte, ihn auf dem Tische zu glätten. „Darf ich ihn lesen?" fragte er.

Keggfield nickte nur.

Der Brief zeigte die schwerfälligen, unleserlichen Schriftzüge einer Männerhand und lautete wie folgt:

„Mein lieber Nessel!

Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß das Manöver dem-nächst seinen Anfang nehmen wird, Du also bald einem „längern Urlaub entgegeniehst, so erwarte ich, daß Du ihn „hier in Storrinet verleben wirst. Es ist lange Zeit ver-flossen, seit Du das Stammschloß Deiner Väter und Dein „einstiges Erbe besuchtest. Ich muß Dich daran erinnern, „daß es Deine Pflicht ist, mit Teilnahme hier zu weilen. „Auch habe ich wichtige Dinge mit Dir zu besprechen. Es „grüßt Dich Dein Oheim

Karl Sigismund Keggfield,
Reichsgraf auf Storrinet."

"Ich bitte dich," sagte Barrnbef, „wie kann dich dieser Brief so in Zorn versetzen? Er enthält ja nur eine freundliche Einladung."

"Nein, er enthält einen Befehl," antwortete Keggfield; „statt des „ich erwarte," sollte stehen, „ich gebiete Dir", dann war es wenigstens ehrlich. Aber ich habe nicht die Absicht, mein Blut und Leben in Storrinet einfrieren zu lassen. Dieses ver-haßte Storrinet! Mir schaudert, wenn ich daran denke."

"Es ist gut, daß dich weiter niemand hört und sieht, als ich," bemerkte Barrnbef.

Keggfield blieb stehen und strich mit der Hand über seine er-higte Stirn. „Du kannst so sprechen," erwiderte er; „dir wird es nicht schwer, gelassen zu bleiben; du hast ein glücklicheres Temperament als ich. Ich weiß wohl, daß es unrecht ist, wenn alles in mir sich aufbäumt, sobald ich in die Nähe des Mannes

komme, der mir der nächste auf Erden sein sollte. Aber diese grausame Ruhe, diese harte, eisige Gleichgültigkeit, die er bewahrt, wenn an mir jede Faser zittert, die bringt mich noch von Sinnen."

Barrneß war aufgestanden und an das Fenster getreten. Als der von neuem umherwandelnde Reggfeld in seine Nähe kam, wandte er sich um und hielt ihn fest. „Mein armer Reggfeld," sagte er, „auch ich bin ja ohne Elternliebe unter Fremden aufgewachsen, aber doch war ich besser daran, als du. Die Hand, die auf deiner Kindheit lag, war hart. Daß du sie nicht lieben kannst, begreife ich. Doch meine ich, deine jetzige Aufregung muß noch einen anderen Grund haben. Wenn du sonst zu deinem Onkel gerufen wurddest, warst du niedergeschlagen, aber du empörtest dich nicht so offen dagegen wie heute."

„Du hast recht," antwortete Reggfeld; „es ist mir diesmal unmöglich, dem Rufe meines Onkels Folge zu leisten, weil ich schon eine andere Einladung angenommen habe."

„Wer ist denn auf die unvernünftige Idee gekommen, dich einzuladen?" fragte Barrneß.

„Mein Oberförster," erwiderte Reggfeld. „Gorgestern, als du mich nicht zu Hause triffst, war ich bei ihm, und er hat mich aufgefordert, nach dem Manöver wiederzukommen, um zu jagen."

„Was du an diesem Oberförster hast, ist mir nicht ganz verständlich," sagte Barrneß. „Er muß ein ungewöhnlich liebenswürdiger Herr sein; sonst, sollte ich meinen, müßte es etwas langweilig für dich sein, dich eine oder gar zwei Wochen im Walde zu vergraben. Ein leidenschaftlicher Jäger bist du ja nie gewesen. Wenn ich meiner Schwester Grete nicht versprochen hätte, zur Taufe ihres Sohnes zu kommen, würde ich dich wirklich begleiten, um deinen grünen Magneten kennen zu lernen."

Reggfeld sah seinen Freund rasch an und öffnete die Lippen, als wollte er etwas sagen. Doch er schloß sie wieder, und sein Blick suchte den Boden.

Barrneß bemerkte das nicht; er war in Gedanken versunken. Nach einer Pause sagte er: „Du mußt nach Storrineß gehen, Reggfeld; du darfst deinen Onkel nicht reizen."

„Er läßt sich ja nicht reizen," entgegnete Reggfeld; „er ist erhaben darüber, der Mann mit der eisernen Maske."

Barrneß machte eine Bewegung des Unwillens und fuhr fort: „Er schreibt, er hätte wichtige Dinge mit dir zu besprechen, folglich mußt du gehen."

„Mir ist nichts wichtig, was von dort kommt," erwiderte Reggfeld.

„Das ist unrecht," sagte Barrneß. „Wenn du auch deinen Onkel nicht liebst, so solltest du doch Interesse haben für die Heim-

stätte deiner Vorfahren. Du bist der letzte deines Stammes.“

Nach langem Hin- und Herreden erklärte sich Reggfeld endlich bereit, gegen Ende seines Urlaubs nach Storrinet zu reisen, und hiermit mußte der mahnende Freund sich zufrieden geben. Dann verließen sie die Wohnung, um nach der Kaserne zu gehen.

Als sie Arm in Arm die Straße hinunterwandelten, kam ihnen ein eleganter Wagen entgegen, in dem sie beim Näherkommen Augustin von Sengern erkannten. Der Baron ließ halten und fragte die Herren, ob er beim Abschieds-Diner auf sie rechnen dürfe.

„Ich bedauere,“ sagte Reggfeld; „die Vorbereitungen zum Manöver verhindern mich, Ihre gütige Einladung anzunehmen.“

Barrnbef sagte: „Ich will mir die Sache überlegen. Es ist leicht möglich, daß ich meinem Freunde bei seinen Vorbereitungen helfen muß; er ist so sehr unselbständig, wenn es zu dieser Art von Beschäftigung kommt.“

Ueber Augustins Gesicht flog eine Wolke. Er sprach einige höfliche Worte und ließ bald weiterfahren. Doch wendete er sich im Wagen um, und sein Blick verfolgte die schöne Gestalt Reggfelds, der ihm gegenüber eine so unverkennbar ablehnende Haltung angenommen hatte. „Nur nicht zu stolz, mein lieber Graf,“ murmelte der lange Baron. „Wir haben auf unserer Seite einen Bundesgenossen, der noch stolzer und um vieles mächtiger ist als du.“



Fünftes Kapitel.

Auf dem Hofe der Oberförsterei stand Serena und fütterte ihre gefiederten Lieblinge. Noch lag der Tau auf den Gräsern, und die Morgensonne spiegelte sich in den Tropfen, daß sie blitzten wie Diamanten.

Zu Serenas Füßen drängte sich die hungrige Schar. Die emsig pickenden Schnäbel verursachten ein Geräusch, wie das Fallen des Regens, und Serena belustigte sich, ab und zu eine Handvoll Körner auf die Federkleider zu werfen, daß es prasselte.

Aus einer Ecke des Hofes kamen noch einige Verspätete. Halb fliegend, halb laufend, mit ausgebreiteten Flügeln und weit vorgestreckten Hälsen stürzten sie herbei. Auch die Tauben stellten ihren Spaziergang auf dem sonnenbeschiedenen Dache ein und schwangen sich mit ein paar raschen Flügelschlägen hinunter auf den Futterplatz. Schnatternd bewegte sich vom äußersten Ende des Hofes der lange Zug der Enten heran. Sie hatten die trübe Ahnung, daß, ehe ihr schwerfälliger Gang sie zur freigebigen Herrin gebracht, der Vorrat in deren Schüssel zu Ende sein würde, und diese Ahnung betrog sie nicht.

„Ihr armen Enten kommt wieder viel zu spät,“ sagte Serena, schüttete den Rest aus der Schüssel ihnen entgegen und näherte sich dem offenen Stalle, wo der alte Franz beschäftigt war, den Goldfuchs zu striegeln. „Gieb mir noch ein wenig Hafer,“ sagte sie bittend; „die Enten sind so langsam, und nun haben die Gühner ihnen alles weggefressen.“

„Nix Hafer,“ antwortete der Bole, „sind sich Enten faul, brauchen sich Enten nix; sind sich viele Frösche im Bach.“

„Gieb mir Hafer,“ bat Serena wieder, „ich möchte sie so gern füttern, sie erwarten ihr Futter von mir.“

„Soll Fuchsel sich hungern, weil Enten sich Hafer fressen?“ fragte Franz und deutete stirnrunzelnd auf den vierbeinigen Gast.

„Guten Morgen, Fräulein Serena!“ rief es da vom Hause her. „Warten Sie, ich komme und helfe Ihnen.“

Serena richtete ihren Blick nach dem Fenster des Fremdenzimmers; es war geöffnet, und Reggfield stand in der Oeffnung und nickte dem anmutigen Mägdlein heiter zu.

In der nächsten Sekunde hatte er sich auf die Brüstung geschwungen, stand einen Augenblick hochaufgerichtet da und sprang dann in den Hof hinunter. „Jetzt wollen wir diesem polnischen Geiztragen den Futterkasten aufbrechen,“ sagte er, als er Serena erreichte. „Geht's nicht mit Güte, so mit Gewalt. Sollen sich Enten nicht hungern, weil Fuchsel sich Hafer frißt.“ Er nahm Serena die Schlüssel aus der Hand und schritt auf den Kasten zu, in welchem der Hafer verwahrt wurde. „Nun, alter Freund,“ fragte er, als der Kutscher noch immer zögerte, „wird's bald? Sonst hole ich das Stemmeisen.“

Brummend kam Franz heran und schloß den Kasten auf.

Reggfield fuhr mit der Schlüssel hinein und brachte sie, bis an den Rand gefüllt, wieder heraus. „Das wird dem Fokki an seiner nächsten Ration abgezogen,“ befahl er; „ich habe ohnehin den Argwohn, daß Sie mir das Thier mästen wollen.“ Dann kehrte er mit Serena in den Hof zurück, und die Fütterung begann von neuem. Reggfield stand als Sicherheits-Polizei dabei. Er verjagte die unerfättlichen Gühner, wenn sie den Enten auch diese Beute entreißen wollten.

„Ich werde dem Fokki Brot und Zucker bringen,“ sagte Serena am Schluß der Fütterung; „er soll meiner Enten wegen nicht verkürrt werden.“ Sie näherte sich wieder dem Stall.

Reggfield ging hinein, löste sein Pferd von der Krippe und führte es heraus.

Nach einigem Suchen fand Serena in ihrer Tasche ein Stück Zucker. Sie reichte es Fokki, aber als er danach fassen wollte, zog sie furchtsam die Hand zurück.

Lachend nahm Reggfield den Zucker und gab ihn dem enttäuschten Pferde, indem er zu Serena sagte: „Ihre Beherztheit und Ihr Wohlwollen scheint sich nur auf das niedere Getier zu erstrecken.“

„Vor unseren Braunen fürchte ich mich nicht,“ antwortete Serena, „aber der Fokki schüttelt oft so wild mit dem Kopfe.“

„Er ist mutig,“ erwiderte Reggfield, „im übrigen ist er fromm wie ein Lamm. Versuchen Sie nur, ihn zu streicheln.“

Zagend kam sie seiner Aufforderung nach. „Er ist wirklich sehr schön und sein Fell so weich,“ sagte sie erfreut, als Fokki sich die Liebkosung geduldig gefallen ließ.

Reggfield sah erst sie an, dann das Pferd, und in seinen Augen blitzte ein Gedanke, halb wie Lachen, halb wie Ernst.

Aber Serena bemerkte es nicht; sie streichelte wieder den schlanken Hals des Tieres und sagte ahnungslos: „So weich, so weich! Es muß sich gut auf ihm reiten.“ Plötzlich fühlte sie sich vom Boden aufgehoben, und ehe sie noch recht wußte, was mit ihr geschah, saß sie oben auf Fokkis Rücken und Reggfields Arm hielt sie sorgsam fest. „Herr Graf,“ rief sie erschrocken, „was thun Sie?“

„Fortreiten werden wir,“ entgegnete er, „hinaus in die weite, weite Welt.“

„Treiben Sie nicht so bösen Scherz mit mir,“ bat sie, und Thränen traten in ihre Augen.

„Es ist mein Ernst,“ erwiderte er, aber er sah dabei zu Boden, um das Lachen zu verbeißen.

In diesem Augenblick trat der Oberförster aus der Hausthür. Verwundert sah er auf die Scene, und als Serena ihm bittend die Hände entgegenstreckte, kam er mit großen Schritten über den Hof.

Da aber umfaßte Reggfield blitzschnell das Mädchen und hob sie herab. Ohne sich noch einmal umzusehen, lief sie davon.

„Was haben Sie mit der kleinen Hexe angefangen?“ fragte der Oberförster etwas ungehalten.

„Schelten Sie nicht, gestrenger Herr,“ sagte Reggfield treuherzig. „Die Versuchung zu der Neckerei war zu groß; ich glaube, auch Sie hätten ihr nicht widerstanden.“

Der Oberförster mußte lächeln und murmelte etwas in den Bart. Er forderte dann seinen vornehmen Jägerburschen auf, sich zu rüsten, weil er ihn heute weit in den Forst hineinführen wollte. Als er hierauf in das Haus zurückging, begegnete ihm Maria. Er rief sie zu sich heran und sagte: „Höre, mein Kind, du bist ja ein verständiges Mädchen; habe Acht auf deine Schwester und suche zu verhindern, daß sie mit dem Grafen allein ist. Die beiden gehen in ihren Kindereien zu weit. Ich liebe das nicht.“

Als am Nachmittage die Sonne gegen Westen rückte, wanderten die Schwestern nach ihrem Lieblingsplatze, dem kleinen Hügel über dem Bache. Sie hatten ein anstrengendes Tagewerk hinter sich; denn Frau Charlotte hatte die Abwesenheit der Herren benutzt, um das Haus gründlich zu säubern. Nun sanken sie in

das weiche Moos und ruhten von ihrer Arbeit. Serena lachte und plauderte und bemerkte in ihrem Frohsinn nicht, daß Maria noch ernster war als gewöhnlich.

Als die Kleine endlich eine Pause machte, fragte Maria plötzlich: „Serena, hast du schon einmal daran gedacht, daß wir keine Kinder mehr sind?“

„Warum soll ich daran denken?“ fragte Serena arglos.

„Es wäre gut, wenn du es thätdest,“ erwiderte Maria, „und wenn du endlich anfängst, ein wenig mit Ueberlegung zu handeln.“

Serena seufzte. „Mit Ueberlegung zu handeln, das muß sehr schwer sein, und ich weiß nicht, ob es mir möglich ist. Aber weshalb sagst du mir das alles?“

Etwas zögernd antwortete Maria: „Ich stand heute morgen am Küchenfenster und sah die Scene zwischen dir und dem Grafen, wie er dich auf sein Pferd hob. Und ich meine eben, wenn du nur ein wenig achtsamer wärst, so hättest du sehen müssen, daß er etwas im Schilde führte und hättest dich beizeiten zurückziehen können.“

Serena barg ihr Angesicht in den Händen. „Warum mußt du mich denn daran erinnern?“ murmelte sie. „Ich hatte es schon glücklich vergessen.“

„Denke nicht, daß ich dich kränken wollte,“ sagte Maria und beugte sich zu ihr; „nur um dir und den Eltern Verdrießlichkeiten zu ersparen, wollte ich dich bitten, sei etwas vorsichtiger.“ Und noch zögernder, als sie bisher gesprochen hatte, fuhr sie fort: „Laufe nicht, wie sonst, soviel allein umher, solange der Graf noch hier ist. Sage es mir, und ich werde dich begleiten, wohin du willst.“

„Du bist gut, Maria,“ sagte Serena und umschlang die Schwester mit ihrem Arm. So saßen sie eine Weile schweigend, an einander geschmiegt. Doch nicht lange konnte die Kleine die Unthätigkeit ertragen. „Ich will Blumen für dich pflücken,“ sagte sie, „dort unten wachsen schöne Immortellen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, stieg sie den Hügel hinab.

Maria verfolgte mit ihren Blicken die leichte Gestalt, wie sie dahin schritt nach der blumigen Waldwiese. Dort stand sie jetzt. Rings lag der goldene Schein der untergehenden Sonne; er zitterte über den grünen Gräsern und freundlichen Herbstblumen; er umfloß das liebliche Mägdlein und stahl sich unter den großen Gut in ihr Gesicht, um jede Wolke zu verschreiben. War sie doch das glückliche, fröhliche Sonnenkind.

Ein Schmetterling kam geflogen. Er war groß und schön, ein schillerndes Pfauenauge. Nicht weit von Serena ließ er sich

auf einen schwankenden Salm nieder, und sie näherte sich vorsichtig, um ihn zu fangen. Aber als sie die Hand ausstreckte, flog er weiter. Er gaukelte von einem Salm zum andern, und sie folgte ihm unbedenklich, mit steigendem Eifer. Ihren Strohhut hatte sie abgenommen, um ihn als Fänger zu benutzen. Jetzt saß der Schmetterling auf einem Gänseblümchen. Sei es, daß ihn dieses besonders fesselte, oder war er ermüdet, genug, er mißachtete die drohende Gefahr; der Hut flog über ihn, und er war gefangen. Behutsam nahm ihn Serena in die hohle Hand. Er hatte die Flügel fest zusammengeklappt und bewegte nur leise die Fühlhörner. „Warum ängstigst du dich, armes Tierchen?“ fragte Serena. „Ich werde dir nichts thun; ich wollte dich nur einmal genau ansehen; du bist so schön.“ Sie öffnete die Hand und hielt sie gegen das Sonnenlicht. Eine Weile saß der Schmetterling ganz still, dann aber breitete er die glänzenden Flügel aus, und sie trugen ihn fort, weit, weit, zum blauen Himmel empor. Serena sah ihm nach, bis er verschwunden war.

Da tönte aus dem Walde der melodische Ruf eines Pirols. Er mußte sich wohl sehr verspätet haben, dieser Pirol; alle seine Brüder waren gewandert. Der Pirol war einer von Serenas besonderen Lieblingen. Sie war ihm oft stundenlang gefolgt, von einem Baum zum andern, um ihn ordentlich sehen zu können. Damit der scheue Vogel über den Verfolger getäuscht werde, hatte sie seinen Ruf nachgeahmt. Auch jetzt widerstand sie nicht der Einladung, sondern sprang schnell und leichtfüßig über die Wiese hin, der Richtung zu, wo der Vogel rief „Güo-bülo“, klang es ganz in der Nähe aus dem Gipfel einer Buche. „Güo-bülo“, wiederholte Serena; sie besaß schon eine gewisse Fertigkeit darin. Jetzt stand sie am Fuße der Buche und suchte in ihren Zweigen den schön gefiederten Vogel. Da hörte sie Rauschen und Plattern; er war fortgeflogen, hoch über ihren Kopf hinweg. Und wenn er fliegt, so fliegt er weit. Sie wartete eine Zeitlang, dann rief sie wieder laut und deutlich: „Güo-bülo!“ Richtig, die Antwort kam, aber aus welcher Ferne! Unverdroffen setzte Serena ihren Weg fort, Ab und zu rief sie ihr „Güo-bülo“, mitunter auch ein langgezogenes „Güüo“, je nachdem der Vogel antwortete. Mehrmals mußte sie die Richtung wechseln, weil der Vogel neckisch seinen Platz verändert hatte. Er machte es ihr heute recht schwer. Jetzt war er sogar ganz verstummt; alles Suchen blieb vergeblich. Sie wollte schon die Hoffnung aufgeben, seiner ansichtig zu werden. Nur einmal rief sie noch.

Da antwortete dicht neben ihr im Strauchwerk eine Stimme: „Bin alkhier!“ Und gleich darauf trat ein schlanker Jäger aus dem Gebüsch. Das Gewehr hing ihm über der Schulter, und

ein Bündel Rebhühner guckte aus der Jagdtasche. „Grüß Gott!“ rief er und schwenkte fröhlich die Mütze. „Nun weiß ich doch, warum mir die Vogelstimme so seltsam bekannt vorkam; ich bin ihr schon eine geraume Weile gefolgt, und das war mein Glück. Aber Sie wollen doch nicht etwa Regen prophezeien, Fräulein Serena? oder warum ahmen Sie sonst den Regenvogel nach?“

Sie hatte, während er sprach, Zeit gefunden, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen. „Nein, ich will keinen Regen prophezeien,“ antwortete sie nun; „ich ahme den Vogel nur nach, damit er glauben soll, es wäre einer seiner Kameraden, der ihn ruft.“

„Wie raffiniert!“ erwiderte er. „Einen so gewitzten Vogelsteller hätte ich in Ihnen gar nicht vermutet. Ein andermal müssen Sie Ihren Herrn Vater und mich auf die Jagd begleiten. Aber auch ich bin heute nicht unthätig gewesen. Sehen Sie, ich bringe Braten für heute abend und morgen mittag; in der Tasche stecken noch zwei Hasen, und sogar einen Hirsch habe ich erlegt. Der Franz muß ihn mit dem Wagen hereinholen.“ Bei den letzten Worten schickte er sich zum Weitergehen an und sah sich erwartungsvoll nach ihr um.

Nun aber fiel ihr Marias Warnung ein, darum zauderte sie, und es ward ihr bekommen zu Mute.

„Wollen Sie noch weiter in den Wald hineingehen?“ fragte er, indem er zwei Schritte zurückkam.

„Nein, ich muß nach Hause gehen,“ antwortete sie.

„Auch ich will nach Hause,“ entgegnete er, „wir gehen zusammen.“

Sie bewegte leise verneinend den Kopf und sagte: „Zuerst muß ich Maria abholen; ich habe sie allein auf dem Moozhügel zurückgelassen.“

„Dann begleite ich Sie dorthin,“ erwiderte Reggfeld. „Zwar habe ich heute schon einen anständigen Marsch gemacht, doch bis auf den Moozhügel tragen mich meine Füße noch. Ich stehe also zu Ihrem Befehl.“

„Sie sind müde, Herr Graf, gehen Sie lieber direkt nach Hause,“ sagte Serena etwas unsicher.

Er sah sie erstaunt an. „Wollen Sie meine Begleitung nicht?“ fragte er.

Sie schwieg.

„Was ist Ihnen, Fräulein Serena?“ fragte er weiter, „warum sind Sie plötzlich so anders als sonst?“ Und als sie auch jetzt noch keine Antwort gab, fuhr er fort: „Wäre es möglich, daß Sie noch an die dumme Geschichte von heute früh denken? Ja, ja, das ist es; Sie haben mir noch nicht verziehen. Sie

können sich freilich nicht vorstellen, wie verlockend es war, als Sie so ahnungslos neben meinem lustigen Fokki standen, und wie noch viel verlockender es nachher war, einmal Ihre Leichtgläubigkeit auszubeuten. Daß Sie glauben konnten, ich würde am helllichten Tage mit Ihnen davonjagen, angesichts des brummigen Franz und der ganzen Oberförsterei, ohne Mütze, ohne Mantel, auf ungesatteltem Pferde, wie ein asiatischer Steppenfürst!" Er lachte, daß er sich schüttelte. Als sie ihn mit großen Augen ansah, bezwang er sich jedoch und sagte: „Jetzt sehe ich ein, daß ich unrecht that. Sie haben das gute Vertrauen zu mir verloren, durch welches Sie mich sonst glücklich machten. Aber wenn ich Ihnen nun verspreche, daß ich Sie nie mehr in solcher Weise erschrecken und ängstigen werde, dann sind Sie doch wieder gut und gehen hübsch artig mit mir, nicht wahr?"

Immer noch antwortete sie nicht.

„Fräulein Serena, können Sie mir wirklich so lange böse sein?" fragte Reggfield weich und faßte nach ihrer Hand.

Sie zog sie hastig zurück. Der einschmeichelnde Klang seiner Rede und die Erinnerung an Marias Worte riefen die widerstreitendsten Gefühle in ihr wach. Mit abgewandtem Gesicht antwortete sie: „Lassen Sie mich allein gehen, Herr Graf; es ist besser so. Maria hatte recht, als sie mich warnte."

„Also ihr habe ich das zu danken," sagte Reggfield mit gänzlich veränderter Stimme. „Und ist denn Fräulein Maria maßgebende Autorität für Sie? müssen Sie ihr gehorchen?"

„Ich muß nicht, aber ich will," antwortete Serena.

Bis ins tiefste Herz traf sie der Blick, den Reggfield nach diesen Worten auf sie richtete. Stumm trat er zurück, um sie vorbei zu lassen, und deutete mit der Hand auf den Weg, den sie nehmen mußte.

Sie stürzte an ihm vorüber, ohne aufzusehen. Wie gejagt lief sie durch den Wald. Was hatte sie denn gethan, daß ihr mit einemmal so unsäglich traurig zu Mute ward, und ihr das Herz klopfte, als sollte es zerspringen? Sie hatte ja nur Marias Mahnung befolgen und vorsichtig dem aus dem Wege gehen wollen, was etwa Verdrießlichkeiten schaffen konnte. Ach, sie hatte vorher gewußt, daß es ihr unmöglich sein würde. Dieser erste Versuch, mit Ueberlegung zu handeln, war jämmerlich mißlungen. Nicht aus dem Wege gegangen war sie den Verdrießlichkeiten, sie hatte sie heraufbeschworen. Und es war mehr als Verdruß, es war Leid und Weh, das sie jetzt erfüllte, bittere Reue über die Kränkung, die sie in ihrem Unverstand einem andern angethan hatte.

Als sie aus dem Walde heraustrat, sah sie, daß über die Wiese ihr eine Gestalt entgegenkam. Es war Maria, die, beunruhigt über ihr langes Ausbleiben, sie suchen wollte. Wäre sie doch eher gekommen! Vielleicht hätte ihre Dazwischenkunft das Unglück verhütet.

Serena mäßigte die Eile, mit der sie bisher ihren Weg verfolgt hatte. Müde ging sie der Schwester entgegen.

„So schnell hattest du meine Worte vergessen,“ sagte Maria vorwurfsvoll. „Warum bist du wieder allein so weit in den Wald gelaufen?“

„O schweige!“ rief Serena. Aber der heftige Ton erschreckte sie selbst und, wie um Verzeihung bittend, fügte sie hinzu: „Der Pirol war schuld daran; er rief und ich folgte ihm.“

Maria legte den Arm um sie. „Und so unvernünftig bist du gelaufen,“ sprach sie; „ich fühle es, wie dein Herz schlägt. Laß uns nun langsam nach Hause gehen.“

Während sie neben einander hergingen, öffnete Serena mehrmals die Lippen, um zu bekennen, was sie so sehr bedrückte. Doch ein unerklärliches Gefühl schloß ihr immer wieder den Mund, und schweigend erreichten sie das Haus.

Es war Marias Amtswache. So ging Serena allein hinauf in das Erkerstübchen und warf sich dort auf das kleine Sofa. Nach einer Weile hörte sie auf dem Hofe einen Wagen rollen. Der Franz fuhr wohl fort, um den erlegten Hirsch hereinzuholen; und dann hörte sie vor der Hausthür die Stimme ihres Vaters und Reggfields, die dem Wegfahrenden Weisungen nachriefen. Sie nahm ein Kissen und verbarg ihren Kopf darin, um nur die eine Stimme nicht mehr zu hören, und in dieser Stellung verblieb das sonst so rührige Mädchen, bis es im Zimmer völlig dunkel wurde und Maria sie zum Essen rief.

Bei Tische fiel es Frau Charlotte auf, wie still heute die Kleine war, und wie sie fast verstört aussah. Wiederholt richtete sie einen forschenden Blick auf sie, aber dann schlug Serena jedesmal die Augen nieder.

Reggfield hatte soviel Selbstbeherrschung, um seine gedrückte Stimmung möglichst zu verbergen. Doch ein scharfer Beobachter konnte auch ihm den Zwang anmerken. Im Gegensatz zu sonst beachtete er Serena gar nicht und sprach des öftern mit Maria, aber in einem seltsamen Tone, fast, als wolle er sie reizen.

Nach dem Essen bat Frau Charlotte den Gast, zu musizieren. Er hatte wirklich sein Cello mitgebracht; auf einem Wagen war es herausgefahren worden und seitdem eine Quelle reinen Genusses

für die Bewohner des Forsthauses gewesen. Für Maria waren es Stunden eines nie geahnten Glücks, wenn sie durch ihre Begleitung dazu beitragen durfte, Reggfields künstlerisches Spiel zu heben. Auch heute rötete die Freude ihre Wangen, als sie mit ihm die Schöpfung eines großen Meisters wiedergab. Am Schluß der Symphonie aber ließ Reggfield nicht wie sonst den Bogen sinken; er schlug einen langen Triller, und was seine Seele erfüllte, zog nun in Tönen an den Zuhörern vorüber.

Eine Minute lang lauschte Maria unthätig, dann legte sie die Hände wieder auf die Tasten, und ein weicher Akkord antwortete dem Violoncell.

Ueberraschend blickte Reggfield auf, ohne doch sein Spiel zu unterbrechen. Eine lebhafte Spannung malte sich in seinen Zügen; er führte den Bogen rascher und leidenschaftlicher, dann wieder ließ er die Saiten klagen. Aber Maria folgte. Es war, als ahne sie seine tönenden Gedanken von ferne. Leise, wie sehnüchtig, schlichen ihre Akkorde seiner Melodie nach.

Tief aufatmend brach Reggfield endlich ab. Vor einer Stunde noch wäre er nicht im Stande gewesen, Maria etwas Freundliches zu sagen. Jetzt siegte der Künstler über den Menschen. „Das ist mir in meinem Leben zum erstenmal begegnet,“ sagte er, und unwillkürlich reichte er ihr die Hand wie einem ebenbürtigen Genossen.

Am späten Abend ereignete sich im Erkerstübchen ein noch nie dagewesener Fall. Da lag Maria in ihrem Bette und schlief fest und ruhig. Ein glückliches Lächeln umspielte ihren Mund; sie träumte von den herrlichen Tönen und hörte Reggfield wieder sagen: „Das ist mir in meinem Leben zum erstenmal begegnet.“

Im anderen Bette aber lag Serena und sah mit wachen Augen in die Dunkelheit. Noch nie war ihr junges Herz so schwer gewesen. „Ach, wenn ich es doch vergessen könnte!“ seufzte sie. „Aber wenn er nun morgen wieder ein so böses Gesicht macht und ich immer denken muß, daß ich ihn so geärgert habe — nein, das halte ich nicht länger aus. Ich will es ihm morgen abbitten.“ Mit diesem tröstlichen Vorsatz gelang es ihr endlich, einzuschlafen, und wenn auch das Erwachen am nächsten Morgen minder tröstlich war, da ihr die Ausführung ihres Vorhabens beim hellen Tageslichte viel schwerer dünkte, als im Dunkel der Nacht, so war sie doch nicht mehr ganz hoffnungslos, wie am vorigen Abend.

Zuerst stand ihr noch ein neuer Schreck bevor. Reggfield erhielt beim Frühstück wieder einen mit Wappen und Krone ge-

zierten Brief. Er trat an das Fenster, um ihn zu lesen, und als er sich umwandte, sah er so verändert aus, daß der Oberförster ihn fragte: „Brachte der Brief eine schlechte Kunde?“

„Die Kunde, daß ich Abschied von Ihnen nehmen muß,“ antwortete Reggfeld. „Der Brief ist von meinem Onkel und einstigen Vormund, und die Aufforderung, zu ihm zu kommen, die er enthält, ist so dringend, daß ich gezwungen bin, augenblicklich abzureisen.“

„O, o, wie leid thut mir das!“ sagte der Oberförster. „Wir hatten uns jetzt so hübsch zusammen eingerichtet; Sie werden mir überall fehlen. Aber es geht hier, wie so oft im Leben: Wenn's am besten schmeckt, muß man aufhören.“

„Ja,“ erwiderte Reggfeld einsilbig.

Die Hausfrau, die vielleicht diejenige war, welche die Nachricht am wenigsten erschreckt hatte, redete dem Gaste nun herzlich zu, wenigstens bis Mittag zu warten, damit sie noch nach besten Kräften für seine Reisebedürfnisse sorgen könne.

Reggfeld willigte nur in zwei Stunden Aufschub. Dann ging er hinaus, um seine Sachen zu packen.

„Weißt du, kleine Hexe,“ sagte der Oberförster zu der ganz verblähten Serena, „du und ich, wir wollen jetzt schnell in das Dorf gehen und dort beim Drechsler eine Platte zu dem Hirschgeweih kaufen, welches unserem Gaste von rechtswegen gehört. Es ist schon abgenommen, vielleicht kann es bis zu des Grafen Abreise fertiggestellt werden, damit er doch zum Abschied noch eine Freude hat. Was meinst du dazu?“

Serena nickte nur. Sie hatte die Empfindung, als müsse sie in Thränen ausbrechen, wenn sie den Mund auch nur zu einem Worte öffnete.

„So lauf' und mach' dich fertig,“ sagte der Oberförster; „wir müssen uns beeilen.“

Maria indessen wurde von der Mutter in die Küche mitgenommen, wo sie helfen mußte, für den scheidenden Gast ein Frühstück zu rüsten und allerhand Reisevorrat einzupacken. Frau Charlotte, der der vornehme Besuch manchen sorgenvollen Seufzer ausgepreßt hatte, konnte sich jetzt, wo er schied, nicht genug thun, um ihm ihre mütterliche Theilnahme zu beweisen. Zuletzt sagte sie zu Maria: „Auch ich möchte dem Grafen ein Andenken an die bei uns verlebte Zeit mitgeben. Geh nach der Kreuzeiche und hole mir einige schöne Blätter; daraus will ich ihm ein Sträußchen binden.“

So wanderte Maria mit schnellen Schritten den Weg zur Kreuzeiche dahin. Aber als sie den Platz erreichte, blieb sie erschrocken stehen; denn auf einer der Bänke saß Reggfeld; er

hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah düster vor sich nieder. Er mochte wohl sein Packen schon beendigt und nun einen letzten Gang durch den Wald gethan haben. Noch hatte er sie nicht bemerkt, darum beschloß sie, leise wieder umzukehren. Doch unversehens trat sie auf einen dünnen Zweig, daß er laut knackte, und dies Geräusch machte Reggfeld aufsehen.

Er erhob sich sofort mit stummem Gruß. Dann standen sich beide schweigend gegenüber. Maria fühlte die Nothwendigkeit, irgend etwas zu sagen und begann endlich: „Ich habe Sie gestört, Herr Graf.“

„Ich könnte dasselbe befürchten,“ antwortete er.

„Mich haben Sie nicht gestört,“ erwiderte sie; „ich sollte nur für meine Mutter einige Eichenblätter holen.“ Sie ging an den Baum heran und brach mehrere kleine Zweige ab. „So, meine Arbeit ist gethan, ich kann nun wieder gehen.“

Da trat er mit raschem Entschluß ihr in den Weg. „Gestatten Sie mir nur eine Frage,“ sagte er. „Fräulein Maria, was halten Sie von Grundsätzen?“

Obwohl diese Frage ihr etwas befremdlich klang, antwortete Maria doch ohne alles Besinnen: „Ich halte dafür, daß ein Mensch ohne Grundsätze charakterlos und erbärmlich ist.“

„Gm,“ sagte er, „das thut mir leid.“

„Warum?“ fragte sie erstaunt.

„Weil ich nun an Ihnen irre werden muß,“ antwortete er; „ich habe Sie ersucht, sich Ihr eigenes Urtheil zu sprechen.“

„Mein eigenes Urtheil?“ wiederholte sie bestürzt. „Bin ich denn ohne Grundsätze? und woher wollten Sie das wissen, Herr Graf?“

Ernst entgegnete er: „Ich für mein Theil halte es für einen schönen und edlen Grundsatz, sein einmal gegebenes Wort zu halten.“

„Ja,“ erwiderte Maria, „ich denke wie Sie, und ich weiß nicht, wessen Sie mich beschuldigen.“

„Nun,“ begann er, doch unterbrach er sich und sagte: „Ich möchte Sie nicht aufhalten, da Sie nach Hause wollen. Wenn Sie erlauben, werde ich Sie begleiten.“

Maria willigte schweigend ein, und sie gingen neben einander den schmalen Fußpfad zurück. Reggfeld richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die vorstehenden Zweige, die seine Begleiterin möglicherweise hätten belästigen können. Er that dies auch, als er von neuem zu sprechen anhub. „Hatten Sie mir nicht versprochen, als ich das letzte Mal hier war, daß Sie Ihren Einfluß auf Fräulein Serena nicht zu meinem Nachtheil anwenden wollten?“

„Ja,“ antwortete Maria, „das habe ich versprochen, und bis zu dieser Stunde habe ich es auch noch nicht vergessen.“

„Aber,“ fuhr Reggfeld mit mühsam unterdrückter Heftigkeit fort, „warum lehren Sie dann das unschuldige Kind mich scheuen und fürchten, wie einen Bösewicht? warum verbieten Sie ihr geradezu den Umgang mit mir?“

„Wann habe ich das gethan?“ fragte sie und wandte ihm ihr erbleichendes Antlitz zu.

„Verzeihen Sie, Fräulein Viriletti,“ entgegnete er, „das müssen Sie besser wissen, als ich. Ich weiß nur das Resultat. Aus Fräulein Serenas eigenem Munde habe ich gehört, daß Ihr Verbot es war, welches sie gestern abhielt, mit mir zu gehen.“ Er hielt erregt inne und wartete auf ihre Antwort.

Doch sie blieb stumm.

Nach einer Pause fragte er: „Antworten Sie mir nichts darauf?“

„Was soll ich Ihnen antworten, Herr Graf?“ fragte sie dagegen.

„Ob ich recht habe mit meiner Beschuldigung oder nicht,“ rief er ungeduldig.

„Nein,“ sagte Maria.

„Nein? so haben Sie Fräulein Serena nicht geraten, mir vorsichtig auszuweichen und aus dem Wege zu gehen?“

„Ja.“

„Nein, ja,“ wiederholte Reggfeld. „Sie sind sehr lakonisch. Ich möchte gern eine nähere Erklärung von Ihnen haben.“

„Wenn Sie eine solche nicht selber finden, ich kann sie Ihnen nicht geben,“ sagte sie.

„Warum nicht, wenn ich sie fordere?“

„Nur meine Eltern haben das Recht, eine Forderung an mich zu stellen,“ antwortete Maria mit leiser, aber fester Stimme.

Ueber Reggfelds Gesicht ging ein zorniges Blitzen. „Nun,“ sagte er, „wenn Sie mir jede Auskunft verweigern, die eine Verständigung zwischen uns herbeiführen könnte, so muß ich allerdings, wie Sie mir raten, selbst nach einer Erklärung suchen. Aber ich will schuldlos daran sein, wenn diese Erklärung ungerecht gegen Sie ausfällt. Gerecht haben auch Sie nicht an mir gehandelt, als Sie mit Vorbedacht das zerstörten, was meines Herzens Freude war.“

Maria schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen? Nur erhob sie von Zeit zu Zeit sehnüchlich den Blick, um zu sehen, ob denn der Weg noch immer nicht zu Ende sei. Ja, dort

schimmerten jetzt die Wände des Forsthauses durch das Licht gewordene Gezweig, und jetzt blieb Reggfield stehen und fragte: „Wollen wir uns so trennen?“

„Das hängt von mir nicht ab,“ antwortete Maria mit edlem Anstand.

Reggfield biß sich auf die Lippen. Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie seltsam die Situation war, in der er der jungen Dame gegenüber stand, und daß er nicht sehr ritterlich mit ihr verfahren war. „Warum muß es denn zwischen uns beiden immer zu solchen Auftritten kommen?“ fragte er, und als sie nicht antwortete, fuhr er fort: „Glauben Sie mir, daß ich es aufrichtig bedauere. Ich bin eine Natur, die aus ihren Empfindungen selten ein Geheimnis macht, Sie aber sind mir oftmals unverständlich. Doch offen bekenne ich, daß ich zu weit gegangen bin. Noch nie ward eine Dame von mir beleidigt, wenn ich es heute gethan habe, so halten Sie es dem Schmerze zugute, der seit gestern mich erfüllt. Und es bleibe nun dahingestellt, ob wir uns wiedersehen werden oder nicht — lassen Sie uns noch einmal ein Kompromiß mit einander schließen. Der heutige Auftritt soll der letzte dieser Art gewesen sein, nicht wahr?“

„Ach, wenn das möglich wäre!“ sagte Maria, und trotz aller Anstrengung konnte sie es nicht mehr verhindern, daß eine Thräne über ihre Wange floss.

Dieser Anblick weckte Reggfields Reue. „Es wird möglich sein,“ erwiderte er, „wenn Sie mir vergeben wollen, was ich Ihnen heute angethan habe. Ich weiß ja, ich habe von Anfang an das Unglück gehabt, Ihnen zu mißfallen. Aber der Geist, der im Stande war, einen anderen auf schöpferischem Gedankenfluge zu begleiten, der muß auch die Kraft zur Uebertwindung haben, um trotz persönlicher Abneigung einem reuig Bittenden zu verzeihen.“

„Ich brauche mich nicht zu überwinden, um Ihnen verzeihen zu können,“ antwortete Maria; „ich habe Ihnen nie gezürnt.“ Und wie damals auf der Treppe, so verließ sie auch jetzt wieder den überraschten Reggfield, noch ehe er Zeit gewinnen konnte, ein weiteres Wort zu sprechen. Mit flüchtigen Schritten legte sie die letzte Wegstrecke zurück und war bald seinen Blicken entschwunden.

Er stand und sah ihr nach. „Wunderliches Mädchen!“ sprach er zu sich selbst; ein räthselhaftes Gemisch von Strenge und Güte. Sie habe mir nie gezürnt, sagt sie nach alle dem, was zwischen uns vorgefallen ist. Das bedingt entweder einen Grad von Gleichgültigkeit, der ans Eisige streift, oder einen Grad von

Zugend, der über meine Begriffe hinausliegt. Eine so stoische Ruhe ist mir noch bei keinem Menschen vorgekommen, außer —“

Arme Maria! Die Vergleichung, die nun folgte, vernichtete alles, was Reue und guter Wille soeben aufgebaut hatten. Reggfields Gedanken irrten von dem wunderlichen Mädchen zu seinem Oheim, von dem traulichen Forsthaufe zu dem kalten Schlosse, das der traurige Aufenthalt seiner Kindheit gewesen war, und dem er nun wieder entgegensah. Ein Seufzer entstieg seiner Brust.

Da knisterte es auf dem Wege. Er wandte sich hastig um. Sa, sie war es.

Serena kam ihm entgegen.

„Sie haben mir gestern weh gethan,“ sagte Reggfield mit weicher Stimme, „mehr als Sie ahnen konnten. Ist es Ihnen jetzt leid? und soll es zwischen uns wieder werden, wie es gewesen ist?“

„Ach ja,“ antwortete sie aus Herzensgrund und schlug die thränengefüllten Augen zu ihm auf. „Eben das wollte ich Ihnen sagen; ich wollte Sie bitten, mir nicht mehr böse zu sein. Und nun ist alles wieder gut, nun kann ich gehen.“

„Nur die Hand geben Sie mir noch,“ bat Reggfield.

Willig reichte sie ihm die kleine Rechte, die er einen Augenblick in der seinen behielt. Dann ließ er sie ungehindert ihres Weges ziehen; doch sah er ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Kleides zwischen den Bäumen verschwunden war.



Sechstes Kapitel.

Storrinet, der Sitz der Reichsgrafen zu Reggfield, lag auf einem Hügel, dem einzigen in der sonst flachen Gegend. Jahrhunderte schon zählte der stattliche Bau. Ein Kenner-
auge konnte die verschiedenen Zeitalter an ihm nachweisen; neben runden und viereckigen Fenstern wölbte sich der gotische Spitzbogen, der Mittelbau endigte in eine gewaltige Kuppel, und die beiden Seitenflügel trugen schlanke Thürme. Allein trotz dieser Unregelmäßigkeiten machte das Ganze doch den Eindruck des Großartigen, und die altersgrauen Mauern flößten dem Beschauer Ehrfurcht ein.

Ekbert Reggfield, einer der ältesten Anherren, hatte den Mittelteil der Burg erbaut, als er von seinem erzürnten Landesherrn aus seinen anderen Besitzungen vertrieben worden war. Hier setzte er sich fest, und von hier aus trozte er der Macht des Fürsten, bis ein Befehl des damaligen Kaisers, dem Ekbert einen wichtigen Dienst geleistet hatte, den Landesherrn zwang, auch die übrigen Güter des Trotzigen wieder herauszugeben. „Ekbert mit dem starren Nacken“ nannte ihn das Volk. Nach ihm erhielt die Burg den Namen Storrinet.

Der jetzige Gebieter des Schlosses und der umliegenden Ortschaften ward von seinen Untergebenen nicht minder gefürchtet, als seinerzeit der hartnäckige Ekbert. Schon sechs Jahrzehnte waren über seinem stolzen Haupte hinweggezogen und hatten sein dunkles Haar gebleicht. Das war aber auch das Einzige, was sie vermocht hatten; gebeugt hatten sie weder das Haupt noch die vornehme Gestalt. In unverringelter Kraft und in unnahbarer Hoheit herrschte Karl Sigismund. Kein Auge durfte sich rühmen, je einen Blick in das Herz dieses Mannes

gethan zu haben. Keine Bande hatten je vermocht, ihn zu fesseln, auch die der Liebe nicht. Er war unermählt geblieben. Die Hoffnung des einst so großen Geschlechts stand jetzt nur noch auf zwei Augen, auf Karl Sigismunds Brudersohn.

Georg zu Reggfeld, der jüngere Bruder des Majorats-herrn, hatte den Familien-Traditionen gemäß sich dem Staatsdienste gewidmet und in kurzer Zeit auf der Leiter der Ehre eine ziemlich hohe Staffel erreicht. Er heirathete die Tochter eines der edelsten Häuser und lebte jahrelang mit ihr in der glücklichsten Ehe. Seine liebenswürdige Gemahlin begleitete ihn auf allen Reisen und an die verschiedensten Fürstenhöfe. Seine letzte Mission hatte ihn nach Spanien geführt. Dort wurde er und auch seine Gemahlin von einer heimtückischen Seuche ergriffen, die in wenigen Tagen sie beide dahinraffte und ihre Kinder zu Waisen machte.

Sie hinterließen eine Tochter und einen Sohn, die achtjährige Alice und den um vier Jahre jüngeren Erich, den Helden unserer Erzählung. Der verstorbene Graf hatte kurz vor seinem Ende noch bestimmt, daß sein Bruder die Vormundschaft über die Kinder übernehmen sollte. So wurden die armen Waislein, die in ihrer glücklichen Unwissenheit noch nicht ahnten, was sie verloren hatten, auf das Ahnenschloß gebracht, und Karl Sigismunds unerbittliche Hand lag fortan auf ihrem jungen Leben.

Das erste, was der Vormund that, war, daß er die Geschwister trennte. Er brachte die kleine Gräfin mit Bonne und Erzieherin in dem linken Seitenflügel unter, den kleinen Grafen mit Hofmeister und Diener auf dem rechten. Vom Morgen bis zum Abend war jede Stunde ausgefüllt; jede Arbeit, jedes Spiel, jede Bewegung war ihnen vorgeschrieben. Alice befand sich bei dieser Methode noch leidlich wohl. Sie war im Grunde eine weiche, biegsame Natur und hatte viel Freude an Pracht und Glanz. Es fiel Karl Sigismund nicht schwer, sie nach seinem Willen zu formen, und wenn sie auch oft heiße Thränen vergoß, so kam es doch nie zu solchen Ausbrüchen, wie sie ihr Bruder nur zu gern herbeiführte. Zwar endeten diese Ausbrüche immer mit einer harten Niederlage des kleinen Empörers, aber nie mit einer gänzlichen Unterwerfung. Er zeigte schon früh, daß er ein Sohn aus dem Hause derer mit dem starren Nacken war.

Allmählich gewöhnte sich auch Alice, ihren so oft bestrafte Bruder für einen Missethäter zu halten. Wenn sie mit ihm zusammenkam, so schlug sie gern einen mütterlich belehrenden Ton an, gegen den der trockige Knabensinn sich empörte. Der arme Erich stand fast ganz allein und ohne Freunde da. Zwar die Dienerschaft liebte und bemitleidete ihn, und auch sein Hof-

meister hätte ihm wohl gern mehr Freude und Freiheit gegönnt, aber die Furcht vor dem Gebieter hielt beide ab, ihren wahren Gefühlen zu folgen.

Als der Erbe von Storrineß das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte, fand Karl Sigismund, daß der Unterricht der bisherigen Lehrer nicht mehr ausreichte, und entschloß sich, den Knaben in fremde Obhut zu geben. Er schickte ihn ins Kadetten-Korps. Für den jungen Reggfeld war das eine Befreiung, was manchem verwöhnten Mutterköhnen eine harte Schule dünkt. Unter der fröhlichen Knabenschar lebte er auf und war bald der ausgelassensten einer. Aus jener Zeit stammte auch die Freundschaft mit Varrnbek, die die nachfolgenden Jahre immer mehr befestigt hatten, bis sie zu dem schönen Bunde wurde, der jetzt unter den Kameraden beinahe sprichwörtlich war.

Karl Sigismund aber entschloß sich noch zu einem weitem Schritte. Als die Erziehung seiner Nichte vollendet war, verlegte er für einen Winter seinen Wohnsitz nach der Residenz und besuchte die Hofgesellschaften. Die junge, hübsche Komteß Reggfeld war bald eine Hauptzierde dieser Feste. Am Schlusse der Saison theilte der Graf seiner Nichte mit, daß er ihre Hand einem reichen Rittergutsbesitzer aus der Nachbarprovinz, einem Baron von Osten, zugesagt habe. Alice war es wohl zufrieden. Sie hatte vorher gewußt, daß ihr Schicksal sich eines Tages auf diese Art entscheiden würde, und sie pries sich glücklich, daß die Wahl ihres Vormunds auf einen Mann gefallen war, der auch ihren Beifall hatte. Die lebhaften Guldigungen, die der junge Baron dem liebenswürdigen Mädchen dargebracht hatte, waren nicht wirkungslos geblieben.

So wurde nach einem halben Jahre die Vermählung mit allem Glanze gefeiert. Das Band aber, welches Alice an den einzigen Bruder knüpfte, ward seitdem noch looser, da nun der eigene Herd ihr Interesse ganz in Anspruch nahm.

Ein trüber Herbsthimmel wölbte sich jetzt über Storrineß und beschränkte den Blick, der sonst von dieser Höhe die Thürme der Provinzial-Hauptstadt entdecken konnte. Auf einer Terrasse vor dem Schlosse ging Reggfeld mit seiner Schwester, die bereits seit mehreren Wochen hier weilte, auf und ab. Das Gespräch, welches sie führten, war gleichgültiger Art und berührte keine tiefer liegenden Dinge. Glatt und elegant floss es dahin. Niemand, der es belauscht hätte, wäre auf die Vermutung gekommen, daß hier Bruder und Schwester nach längerer Trennung ein Wiedersehen feierten. Endlich zog Reggfeld seine Uhr hervor und fragte: „Wann wird man denn bei den kleinen Herrschaften zur Audienz vorgelassen? Schon bin ich zwei

Stunden hier und habe noch mein Patenkind nicht begrüßen können.“

„Sie hat jetzt ihre Unterrichtsstunden,“ antwortete die Baronin. „Ich lasse sie dabei nicht gern stören, da Erika ohnehin etwas flatterhaften Geistes ist. Nun aber werde ich Befehl geben, daß man die Kinder in ihr gemeinschaftliches Wohnzimmer bringt. Dann kannst du sie sehen, wenn es dir Vergnügen macht.“

„Alice,“ sagte Reggfield, „ich begreife nicht, wie du es übers Herz bringen kannst, deine Kinder in derselben Weise zu drillen, in der wir gedrillt worden sind.“

„Ich habe diese Weise als die richtige erkannt,“ erwiderte sie. „Es ist dem Menschen gut, wenn er von früh auf gewöhnt wird, seine Wünsche und Empfindungen einem höhern Prinzip unterzuordnen; nur so lernt er sich selbst beherrschen.“

„Allerdings, du hast das gelernt,“ sagte Reggfield und betrachtete seine Schwester. Vom Scheitel bis zur Sohle war jeder Zoll an ihr die vornehme Dame, die den natürlichen Regungen des Herzens erst dann erlaubte an die Oeffentlichkeit zu treten, wenn sie vor der Etikette Reue passiert hatten.

Ungefähr zehn Minuten, nachdem die Baronin den Befehl gegeben hatte, brachte ein Diener die Meldung, daß „die kleinen Herrschaften“ nunmehr dem Besuche ihres jungen Oheims entgegenstehen. Von seiner Schwester geführt, betrat Reggfield eins der hohen, düstern Zimmer, die ihm von seiner Kindheit her noch in trüber Erinnerung standen. Drei Kinder, im Alter von zehn bis zu fünf Jahren, waren hier aufgestellt und begrüßten ihn stumm, aber mit sehnsüchtigem Blick.

„Kommt her und sagt Euerm Onkel guten Tag,“ gebot die Baronin.

Darauf näherten sie sich. Die beiden Knaben reichten ihm die Hand, und das Mädchen machte eine zierliche Verbeugung.

„Bon jour, mademoiselle,“ lachte Reggfield. „Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Acht Jahre,“ antwortete das Kind.

„Allen Respekt! Nun, Fräulein Nichte, mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich mich hier für eine halbe Stunde einquartieren.“

„Ich will dir die Französin schicken, damit sie die Kinder in Ordnung hält,“ sagte die Baronin.

„Nein; wenn ich eine Bitte aussprechen darf, so laß mich mit ihnen allein, ohne die Französin,“ erwiderte Reggfield; „ich hoffe, diese drei Füllen auch ohne ihre Hülfe bändigen zu können.“

Die Baronin sah ihn zweifelnd an. „Ich weiß nicht, ob ich dir trauen kann,“ sprach sie leise. „Karlis ist so mild, wie du selbst es warst, und Erika bricht leicht aus der Bahn; es kostet große Mühe, ihr gute Sitten beizubringen.“

„Lehre sie doch lieber, die Gänse in den Teich treiben,“ gab Reggfield ernsthaft zur Antwort; „das ist natürlicher.“

Die Baronin überhörte diesen sonderbaren Ratschlag und ging hinaus, nachdem sie die Kinder noch einmal ermahnt hatte.

Raum waren ihre Schritte auf dem Korridor verhallt, so ertönte ein dreifacher Jubelschrei. Karl Sigismund, der älteste Knabe, der Kürze halber Karlis genannt, saß plötzlich auf dem wunderbar geformten Ofen, ehe noch Reggfield ergründen konnte, wie er hinaufgekommen war. Adalbert, der jüngste, schmiegte sich jauchzend an sein Knie, und Erika flog mit ausgebreiteten Armen in so kühnem Sprunge auf ihn zu, daß er fast erschrocken sich vorbeugte, um sie aufzufangen.

„Ei, Kinder,“ sagte er, „wo habt ihr so vortrefflich turnen gelernt?“

„Nur aus uns selbst,“ antwortete Erika; „wir haben Françoise so lange gebeten, bis sie uns manchmal eine freie Stunde läßt, wenn Mama nicht zu Hause ist, und dann üben wir uns im Klettern. Karlis kann es am besten.“

„Das sehe ich,“ erwiderte Reggfield, indem er sich zu dem Erstürmer des Ofens wandte.

„Weißt du, Onkel, was ich thun werde, wenn ich einmal groß bin?“ fragte Karlis von seiner Höhe herab.

„Nein,“ antwortete Reggfield.

„Dann belagere ich Storrinet und schieße diese schauderhaften Mauern kurz und klein.“

Ueber Reggfields Gesicht huschte ein Lächeln. „Ich verstehe dich,“ sagte er halblaut.

„Und weißt du, was ich thun werde, Onkel Erich?“ fragte das kleine Mädchen, und ohne seine Antwort abzuwarten, fügte sie hinzu: „Ich werde immer das Gegentheil von dem thun, was Mama Anstand und gute Sitten nennt.“

„O,“ sagte Reggfield, indem er sich vergeblich bemühte, eine ernste Miene zu bewahren, „dein Ideal bleibt besser unerreich.“

„Als wir hörten, daß du kommen würdest, Onkel,“ fuhr Erika fort, „haben wir uns schrecklich gefreut. Wir wissen noch sehr gut, wie schön es war, als du uns einmal besuchtest, wie lustig du da mit uns spieltest. Du hast uns sogar im Rahn gefahren. Und so herrliche Geschichten konntest du erzählen. Wir haben in der letzten Nacht alle drei von dir geträumt.“

„Ja,“ bestätigte Adalbert, „wir haben von dir geträumt.“

„Erzähle uns auch heute eine Geschichte, bitte, lieber Onkel“ sagte Erika.

„Eine Heldengeschichte,“ rief Karlis und kam mit Donnergepolter von seinem Ofen herunter.

„Eine lächerliche Geschichte,“ bat Adalbert.

„Eine, wo alles drunter und drüber geht,“ rief Erika.

„Ihr verlangt viel,“ sagte Reggfield. „Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ Dann begann er zu erzählen: „Es war einmal ein großer, großer Wald, der war so groß, daß niemand sagen konnte, ob er breiter oder länger war. Wenn jemand von rechts nach links hindurchging, so sagte er: „Dies ist der allergrößte Wald“; und ging ein anderer von links nach rechts, so sagte er: „Dieser Wald ist der allergrößte.“ Und wenn dann die beiden zusammenkamen, so zankten sie sich.“

„Aber Onkel Erid,“ wandte Karlis ein, „das ist nicht richtig; der Wald ist doch von rechts nach links ebenso groß, wie von links nach rechts.“

„Bist du so klug,“ sagte Reggfield, „dann kannst du ja weiter erzählen.“

„Still, Karlis,“ rief Erika mit energischem Kopfnicken, „Onkel Erid soll sprechen und sonst niemand.“

Reggfield fuhr fort: „Einmal ging in dem großen Walde ein Mann spazieren, der dachte nicht daran, die Breite mit der Länge zu vergleichen; er ging nur spazieren, und er ging so lange, bis er sich ganz und gar verirrt hatte. Wie er nun ängstlich kreuz und quer lief, um einen Ausweg zu suchen, kam mit einemmal der Sturm geflogen. Mit seinen großen, schwarzen Flügeln peitschte er den Wald, daß die Bäume vor Schreck hin und her wankten und zuletzt die Wurzeln nach obenkehrten statt der Zweige.“

„Onkel Erid,“ begann Karlis.

„Still,“ rief Erika, „erzähle weiter, lieber Onkel.“

„Dem armen Mann ward's nun unter den verkehrten Bäumen ganz angst und bange,“ fuhr Reggfield von neuem fort; „er dachte, auch er würde umgekehrt werden und mußte dann die Füße in die Luft strecken. Dazu begann es zu donnern und zu blitzen, wie er's ähnlich noch nie erlebt hatte.“

„Der arme Mann!“ unterbrach ihn Adalbert, der eine namenlose Angst vor Gewittern hatte.

„Still, Adalbert,“ rief Erika und stampfte mit ihrem kleinen Fuße auf den Boden. „Onkel Erid, wer dich jetzt noch einmal unterbricht, der muß hinausgehen und darf die Geschichte nicht zu Ende hören.“

„So soll es sein,“ sagte Reggfield. „Also der arme Mann wurde nicht umgekehrt, aber er geriet ganz außer Atem und stand zuletzt vor einem Bache still, der ihn freundlich und zutraulich ansah. Blaue Bergißmeinnicht wuchsen an seinem Rande. Wie nun der Mann einen großen Schritt machen und über den Bach hinwegsteigen wollte, sah er, daß da unten auf dem Grunde ein reizendes Menschengesicht war, welches ihn fröhlich anlachte. Und weil der gewaltige Sturm den armen Wanderer doch etwas verstört hatte, wenn er selbst es auch nicht wußte, so griff er nach dem Menschengesicht und dachte nicht daran, daß er ins Wasser greifen würde. Da wurden die Bergißmeinnicht zu lauter Schlingen, die sich um seine Füße legten, und als er sich bückte, um sie zu entfernen, verlor er völlig das Gleichgewicht und fiel Hals über Kopf ins Wasser.“

„So war er ja nun bei seinem reizenden Menschengesicht,“ bemerkte Erika.

„Halt,“ sagte Reggfield, „wer muß jetzt hinausgehen?“

„Ach, diesmal gilt es noch nicht,“ stotterte die Kleine erschrocken. „Erzähle weiter, lieber Onkel.“

„Nun, das Menschengesicht war zu einem kleinen Hexchen geworden mit zwei flinken Füßen, und lief davon über Stock und Stein. Auch der arme Mann kroch aus dem Bach heraus, aber er war pudelnak und halb blind dazu, so daß er erst das Wasser aus den Augen reiben mußte. Dann lief er dem Hexchen nach. Beinahe hätte er sie gefangen, doch plötzlich drehten sich alle die verkehrten Bäume wieder um, sprangen hurtig durcheinander, und als der Mann sich von neuem die Augen rieb, um zu erfahren, ob er wache oder träume, da war aus dem Walde eine Felsenhöhle geworden. Die kleine Hexe saß darin, und ein großer Eisbär stand davor, der brummte den Mann an und fletschte grimmig die Zähne, sobald er Miene machte, sich zu nähern.“

Hier hielt Reggfield inne, und Adalbert fragte in atemloser Spannung: „Was wird er nun thun?“

„Das weiß er selbst noch nicht,“ antwortete Reggfield.

„Ist denn die Geschichte schon aus?“ fragte Karlis erstaunt.

„Ja, vorläufig ist sie aus.“

„Es war eine sehr komische Geschichte, ohne ein richtiges Ende,“ sagte Erika. „Wenn ich der Mann wäre, ich müßte Tag und Nacht an die kleine Hexe denken.“

„Ach, das ist leider nur allzu wahr,“ murmelte Reggfield.

„Ei, was,“ rief Karlis, „wenn ich der Mann wäre, ich schlug den Eisbären tot.“

Der Eintritt der Französin verhinderte Reggfield, seine Meinung über diesen kühnen Vorschlag zu äußern. Françoise kam, um Karlis und Erika zum Umkleiden zu holen, da die Diner-Stunde herannahte. Adalbert war überhaupt noch nicht salonfähig, er speiste allein mit der Erzieherin.

Im Hinausgehen bemerkte Reggfield, wie wenig anziehend die Erscheinung der Französin war. Sie hatte ein ungewöhnlich langes Gesicht mit einer langen, scharfen Nase, die bestimmt schien, jedes Geheimnis auszuspiüren, und ihre Bewegungen waren, entgegen der leichten Anmut ihres Volkes, feierlich und langsam, ähnlich den Schwingungen eines großen Pendels.

Als Reggfield wenig später im Speisesaal wieder mit seinen kleinen Freunden zusammentraf, war er erstaunt über die Veränderung, die sich an ihnen vollzogen hatte. Das waren nicht mehr die frischen Kinder, die vor kurzem mit ihm geplaudert hatten. Stumm und steif standen sie da mit niedergeschlagenen Augen. Nur einmal huschte unter den Lidern hervor ein halb ängstlicher, halb schlauer Blick zu ihm herüber. Er fühlte sich peinlich berührt und trat zu seiner Schwester. „Mice,“ sagte er, nur für sie verständlich, „ich würde dir raten, den Kindern die Freiheit, die sie zu ihrer Entwicklung notwendig bedürfen, auch in deiner Gegenwart zu gönnen. Was du von ihnen siehst, sind nicht deine Kinder, sondern ein paar Marionetten. Gott verhüte, daß sie nicht mit der Zeit noch zu Schauspielern werden.“

Sie sah ihn befremdet an, dann fragte sie lächelnd: „Seit wann beschäftigst du dich mit Gedanken über Kindererziehung?“

In diesem Augenblick flogen die Flügelthüren auf, und Karl Sigismund trat herein. Er war kleiner als sein Nefse und seine Gestalt mehr fein als kräftig gebaut. Ein graumeliertes Bart schmückte das aristokratische Gesicht. Die Augen unter den buschigen Brauen hatten die Farbe des Stahls, und scharf und schneidend wie dieser war ihr Blick.

Das Diner begann. Geräuschlos liefen die Diener, welche die silbernen Schüsseln trugen, hin und wieder. Kein Zug ihrer Gesichter verriet, daß sie die Worte hörten, die hier gesprochen wurden. Wie Automaten walteten sie ihres Amtes. Prächtige Pokale, alle mit dem Reggfieldschen Wappen versehen, zierten die Tafel, und von den Wänden blickte eine lange Reihe von Ahnenbilder auf die letzten Glieder ihres Hauses herab.

Erika, die neben Reggfield saß, vergaß sich einmal; sie strich bewundernd mit der Hand über dessen Uniform und flüsterte: „Onkel Erich, du bist wie ein Stückchen blauer Himmel hier hereingekommen in diesen abscheulichen Saal.“

Aber schon richteten sich die stahlgrauen Augen auf die kleine Missethäterin, und die Baronin fragte: „Wozu haben Kinder bei Tische ihren Mund?“

„Zum Essen und Schweigen,“ antwortete Grifa kleinlaut, und benutzte ihr rosenrotes Mündchen fortan nur zu diesen beiden Beschäftigungen.

Im Laufe der Unterhaltung fragte Karl Sigismund seinen Neffen: „Kennst du einen Baron von Sengern, der unlängst in meiner Nachbarschaft ein Gut gekauft hat?“

„Ja, ich kenne ihn,“ antwortete Reggfeld, „sein Vater und seine Geschwister wohnen in der Stadt und machen dort ein großes Haus.“

„Er hat mir seinen Besuch gemacht,“ fuhr der Graf fort, „und als Gutsnachbar habe ich den Besuch erwidert. Da wir hörten, daß seine Familie zu der Zeit bei ihm wohnte, hat Alice mich begleitet.“

„So hast du Esther von Sengern kennen gelernt?“ fragte Reggfeld einigermassen interessiert.

„Ja,“ sagte die Baronin, „sie ist ein allerliebstes Mädchen, noch etwas zu lebhaft in ihren Aeußerungen, etwas zu ursprünglich, aber das wird sich geben, sobald sie einmal weiß, daß sie eine Stellung zu behaupten hat.“

Reggfeld gab das bereitwillig zu, und das Gespräch drehte sich noch eine Weile um den neuen Gutsnachbar und seine Angehörigen.

Genau eine halbe Stunde dauerte das Diner, dann gab der Graf das Zeichen zum Aufstehen. Man wünschte sich förmlich und steif geeignete Mahlzeit, und hierauf ging man für gewöhnlich hinaus. Heute aber blieb Karl Sigismund zurück, berührte flüchtig die Schulter seines Neffen und sagte: „Ich habe mit dir zu reden.“ Dann schritt er voran in das Nebenzimmer, und Reggfeld folgte ihm stumm und mit zusammengepreßten Lippen.

„Setz dich,“ sagte der Graf, auf einen der Stühle deutend, während er selbst den Platz an seinem Schreibtische einnahm. Er legte den linken Arm auf die Tischplatte, ergriff einen Bleistift und fing an, ihn zwischen Daumen und Zeigefinger von einem Ende zum andern zu schieben. Mehrere Sekunden blieb es still, man hörte weiter nichts als das Aufklopfen des jeweiligen Bleistiftendes auf die Tischplatte.

Reggfeld fühlte nicht das Bedürfnis, seinen Oheim während dieses schweigsamen Gegenüberstehens unerbunden zu betrachten, und so betrachtete er statt dessen die Wände, die ein eigenartiges Muster zeigten. Es waren in gelbgrauer Farbe große Fels-

steine übereinander gemalt, zwischen denen sich je und je eine Epheuranke hervorstahl, so daß es den Schein erwecken konnte, man befände sich in einer Felsengrotte.

„Erich,“ begann Karl Sigismund plötzlich, „daß wir uns hier gegenüberstehen, ist nicht nach deinem Gefallen. Du hast auf meine erste Aufforderung, hierherzukommen, mit einer Weigerung geantwortet. Warum thatest du das?“

„Wie ich dir schrieb, Onkel,“ antwortete Reggfield, „hatte ich schon eine andere Aufforderung angenommen und konnte meine Zusage nicht zurückziehen.“

„Wer ist derjenige, dessen Ruf dringender war als der meine?“ fragte der Graf.

„Nun,“ sagte Reggfield unerschrocken, „da gäbe es doch manche; mein König und meine Vorgesetzten haben Gehorsam von mir zu fordern, wie sonst niemand.“

„Hatte dich der König gerufen?“ fragte der Graf hierauf.

„Nein,“ antwortete Reggfield, „es handelte sich im vorliegenden Falle um keinen Ruf, sondern um eine freundschaftliche Einladung. Ein —“

„Genug,“ unterbrach ihn Karl Sigismund, „die Sache an sich interessiert mich wenig, und ich will dich nicht verleiten, noch weitere Ausflüchte zu ersinnen. Ich kenne dich ja zu gut, als daß mir der wahre Grund deiner Handlungsweise verborgen sein sollte. Immer wieder lüftet es dich, zu versuchen, wie weit du deinen Willen gegen den meinen setzen kannst. Nun, wir wollen die Zeit nicht verschwenden, um diesen Punkt zu erörtern. Du selbst kennst und fühlst die Grenze, an der es heißt: Bis hierher und nicht weiter. Ich habe dich gerufen, um eine wichtige Sache mit dir zu besprechen.“

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Du weißt, ich habe das unregelmäßige Wesen an dir nie leiden mögen, dieses Schwärmen in anderen Regionen, das dann plötzlich in den tollsten Uebermut umschlägt. Ich denke, das soll besser werden, wenn du an ein ordentliches, meinerwegen an ein nüchternes Leben gebunden wirst. Und da es über kurz oder lang doch einmal geschehen muß, so wünsche ich, daß du dich je eher je lieber verheiratest.“

Hier hielt er inne. Man hörte sekundenlang wieder nur das taktmäßige Aufklopfen des Bleistiftes; denn wenn Karl Sigismund auf eine Antwort wartete, so wartete er vergebens. „Meine Ansichten über das, was zu einer Ehe erforderlich ist, werden dir nicht unbekannt sein,“ hob er nach einer Weile noch einmal an. „Vor allen Dingen verlange ich einen Stammbaum, den kein Tadel treffen kann, sodann die nötige Wohlerzogenheit.“

Auch eine ansehnliche Mitgift wäre bei dir am Platze; denn, wie ich leider weiß, bist du nicht zum Sparen angelegt. Und weil ich außerdem weiß, daß deine Ansichten von den meinen etwas verschieden sind, so habe ich etwaigen Vermirrungen vorgebeugt, und mich bereits nach einer passenden Gemahlin für dich umgesehen.“

Während dieser langsam und fest gesprochenen Rede war Reggfield auf seinem Stuhle erstarrt, als hätte ein vom Nordpol wehender Wind sein Herz und Gehirn in Eis verwandelt. Er versuchte mehrmals zu sprechen, doch waren seine Lippen wie von einem Zentnergewicht beschwert und versagten ihm den Dienst. Erst als Karl Sigismund die Augen erhob und ihr stählerner Blick ihn traf, brachte er mühsam hervor: „Den Namen?“

„Esther von Sengern,“ sagte der Graf.

„Niemals!“ rief Reggfield nun, und sein warmes Blut kehrte zurück. „Die Ehe ist eine zu ernste und heilige Sache, um sie wie ein Geschäft zu behandeln. Mein Gewissen ist mir nicht feil, selbst wenn du mir eine Königstochter bötest.“

„Sieh an,“ äußerte Karl Sigismund, „da stoße ich auf unvorhergesehenen Widerstand. Ich dachte, dieses eine Mal würden unsere Wünsche sich begegnen; denn nach meiner Meinung war Esther von Sengern dir nicht gleichgültig.“

„Ja, sie ist mir gleichgültig,“ sagte Reggfield, „ebenso gleichgültig wie ihr Stammbaum und ihre Mitgift. Ich verlange für mich Liebe und Treue, weiter nichts.“

„Aus dir spricht die Jugend,“ erwiderte der Graf gelassen. „Ich kenne diese Phrasen von Liebe und Treue. In Worten klingt das ganz hübsch, aber für das Leben ist es unpraktisch; es existiert kaum in der Welt.“

„Allerdings nicht für den, der ein Herz von Stein in der Brust trägt,“ sagte Reggfield bitter. „Ich will dich nicht weiter mit meinen Phrasen behelligen, Onkel. Aber, so wahr ich Reggfield heiße, Esther von Sengern wird nie mein Weib.“

„Ich hoffe, daß du dir die Sache überlegen wirst,“ antwortete Karl Sigismund ruhig. „Es ist wahr, wir könnten mit unseren Ansprüchen höher hinaus; Fürstentöchter zählen zu unseren Ahnfrauen. Doch wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist Esther von Sengern die passendste Frau für dich. Und noch einmal sage ich dir, Erich, ich wünsche, daß du um sie wirbst.“

„Wer giebt dir das Recht, in dieser Weise über meine Person zu verfügen?“ fragte Reggfield zähneknirschend.

„Wer mir das Recht giebt?“ wiederholte Karl Sigismund. „Die Gesetze unserer Familie. Ich weiß wohl, du gehst darauf, daß unser gegenseitiges Verhältniß als Vormund und Mündel gelöst ist und denkst, ich hätte dir jetzt nichts mehr zu sagen. Aber du irrst dich. Noch bin ich das Oberhaupt der Familie, und als solches habe ich, so lange ich lebe, darüber zu wachen, daß die einzelnen Glieder dem Ganzen keine Unehre anthun. Darum, wenn du gedenkst, dir gegen meinen Willen eine andere Braut zu erwählen, so werde ich ihr meine Anerkennung verweigern, nicht nur dir gegenüber, sondern auch öffentlich. Verstehst du mich?“

„Wohlan,“ sagte Reggfield, „dann bleibt mir nur übrig, deinem Beispiel zu folgen. Ich werde niemals vor den Traualtar treten.“

Karl Sigismund antwortete nicht sogleich, ja, es schien seinem Neffen, als steige eine leise Röthe in sein Antlitz. Die Bewunderung über diese noch nie gesehene Erscheinung ließ ihn für den Augenblick sogar seine eigene Erregung vergessen.

„Was ich gethan habe,“ sprach der Graf dann langsam, „das habe ich allein zu verantworten, und ich werde es thun, wenn ein berechtigter Richter mich danach fragt. Ein anderer hat sich nicht darum zu kümmern. Du bist der letzte Reggfield, und darum liegt dir doppelt die Verpflichtung ob, für die Aufrechterhaltung und die Ehre unseres alten, ruhmvollen Namens zu sorgen. Sei vernünftig, Erich. Was ich von dir verlange, ist nichts Unerhörtes. Ich glaube dir sogar verheißten zu können, daß du bei der von mir erwählten Braut auch die Zuneigung finden wirst, die du verlangst. Vier Wochen gebe ich dir Bedenkzeit. Hast du bis dahin nicht gehandelt, so werde ich es dann statt deiner thun.“

Reggfield sprang von seinem Stuhle auf. Er fühlte dunkel, daß er die Empörung, die in ihm gärte, nicht länger zu bemeistern vermochte, daß er Dinge sagen mußte, die er später nicht würde verantworten können. „Ich bin jetzt wohl entlassen?“ fragte er mit klangloser Stimme.

„Ja,“ erwiderte Karl Sigismund, „die Angelegenheit ist vorläufig erledigt. Du kannst gehen.“

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, wandte Reggfield sich um und ging hinaus. Er dachte nicht darüber nach, was und wohin er augenblicklich wollte; nur der unklare Wunsch beseelte ihn, eine möglichst große Entfernung zwischen sich und das graue Felsengemach zu legen. Mechanisch öffnete und schloß er Thüren, stieg er Treppen hinauf und hinab, und als er endlich still stand,

befand er sich in einem gewölbten Raume, der durch eine hohe Glaskuppel sein bläulich schimmerndes Licht empfing. An der einen Wand erhob sich ein mit Samtdecken bekleideter Altar, darüber eine kleine, altertümliche Kanzel. Den übrigen Teil des Raumes füllten gepolsterte Lehnstühle. Es war die Schloßkapelle.

Einige Sekunden blieb Reggfield stehen und sah sich verwundert um, als begreife er nicht, wie er hierher gekommen sei. Dann schritt er weiter, ebenso mechanisch wie bisher. Er gelangte an eine eiserne Thür. Ein verblichener Spruch stand oben über der Thür, und ein verrosteter Schlüssel steckte im Schloß. Als Reggfield ihn umzudrehen versuchte, gab er knarrend und widerstrebend nach, die Thür sprang auf, und Stufen, die in den Schoß der Erde zu führen schienen, wurden sichtbar. Staunend stand Reggfield davor. Eine dunkle Erinnerung erwachte in ihm, daß er schon einmal hier gestanden habe und dann, von Neugier und einem unbestimmten Grausen getrieben, jene Stufen hinabgestiegen sei. Er legte die Hand an die Stirn, wie um die fliehende Erinnerung festzuhalten. Aber es gelang ihm nicht. So trat er langsam die Reise ins Unterirdische an. Nach etwa zwanzig Stufen stieß er wieder auf ebene Erde. Vom Eingange fiel noch etwas Licht herein und ließ ihn erkennen, daß er in einem mäßig breiten Gange sich befand, an dessen Endpunkt wieder ein matter Lichtschimmer auftauchte. Und abermals regte sich die Erinnerung. Dort am Ende des Ganges mußte eine zweite Thür sein. Er fand sie: es war eine eiserne Gitterthür und auch hier steckte der Schlüssel im Schloß. Als er sie geöffnet hatte, hatte er vor sich einen weiten halbdunkeln Raum. Eine kalte Moderluft wehte ihm entgegen, und durch kleine, erblindete Fenster oben an der Decke drang das Tageslicht spärlich an diesen Ort der Nacht und des Todes. Dicht gedrängt in Reihe und Glied stand da Sarg an Sarg. Das große, edle Geschlecht der Grafen zu Reggfield harrte hier still dem Auferstehungsmorgen entgegen. Gar manche, vor denen im Leben vielleicht die Unterthanen gezittert hatten, lagen hier stumm und still; nur das Wappen auf jedem einzelnen Metallsarge zeugte von ihrer einstmaligen Größe.

Ein eigenartiges Gefühl überkam Reggfield, als er so stand und in die stummen Reihen blickte, er, der letzte Sproß dieses großen Geschlechts. Es war etwas von jener Erhebung des Gemüths, die den einzelnen befähigt, seine Wünsche und Hoffnungen zu opfern, sie hinzugeben zum Wohle eines Allgemeinen. Er suchte die beiden letzten der Särge und strengte seine Augen an, bis er auf ihnen die Namen Georg und Erika entdeckt hatte.

Und dann ließ er sich auf den Steinblock, der den Abschluß einer langen Kette bildete, nieder und stützte den Kopf in die Hand. Da vor ihm lagen seine Eltern. Es beschlich ihn eine heiße Sehnsucht nach der Vater- und Mutterliebe, die er schon verloren, noch ehe er ihren Wert erkannt hatte. Er fühlte, daß er zu einem Opfer bereit gewesen wäre, wenn der Mund der Eltern es von ihm gefordert hätte. Ja, wenn sie reden könnten! Würden sie auch von ihm verlangen, daß er das Glück seines ganzen Lebens dahingeben sollte, um ihrem ruhmvollen, alten Namen keine Unehre zu machen? Erst jetzt wurde ihm klar, wie feste Gestalt seine Wünsche schon gewonnen hatten, und daß seine Seele nur noch von einem einzigen Bilde erfüllt und beherrscht ward. Und war es denn eine Unehre, wenn er ein Reis, frisch, hold und lieblich, wie kaum ein zweites, dem alten, morschen Stamme einimpfte? und wieder, was konnte es den stillen Leuten hier unten nützen, wenn er um ihretwillen zeitlebens sich an ein ungeliebtes Wesen fettete? Aber die toten Eltern hatten kein Wort für ihn, keine Antwort auf alle seine Fragen. Er selbst sollte und mußte entscheiden.

Doch was war das? regte sich dennoch Leben an dieser Stätte des Todes? Ein leises, zitterndes Geräusch ließ sich hören; es schien aus dem äußersten Winkel der Gruft zu kommen. Reggfeld sah dorthin. Undurchdringliche Finsternis lag über jenem Winkel; er konnte nichts entdecken und wandte sich gleichgültig wieder ab, um seinen Gedanken nachzuhängen. Nach wenigen Minuten jedoch störte ihn das leise Geräusch von neuem. Etwas befremdet sah er wieder hinunter, und wie vorher, konnte er nichts entdecken. Allein als er eben den Kopf wieder umwenden wollte, hörte er abermals das seltsame Geräusch, flüsternd und raschelnd, wie ein schleifendes Schleppgewand. Und plötzlich zerriß der Nebel, der bis jetzt über seinem Erinnerungsvermögen gelegen hatte. Klar und deutlich erstand vor seinem geistigen Auge ein grauenvoller Nachmittag, den er als Kind hier verlebte. Sein Onkel hatte ihn zur Strafe in die Schloßkapelle eingesperrt. Voll Bohn und Trotz war der wilde Knabe in dem heiligen Raume umhergestürmt und hatte dabei die eiserne Thür entdeckt. Er hoffte, durch sie die Freiheit wiederzugewinnen, und so war er die Treppe hinuntergestiegen und durch den dunkeln Gang und die Gitterthür in die Gruft gelangt. Die zweite Thür aber war hinter ihm von selber ins Schloß gefallen, er konnte sie nicht wieder öffnen. Dann hatte er dieses selbe Geräusch gehört und zuletzt etwas Weißes gesehen, das aus jenem Winkel hervor-gehuscht war. Nach mehreren Stunden hatte ihn sein Onkel, durch die offene Thür auf seine Spur geleitet, hier unten ge-

funden. Bewußtlos und fieberkrank mußte er den Knaben hinwegtragen.

Mit einem heftigen Entschlusse erhob sich Reggfield jetzt und ging auf den dunkeln Winkel zu. Doch er blieb wieder stehen. Auch den tapfersten Menschen wandelt ein beklemmendes Gefühl an, wenn er sich überirdischen Wesen gegenüber wähnt, und bedenkt man, in welcher Aufregung Reggfield hierher gekommen war, so wird man es vielleicht verzeihlich finden, daß er von einem ähnlichen Wahn sich umstricken ließ. Wieder und deutlicher noch hörte er jetzt das räthelhafte Geräusch, und nun, ja wahrhaftig, nun nahm er in der Finsternis einen weißen Punkt wahr, der mit großer Geschwindigkeit sich zu nähern schien. Instinktiv griff Reggfield nach dem Degen an seiner Seite — er war nicht vorhanden. Aber da stand jetzt das weiße Etwas und sah zu ihm herüber, fest, unbeweglich. Ein eiskalter Schauer überlief ihn, er wandte sich und schritt dem Ausgange zu. In der Thür blickte er noch einmal zurück, er blickte ins leere Dunkel, und Totenstille herrschte im Totenraum. Gleich darauf fiel die Thür ächzend hinter ihm ins Schloß, und so verließ er den unheimlichen Ort.

In der Vorhalle begegnete ihm seine Schwester, die von einem Spaziergange heimkehrte. Sie sah ihm voll ins Gesicht und rief erstaunt: „Erich, wie sonderbar siehst du aus! Fehlt dir etwas?“

„Mir? Nichts,“ entgegnete Reggfield, „oder auch alles.“

„Hat der Dunkel mit dir gesprochen, Erich?“ fragte die Baronin; „was verlangte er von dir?“

Reggfield wollte eine ausweichende Antwort geben und seinen Weg fortsetzen. Aber sie berührte ihn mit der Spitze ihres Fächers und wiederholte: „Was verlangte er von dir? Es ist nicht Neugier, daß ich danach frage.“

„Er verlangte, daß ich einen Stammbaum mit sechzehn Ahnen heiraten soll,“ antwortete Reggfield.

„Einen Stammbaum? Du bist von Sinnen, Erich.“

„Noch nicht ganz,“ erwiderte er; „ich habe die Partie aus-
geschlagen.“

„Sei kein Thor,“ sagte die Baronin. „Wenn, wie ich vermute, der Dunkel dir Fräulein von Sengern zur Gemahlin bietet, dann könntest du wohl zugreifen.“

„Laß mich, Alice,“ entgegnete Reggfield; „ich bin jetzt nicht in der Verfassung, um noch weiter über diesen Gegenstand sprechen zu können.“

Doch sie begann noch einmal: „Du bist recht wunderbar; was verlangst du denn, wenn Fräulein von Sengern dir nicht gefällt?“

„Herr des Himmels,“ rief Reggfield und griff sich verzweiflungsvoll an die Stirn, „so rede doch nicht mehr mit mir, Alice. Du siehst ja, wie unliebenswürdig ich heute bin.“

„Da hast du recht,“ entgegnete sie halb lächelnd, und als er sich von ihr entfernte, sah sie ihm nach und schüttelte den Kopf. „Immer noch der alte Unband.“

Die Nacht, welche diesem Tage folgte, gehörte zu den unangenehmsten, die Reggfield je zugebracht hatte. Sein Schlafzimmer lag in einem der beiden Türme und glücklicherweise unter der großen Uhr. In der nächtlichen Stille war das Geräusch des Räderwerks nur um so deutlicher zu hören, und Reggfield meinte, es an der Erschütterung seines Bettes zu fühlen, wie das große Pendel sich langsam hin und her bewegte. „Arrik, rrruk,“ klang es unaufhörlich. Dann sah er Françoise vor sich mit dem langen Gesicht und der langen Nase und den ungraziosen Bewegungen. Als er endlich spät nach Mitternacht übermüdet einschlief, wurde er von peinigenden Traumgesichtern heimgesucht. Serena stand vor ihm, aber sie hatte Françoises lange Nase. Sie streckte ihm die Hand entgegen, aber sie that es stoßweise, als säßen lauter hölzerne Gelenke in ihrem Arm, und als sie endlich damit zustande gekommen war, hörte Reggfield ein lautes und vernehmliches „Arrrruk.“ Dann kam Esther. Auch sie hatte ein langes Gesicht, und sie fing an zu tanzen, ganz entsetzlich langsam nach der Melodie: „Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Hierauf erschien abermals Serena und tanzte gleichfalls, und zuletzt tanzten sie alle drei und tanzten bis in das Grabgewölbe hinunter, zwischen allen Särgen hindurch. Der weiße Punkt huschte aus dem Winkel hervor und huschte wieder zurück, und jedesmal, wenn er von neuem erschien, klang es feierlich „Arrrruk.“

Beim Erwachen am Morgen fühlte Reggfield seinen Kopf schwer und heiß, wie einen fremden Gegenstand. Er rieb sich die Stirn, um den dumpfen Druck, der ihm von seinen Träumen verblieben war, zu entfernen, und dann stand er mit Hast auf; es drängte ihn, das ihm völlig verleidete Zimmer so bald als möglich zu verlassen. Als er nach dem Speisesaal ging, meinte er immer noch die Schwingungen des großen Pendels in seinem Kopfe zu verspüren und das Rädergeräusch in seinen Ohren summen zu hören.

Karl Sigismund erschien im Saal zum gemeinsamen Frühstück. Nachdem es beendigt war, fragte er seinen Nefen: „Wann mußt du fahren?“

„Gleich,“ antwortete Reggfield eilig.

Der Graf wandte sich dem harrenden Diener zu und gab den Befehl zum Anspannen. Dann blieb er mit seinem Nefen und seiner Nichte noch eine Viertelstunde in ruhigem Gespräch, bis das Vorfahren des Wagens gemeldet wurde. Nun reichte er dem Scheidenden die Hand und sagte: „Gehab dich wohl, Erich; in vier Wochen verlange ich Antwort.“

Reggfield antwortete nur mit einer Verbeugung und verabschiedete sich dann ebenso kurz von seiner Schwester. Als er, vor dem Portal angelangt, seinen Fuß in den Wagen setzen wollte, öffnete sich oben ein Fenster und eine klagende Kinderstimme rief: „Onkel Erich, gehst du schon wieder fort? Du hast uns ja nicht Adieu gesagt.“

„Adieu,“ rief Reggfield hinauf und sprang in den Wagen.

„Ach nein,“ klagte die Stimme wieder, „so meine ichs nicht. Fahre noch nicht fort; du bist ja unser lieber, guter Onkel. Komm doch noch einmal zu uns.“

Reggfield konnte diesen rührenden Bitten nicht widerstehen. Er verließ den Wagen und kehrte in das Schloß zurück. Die hohen Wände gaben ein unwilliges Echo, als er eilenden Fußes an ihnen vorübertritt und sämtliche Thüren hinter sich offen ließ, wofern sie nicht von selbst zufielen. Als seine hastigen Schritte sich dem Kinderzimmer näherten, wurden zu gleicher Zeit zwei Thüren stürmisch aufgerissen. Aus der einen flog ihm Erika entgegen und schlang ihre Arme um seinen Hals, und durch die andere drangen Karlis und Adalbert, die sich an den Mantel ihres jungen Oheims hängten.

„Onkel Erich,“ sagte die Kleine, „warum willst du schon wieder fort? Wir hatten uns so sehr auf dich gefreut, nun bist du nur ein einziges Mal bei uns gewesen. Du bist kaum gekommen und gehst wieder, und wir müssen hier bleiben.“

Dicke Thränen liefen über das blasser Kindergeßichtchen und stimmten Reggfield ganz weich. Er nahm das Mägdlein in seine Arme und war freundlich bemüht, es zu trösten.

Unterdessen schmiegte sich Karlis ganz gegen seine Gewohnheit an ihn und flüsterte: „Nimm mich mit, Onkel Erich, dir will ich immer gehorchen.“

„Wenn du wüßtest, wie lieb wir dich haben,“ sagte Erika wieder; „wir reden alle Tage von dir.“

„Auch ich habe euch lieb,“ erwiderte Reggfield, indem er seine kleine Nichte küßte. Da fiel sein Blick auf Frangoise, die

in der Thür stand, und ihr Anblick rief ihm alle seine unangenehmen, nächtlichen Empfindungen zurück. Der weiche Zug verschwand aus seinem Gesicht, er ließ Erika zu Boden gleiten und befreite seinen Mantel aus den Händen der Knaben.

„Adieu, Monsieur,“ sagte Françoise ahnungslos.

„Adieu, Mademoiselle,“ erwiderte Reggfield kurz und stolz, wandte sich und ging hoch aufgerichtet von dannen.

Noch einmal wurde indessen seine Abreise, wenn auch nur für Augenblicke, verhindert. Als er wieder im Wagen saß, fragte der alte, ergraute Diener, der den Schlag schloß: „Warum verweilen denn der Herr Graf immer nur so kurze Zeit in unserm schönen Storrinet?“

„Weil ich es anderswo schöner finde,“ gab Reggfield zur Antwort.

„Sm,“ sagte der Alte und streifte sein Gesicht mit einem prüfenden Blicke, „halten zu Gnaden, ich kenne schon so lange unsern alten Herrn Grafen, und ich kenne auch meinen jungen Herrn Grafen von Kindesbeinen an. Sind beides Reggfielde von Storrinet. Ein schlimmes Ding. Halten zu Gnaden, mein gnädiger Herr Graf.“

Reggfield hatte zwar die Stirn finster zusammengezogen, aber sie glättete sich wieder, als er dem treuen Diener die Hand reichte und sagte: „Auf Wiedersehen, alter Freund!“

Dann zogen die Pferde an, und in raschem Trabe führten sie den Erben von Storrinet hinunter in das ebene Land.



Siebentes Kapitel.

Nerquickliche Tage waren es, die Reggfield verlebte, nachdem er von seinem Besuche bei seinem Oheim zurückgekehrt war. Zweifel und Kummer ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und des Nachts floh ihn der Schlaf. Er verließ seine Wohnung nur zu den Dienststunden. Die Aufforderungen seiner Kameraden, sich ihrem Erholung suchenden Kreise anzuschließen, lehnte er kurzweg ab und zog sich statt dessen in seine einsamen vier Wände zurück. Barrnbek, der einzige, dessen Ueberredungskunst es sonst gelang, ihn aus seinen Träumereien in das Leben zurückzuführen, weilte noch bei seiner Schwester Grete; nach ihm empfand Reggfield lebhafteste Sehnsucht; er hätte gern, wie schon so oft, das, was ihn quälte, dem treuen Freunde anvertraut. Aber Barrnbek kam nicht, nur Ernst von Sengern erschien einmal, und Reggfield mußte sich zusammennehmen, daß er den unschuldigen Studenten nicht die Sorgen entgelten ließ, die um seiner Schwester willen über ihn gekommen waren.

So vergingen fünf Tage. Allmählich trat ein ruhigerer Zustand ein. Das Zünglein der Wage, das bisher heftig hin und her geschwankt hatte, neigte sich nun ganz entschieden zur Seite, die eine Wagschale sank tiefer und tiefer, und folgerichtig stieg die andere.

Am sechsten Tage kehrte Reggfield nicht, wie gewöhnlich, nach den Dienstübungen in seine Wohnung zurück. Er gab nur seinem Burschen eine kurze Anweisung, dann warf er sein Pferd herum, und lustig trabte Jokki mit ihm die Straße hinunter. Beide, Roß und Reiter, kümmerte es wenig, daß der Herbstwind scharf und schneidend durch die Luft piff und welke Blätter auf seinen Fittigen tanzten. Fröhlich zogen sie ihre Straße. Jokki

wußte, daß er in dem Stall, der das Ziel der Reise bildete, sehr gut gepflegt, bewundert und geliebt ward, und Reggfield sumnte zu dem eiligen Hufschlag seines Pferdes ein Lied, das er selbst vor Wochen komponiert hatte:

„O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Gagen!
In den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimnis zu tragen.“

Der Herbststurm drang an den beiden vorbei. Er fuhr mit rauher Rederei in die nächsten Bäume und trieb seine Beute von buntgefärbtem Laub im tollen Wirbelstanz dem Reiter ins Gesicht. Dann aber entfaltete er seine mächtigen Schwingen und flog voraus; auch er kannte das Ziel.

In der Wohnstube der Oberförsterei saß Serena vor dem großen Tische und schrieb. Es war ein langweiliger Bericht an die Forstverwaltung, den sie abschrieb. Dem Oberförster waren durch Erkrankung zweier seiner Beamten mehrere Arbeiten liegen geblieben, und er hatte nun seine Tochter gebeten, ihm mit ihrer niedlichen Handschrift zu Hilfe zu kommen. Gewissenhaft malte sie Buchstaben für Buchstaben nach, aber von Zeit zu Zeit richtete sie den Blick auf die große Uhr; denn außer diesen Schreiberdiensten hatte sie heute auch noch das Amt der Hausfrau zu versehen. Die Mutter war zu eben jenen Erkrankten gegangen, und Maria hatte sie begleitet. Wenn sie nun von ihrem Samaritergange heimkehrten, dann sollten sie den Kaffeetisch sauber gedeckt und alles bereit finden, um sich von der Unbill des Wetters zu erholen. Ohne es sich selbst einzugestehen, sehnte Serena sich von den langweiligen Papieren hinweg in Küche und Speisekammer; der Lebenslust, die in ihren Gliedern prickelte, fiel das Stillsitzen doch zu sauer.

Wie das draußen wehte! Der Sturm erfaßte die Weinranken und klopfte mit ihnen an die Fenster. Dann fuhr er durch den Schornstein herunter und schüttelte die Ofenthür, daß sie ächzte. Zimmer wieder machte er sich vor dem Zimmer zu schaffen, in dem das schreibende Mägdlein saß. Was hatte er nur, der wilde Geselle, daß er heute gar so unbescheiden pochte und rüttelte?

Einmal schien es Serena, als hörte sie auf dem Hofe den Hufschlag eines Pferdes. Sie ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören; es mochte wohl der Franz mit dem Braunen sein, der Holz herbeifahren sollte. Nun aber ging die Hausthür, ein eiliger Schritt kam über den Flur, und dann klopfte es an die Zimmerthür. Eine tiefe Röte überzog Serenas Gesicht. Dieser Schritt und

dieses Klopfen — sie legte die Feder nieder und starrte nach der Thür. Noch einmal klopfte es, lauter und ungeduldiger, und auf ihr stoßendes „Herein“ öffnete sich die Thür mit Ungestüm. Reggfield stand auf der Schwelle.

Er sagte nichts, nur sein Blick haftete auf dem erglühenden Mädchen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck.

Endlich ermannte sich Serena zum Sprechen. „Herr Graf!“ sagte sie.

Da kam er herein. Als er dicht vor ihr stand, sagte er tief bewegt: „Da bin ich und mit mir mein Herz und meine Hand, und ich frage Sie, Serena, wollen Sie diese drei annehmen?“

Wie es dann kam, das wußten sie selbst nicht. In der nächsten Minute hielt er sie umschlungen und flüsterte ihr Worte der heißesten Liebe zu.

Wieder kamen Schritte über den Flur, die beiden hörten nichts. Erst als sich von neuem die Thür öffnete, blickten sie auf. Jetzt war es der Oberförster, der auf der Schwelle stand. Tödtlich erschrocken, mit weit geöffneten Augen sah er auf das Bild, das sich ihm bot.

Reggfield nahm Serenas Hand in die seine und trat mit ihr vor den sprachlosen Vater. So blieb er stehen, ein stummer und doch beredter Bittsteller.

Der Oberförster aber streckte die Hand aus und zog seine Tochter von ihm hinweg. „Geh hinaus, Serena,“ gebot er mit mühsam beherrschter Stimme; „ich habe mit dem Herrn Grafen allein zu reden.“

Als sie das Zimmer verlassen hatte, begann Reggfield: „Es war nicht meine Absicht, in dieser Form zu werben. Ich wollte zuerst, wie es sich gehört, mit Ihnen sprechen. Aber als ich sie so unvermutet vor mir sah, deren Bild mich im Wachen und Träumen begleitete, da verließ mich die Besonnenheit. Verzeihen Sie mir, wenn ich Unrecht gethan habe.“

„Ja“, sagte der Oberförster, „Sie haben Unrecht gethan, daß Sie den Frieden einer Seele störten; denn nie und nimmer kann ich meine Einwilligung geben zu dem, was Sie verlangen.“

Reggfield erbleichte. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen, daß ihm auch von dieser Seite Hindernisse in den Weg gelegt werden würden. Er glaubte, wenn er seine eigenen Bedenken besiegt und den Kampf mit seinem Oheim aufgenommen hätte, so wäre der Rubikon überschritten. „Wollen Sie mir nicht wenigstens den Grund zu dieser, ich muß gestehen, völlig unerwarteten Antwort nennen?“ fragte er nach einer Pause.

„Gewiß will ich das,“ erwiderte der Oberförster. „Der erste und wichtigste Grund ist Ihr Name.“

„Mein Name?“ rief Reggfield. „Er hat bis jetzt noch immer einen guten Klang gehabt.“

Der Oberförster nickte. „Bedenken Sie, daß Gott Sie zu einem Grafen setzte von Geburt an, meine Tochter aber zur bürgerlichen Jungfrau.“

„Und wenn ich über diese engherzigen Vorurteile hinaus bin,“ sagte Reggfield, „wollen Sie mir das zum Vorwurf machen?“

„Eine Ordnung, die seit fast undenklichen Zeiten in der menschlichen Gesellschaft besteht, kann ein einzelner nicht verletzen, ohne daß es sich empfindlich an ihm rächt,“ antwortete der Oberförster.

Ein herbes Lächeln zuckte um Reggfields Mund. Es war wohl das erste Mal, daß er die Ehrerbietung gegen den ältern, würdigen Mann vergaß und einen etwas stolzen Ton anschlug. „Steht die Entscheidung über diesen Punkt nicht eher mir zu, als Ihnen?“ fragte er.

„Erlauben Sie,“ erwiderte der Oberförster, „Sie täuschen sich. Serena ist meine Tochter, und Sie verlangen sie von mir, um sie in eine schiefe, drückende Stellung zu bringen. Nie würde sie von Ihren Verwandten als ebenbürtig angesehen werden.“

„Von meinen Verwandten,“ wiederholte Reggfield; „ich habe deren nur noch zwei, eine Schwester, die wenig nach mir fragt, und einen Onkel, dem ich mit dem, was ich beabsichtige, allerdings einen großen Strich durch die Rechnung machen würde. Ich bin sein Erbe und ebenso der Erbe sämtlicher Familiengüter der Reggfields. Von dem heiß ersehnten Augenblicke an, wo Serena die Meine wird, gebe ich alle Rechte an jene Güter auf, muß ich sie aufgeben. Ich bin dann nicht mehr und nicht weniger als ein preussischer Leutnant, der von seiner Gage und seinem elterlichen Erbteil lebt. Dies sage ich Ihnen, weil ich es für meine Pflicht halte, ganz offen zu sein gegen den Mann, dessen kostbares Kleinod ich erringen will. Aber ich bitte Sie, wie auch Ihre endgiltige Entscheidung ausfallen möge, von dem, was ich Ihnen mittheilte, nie ein Wort zu Fräulein Serena zu sagen. Ihr demüthiger Sinn würde glauben, ich hätte ihr ein Opfer gebracht oder doch bringen wollen, und es ist für mich kein Opfer; Serenas Besitz wiegt mir tausendfach den scheinbaren Verlust auf.“

„Das war ehrlich und edel gesprochen,“ sagte der Oberförster und ergriff die Hand des jungen Mannes. „Aber es bestärkt

nich nur noch mehr in meinem Vorfaß. Niemaß kann und werde auch ich ein foldhes Opfer von Ihnen annehmen."

"Ist das von jeher Ihre Ueberzeugung gewesen?" fragte Reggfield. "Dann wundert es mich doch, daß Sie fo freundlich mich in Ihr Haus aufnahmen und mein Wiederkommen begünstigten, allerdings sehr nach meinem Wunsche, aber fast gegen meinen ehrlichen Willen. Wenn Sie glaubten, daß ich ohne Gefahr tage- und wochenlang mit Serena unter einem Dache wohnen könnte, dann unterschätzten Sie den Liebreiz Ihres eigenen Kindes."

Der Oberförster sank in einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand. Ach, wie bitter rächte sich jetzt, daß er den sanften Vorstellungen seiner Frau nicht Gehör gegeben hatte!

"Was fürchten Sie für Ihre Tochter?" begann Reggfield nach einer Weile wieder. "Trauen Sie mir denn so wenig zu, daß Sie meinen, ich könnte, was ich erworben habe, nicht auch behaupten und verteidigen? Fragen Sie in der Umgegend bei jedem stolzen Grafen oder Baron an, ob er mir seine Tochter vorenthalten würde, wenn ich sie heute von ihm begehrte." Als der Oberförster hierauf nur gramvoll schwieg, beugte er plötzlich ein Knie vor ihm und sagte weich und bittend: "Vater, gieb mir dein Kind und nimm mich selbst zum Pfande."

"Lassen Sie's genug sein," erwiderte der Oberförster nun; "machen Sie mir nicht noch schwerer, was fortan mein Herz und Gewissen belasten wird. Ich kann meine Einwilligung nicht geben."

"Wohlan," sprach Reggfield sich erhebend, "ich werde warten. Zwar darf ich nicht hoffen, daß der Gedanke an meinen Kummer Ihren Sinn ändern wird, aber wenn Sie Ihr Kind werden leiden sehen, das mag Ihr Herz wohl erweichen. Und Serena wird unter Ihrem Entschlusse leiden, denn sie liebt mich." Nach diesen Worten ging er hinaus.

Der Oberförster hörte, wie er durch das Haus nach dem Hofe schritt, um sein Pferd zu holen. Er dachte mit Leid daran, daß er den, der so oft seine Gastfreundschaft genossen hatte, heute sollte ziehen lassen ohne Erquickung nach dem langen Wege, und daß Roß und Reiter, ermüdet wie sie waren, von neuem hinaus mußten in das stürmische Herbstwetter. Und doch ließ es sich nicht ändern; unmöglich konnte er den abgewiesenen Freier auffordern, noch einen Tag und eine Nacht unter seinem Dache zuzubringen. Während er noch hierüber nachdachte, sah er Reggfield schon über die Dichtung nach der Waldecke zu reiten. Wie traurig sahen

sie beide aus, die sonst durch ihre schmutze Erscheinung sein Auge erfreut hatten! Fokki ließ den Kopf hängen; es mochte ihm wohl sehr ungelegen kommen, daß die Kast in dem gastlichen Stalle nur von so kurzer Dauer sein sollte. Aber auch sein Herr hing trüben Gedanken nach; müde saß er im Sattel und hielt den Zügel mit schlaffer Hand. An der Waldecke machte er noch einmal Halt und sah zurück. Ein langer, kummervoller Blick schweifte über das Forsthaus und blieb oben am Erkerfenster haften.

Der wilde Herbstwind hielt es jetzt wieder für angezeigt, thätig einzugreifen. Er setzte sich unter den Mantel des Reiters und blähte ihn auf wie ein Segel; er rüttelte an der Mütze und wirbelte Fokkis Mähne hoch in die Luft. Die Mahnung half. Der Reiter zog den Zügel an, Fokki erhob den Kopf, und fort sausten sie beide in den Wald hinein.

Ein leises Geräusch lenkte die Aufmerksamkeit des Oberförsters wieder in das Zimmer zurück. Serena war hereingekommen. Sie sah bleich aus, wie eine Lilie, und ihr Blick hing an der Waldecke. „Er reitet fort?“ Die Worte wurden mehr von ihren Augen als von ihren Lippen gesprochen.

Der Oberförster winkte sie zu sich heran. „Komm, Serena, sei mein verständiges, mutiges Kind,“ sagte er. „Ja, er reitet fort, und ich wünsche nicht, daß er jemals wiederkehrt.“

Ein leiser Wehruf war die Antwort, dann wankte die zarte Gestalt, und der Oberförster mußte hastig zugreifen, um sie vor dem Niederfallen zu bewahren. Nun hielt er sie in den Armen, ihr matter Kopf war an seine Brust gesunken, und seine zitternde Hand streichelte ihr Lockenhaar. Ob sie verstand, was er zu ihr sprach, konnte er nicht erfahren; sie regte sich nicht. Die angstvolle Sorge ward ihm zuletzt übermächtig. „Serena,“ bat er, „mein Herzenskind, sieh mich an und sage mir, daß du mir vertraust. Nur weil ich überzeugt bin, daß ich ein größeres Unglück von dir abwende, darum habe ich dir jetzt diesen Schmerz bereitet. Sage mir, mein Liebling, daß du mir glaubst.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf und antwortete mit sanfter Stimme: „Ich glaube dir, mein Vater.“

„Und du wirst diesen Schlag überwinden,“ fuhr er fort; „ein so junges Bäumchen erholt sich wieder, wenn auch der Sturm es einmal zur Erde beugt. Die Zeit und Gottes Gnade wird alles wieder gut machen. Versprich mir, mein Liebling, daß du versuchen willst, den zu vergessen, der den Frieden deines Herzens gestört hat.“

Die Lider senkten sich wieder über die dunklen Augensterne, und erst nach einer Weile kam es stockend über die bleichen Lippen: „Ich will es versuchen.“

Unterdessen jagte Reggfield mit dem Sturm um die Wette. Nach der ersten Wegstunde jedoch mäßigte sich das Tempo, in dem er ritt, und wurde allmählich immer langsamer. Zuletzt schlich Fokki mit gesenktem Kopfe und im Schritt den Weg dahin, den er am Vormittag in fröhlichen Sprüngen zurückgelegt hatte. Mit dem Dunkel der Nacht langten die Reisenden in ihrem Quartier an.

Die Tage, welche diesem Ritte folgten, waren noch viel unerquidlicher, als diejenigen, welche ihm vorangegangen waren. Wieder verließ Reggfield seine Wohnung nur zu den Dienststunden, und dann war er so ernst und wortkarg, daß die Kameraden allgemach ansingen, über ihn die Köpfe zu schütteln. Selbst Varrnbek, der inzwischen zurückgekehrt war, vermochte diesmal nichts über ihn. Die langen Reden, die er gelegentlich hielt, nahm Reggfield mit melancholischer Ruhe hin. Den Freund in sein Vertrauen zu ziehen, hatte er aufgegeben, da der sonst so scharfsinnige Varrnbek die verschiedenen, leisen Andeutungen, wie es schien, nicht verstehen wollte.

So ging der Oktober hin, und der November kam heran. Die Tage wurden immer kürzer und kürzer, graue Nebelwolken zogen über die Erde und hüllten die Türme der Stadt in flatternde Gewänder. Am Abend eines solchen Tages stand Reggfield in seiner Wohnung am Fenster und sah dem Aufblitzen der ersten Lichter in der grauen Dämmerung zu. Auf der Straße flutete das bewegte Leben der Großstadt. Droschken, Omnibusse und Kutschen jagten in buntem Durcheinander vorüber, und dazwischen knarrten schwerfällige Lastwagen. Beamte, Militärs, verschleierte Damen, Dienstmägde und Arbeiter kreuzten sich unaufhörlich auf den breiten Bürgersteigen, und zwischen ihnen liefen die flinken Lampenpußer, um mit geisterhafter Geschwindigkeit die lange Reihe ihrer Laternenaugen zu entzünden. Als Reggfield ihre Gestalten nicht mehr verfolgen konnte, sondern nur noch in eine doppelte Reihe von flimmernden Gaslichtern hinabsah, murmelte er: „Gottlob, wieder ein Tag vorbei!“ Dann verhieß er sich vollständig still und stumm, während es im Zimmer hinter ihm immer dunkler wurde.

Ein lauter Knall in der Nebenstube schreckte ihn endlich auf. Er wandte den Kopf zur Seite und rief ärgerlich: „Müller, was machst du denn wieder? Ohne Lärm geht's doch bei dir nicht ab.“ Als hierauf keine Antwort erfolgte, sondern man nur Töne hörte, die dem Zusammenflirren von Glasstücken glichen, rief Reggfield noch einmal: „So melde dich doch, Kerl! Hast du das Billet richtig abgegeben?“

Jetzt kamen Schritte aus der Nebenstube; der Gerufene stellte sich in nicht ganz strammer Haltung vor seinem Herrn auf und fragte mit etwas unsicherer Stimme: „Was befehlen gnädiger Herr Graf?“

„Gast du,“ begann Reggfield, aber er unterbrach den Satz und fuhr statt dessen fort: „Was ist das? ich glaube gar — schämst du dich nicht? Du heulst ja wie ein altes Weib.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr Graf,“ antwortete Müller; „ich kann's bald nicht mehr mit anhören.“

„Was kannst du nicht mit anhören?“ fuhr Reggfield ihn in ungnädigem Tone an.

„Was die Leute alles über meinen gnädigen Herrn Grafen sagen,“ erwiderte der ehrliche Dragoner. „Die Burschen von den Herren Offizieren hänseln mich, und die Dienstmädchen lachen.“

Reggfield ging auf diese Mitteilung nicht ein. Er wiederholte seine Frage: „Gast du mein Billet richtig abgegeben?“

„Ich bitte unterthänigst, gnädigster Herr Graf, ich hab's nicht abgegeben,“ antwortete der Bursche. „Es ist mir unterwegs eingefallen, daß in dem Briefchen gewiß wieder stand, der gnädige Herr Graf wollten zu Hause bleiben. Das ist es ja eben, worüber die Leute lachen und spotten. Und als bei dem Herrn Baron das gnädige Fräulein selbst herauskam und fragte: „Wird Ihr Herr Graf kommen?“ da sagte ich: „Zu Befehl, und nahm das Briefchen wieder mit. Da ist es.“

„Esel!“ rief Reggfield aus und stampfte mit dem Fuße. „Jetzt stempelst du mich auch noch zum Lügner und Grobian. Auf der Stelle machst du kehrt und trägst das Billet zurück, und Bemerkungen aus deinem klugen Kopfe hinzuzufügen untersteh' dich nicht noch einmal. Verstanden?“

„Zu Befehl,“ antwortete der Bursche Kleinlaut und ging mit großem Geräusch hinaus.

Als es wieder still um ihn her war, stieß Reggfield einen tiefen Seufzer aus und begann mißmutig auf und ab zu gehen. Es war bereits so dunkel im Zimmer, daß er beim Umwenden an einen auf der Erde befindlichen Gegenstand stieß. Ein sanft klingender Ton ließ sich hören. „Du bist es?“ sagte Reggfield, bückte sich und nahm sein Violoncell aus dem hölzernen Gehäuse heraus. Er setzte sich und that ein paar leise Bogenstriche. Den ersten Strichen folgten andere, und bald war er ganz in sein Spiel vertieft. Wild und düster klang es diesmal, als hätten die Nebel von draußen sich über die Saiten gelegt, daß keine klare Melodie hindurchdringen konnte.

Mitten in einem großen Läufer brach Reggfield plötzlich ab; denn eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt, und eine Stimme fragte: „Reggfield, glaubst du, daß diese rasende Rhapsodie, oder was es sonst sein mag, dich von deiner Grillenfängerei heilen wird?“

„Barrnbef“, rief Reggfield, seinen Freund erkennend, „warum kommst du wie ein Geist? warum meldest du dich nicht?“

„Melden?“ wiederholte Barrnbef; „nun, ich dachte, ich hätte mich gemeldet. Rabenschwarze Finsternis herrscht auf deiner Hausflur; die Bewohner des unteren Stockwerkes müssen gezählt haben, wie oft meine armen Glieder mit tüdischen Ecken zusammengestoßen sind. Und zum Ueberfluß bin ich im Vorzimmer auch noch über einen Wasserkrug gestolpert, der dicht vor der Thür stand. Schaue nur hinein, dann wirst du meine Meldung ganz fließend auf dem Boden finden. Aber wer freilich eine solche Höllemusik aufführt, wie du, der kann nicht hören, auch wenn ich mit der Thür hereingefallen wäre. Man könnte denken, du willst, wie weiland der Rattenfänger von Hameln, die Mäuse des ganzen Stadtviertels auf einen Haufen zusammenfiedeln.“

„Laß die Pöffen,“ sagte Reggfield. „Was bringt dich jetzt zu mir? willst du etwas?“

„O ja, mancherlei,“ erwiderte Barrnbef; „vor allen Dingen will ich Licht anstecken, damit wir im Dunkeln nicht noch unsere Arme und Beine verwechseln.“ Er begann an den Wänden hin zu tasten, bis er zu einer Kommode gelangte, auf deren Oberfläche er eine Weile suchte. „Reggfield, wo ist die Lampe?“ fragte er. „Sie steht nicht hier, wo sie stehen sollte.“

„Dann wird wohl Müller sie zum Rußen herausgenommen haben,“ antwortete Reggfield. „Leider ist er jetzt nicht da; ich kann ihn nicht danach fragen.“

„Hast du nicht wenigstens eine Kerze zur Hand?“ entgegnete Barrnbef. „Es ist ja hier so finster wie im Grabe.“

„Auf dem Schreibtische muß ein Licht stehen,“ sagte Reggfield; „gestern hat es dort gestanden.“

Nach erneutem, vorsichtigem Suchen fand Barrnbef das Licht und zündete es an. Doch erhob er sofort Klagen über die Kleinheit der Kerze. „Sie leuchtet keine halbe Stunde,“ sagte er. „Warte, ich will noch einmal sehen, ob ich nicht die Lampe finden kann.“ Mit diesen Worten begab er sich in die Nebenküche, kam aber nach wenigen Minuten unberrichteter Sache wieder zurück. „Dein kluger Müller ist noch erfinderischer in unfind-

baren Aufbewahrungsorten, als du," sagte er und stellte den Leuchter auf den Tisch, während er selbst vor seinen Freund hintrat. „Ich muß mich nun beeilen mit dem, was ich dir mittheilen will, damit ich noch sehen kann, was du für ein Gesicht dazu machst. Ich bin gekommen, um dich zum Sengernschen Ball abzuholen. Du darfst nicht länger so fortfahren, wie du es bis jetzt getrieben hast; die halbe Stadt spricht schon darüber.“

„Das ist mir gleichgültig," erwiderte Reggfield; „heute spricht man von mir und morgen von jemand anderm. Es ist im übrigen auch zu spät, um meinen Entschluß noch zu ändern. Ich habe mich bei Sengerns bereits entschuldigen lassen, sie erwarten mich nicht mehr.“

„Du irrst dich," entgegnete Barrnbeß und zog ein versiegeltes Billet aus der Tasche; „sieh her, Sengerns wissen noch nichts von deiner Entschuldigung.“

Einen Augenblick starrte Reggfield sprachlos auf sein Billet. „Da möchte einer ja —“ sagte er dann. „Wie kommst du zu meinem Briefe?“

„Auf ganz natürliche Weise," antwortete Barrnbeß. „Ich begegnete vorhin deinem geistreichen Müller, als er mit einem großen Packet unter dem Arme eilig daher rannte. Auf meine Frage, wohin des Wegs, klagte mir der arme Bursche seine Noth, daß sein gnädiger Herr Graf durchaus ein Einsiedler werden wolle. Weil es nun in meiner Absicht lag, dich dem Einsiedlerwagne zu entreißen, so hat ich mir das Briefchen aus und nahm es wieder mit.“

„Barrnbeß," sagte Reggfield und runzelte die Stirn, „ich weiß doch nicht, wie du dazu kommst, mich so völlig bevormunden zu wollen. Ich erkläre dir jetzt rund heraus, daß ich, so lange ich noch Herr meines Willens bin, das Sengernsche Haus nicht mehr betreten werde.“

„Aber was in aller Welt haben Sengerns dir zuleide gethan, daß du bäumst, wie ein störrisches Pferd, sobald man nur ihren Namen nennt?" rief Barrnbeß. „Du bist schon während dieses ganzen Sommers recht sonderbar gewesen, doch seit dem Besuch bei deinem Onkel ist es kaum noch zum Aushalten. Was hat er mit dir angefangen? Erkläre mir das endlich einmal.“

Reggfield schwieg eine Weile und sah vor sich nieder. Dann sprach er: „Man rühmt von dir, du habest scharfe Augen, und doch bist du so kurzichtig; du zwingst mich, in mich zu verschließen, was ich nicht aussprechen mag, obwohl ich gern schon längst es dir anvertraut hätte.“

Auf das höchste überrascht, sah Barrneß ihn an. „Reggfield?“ fragte er dann plötzlich, „hat dein Oberförster Töchter?“

„Zwei,“ antwortete Reggfield.

„Esel, der ich war, ich dreimal dummer Esel!“ rief Barrneß und schlug sich an die Stirn. „Das nicht zu ahnen! Ein Blinder hätte es greifen können.“ Er ging unruhig einigemal durch das Zimmer. „Welche ist es?“ fragte er, als er wieder vor seinem Freunde stehen blieb.

„Die jüngere,“ antwortete dieser.

„Nun, und —?“ forschte Barrneß weiter.

„Ihr Vater giebt sie mir nicht,“ erwiderte Reggfield.

„Braver Mann!“ sagte Barrneß.

Unwillig sah Reggfield auf, und grollend fragte er: „Das ist deine Teilnahme?“

„Ja,“ entgegnete Barrneß. „das ist meine Teilnahme, meine Freude über den Mann, der dich und seine Tochter vor einer großen Thorheit behütet hat.“

„Die Geschichte ist noch nicht zu Ende,“ sagte Reggfield; „ich werde auf diese Braut warten, jahrelang, wenn es sein muß, und wenn ich mir die ganze Welt darum zur Feindin machte.“

„Und wie denkst du dir hierbei das Verhältnis zu deinem Onkel?“ fragte Barrneß. „Glaubst du, daß er, von deiner rührenden Ausdauer besiegt, dir zuletzt seinen väterlichen Segen geben wird?“

„Nein,“ antwortete Reggfield, „ich mache mir keine Illusionen, sondern bin auf einen harten Kampf gefaßt, aber mit meiner Freiheit soll er enden. Du weißt, daß Storrineß bisher das Gespenst meines Lebens gewesen ist, die Kette, die ich hinter mir her schleifte. Nun werde ich sie zerreißen.“

„Das ist Tollkühnheit,“ sagte Barrneß ernst. „Für ein paar Mädchenaugen und einen Liebestraum willst du das Erbe deiner Väter opfern? Reggfield, ich begreife dich nicht. Und es ist mehr als Tollkühnheit; es ist ein Unrecht, das du an deinen Vorfahren begehst. Ein Geschlecht wie das deine, rühmlich bekannt nicht nur durch seine tapferen Männer, sondern auch durch die Reihe seiner edlen Frauen, das darf nicht den Abschluß finden, den du zu machen gedenkst.“

„Ich wußte nicht, daß auch du in den Vorurteilen befangen bist, die den Menschen nicht nach seinem wahren Werte, sondern nach dem der Ueberlieferung messen,“ entgegnete Reggfield. „Vielleicht würdest du anders sprechen, wenn du einmal das Mädchen gesehen hättest, um derentwillen wir hier streiten. Sie ist schön und lieblich wie Aphrodite und arglos wie ein Kind.“

„Dann begehst du auch an ihr ein Unrecht,“ sagte Barrnbef noch ernster als zuvor; „das Leben, in welches du das arglose Kind führen willst, würde ihr ein sturmbelegtes Meer werden.“

„Ich würde sie schützen,“ erwiderte Reggfield, „der Sturm, der an dem starken Baume rüttelt, läßt doch die Epheuranke unberührt, die sich um den Baum schlingt.“

Barrnbef schwieg. Er trat an den Tisch und beschäftigte sich damit, jedes erstarrte Stearintröpfchen vom Rande des Leuchters loszulösen und dem kleinen Lichte als Nahrung zuzusetzen.

„Noch weißt du nicht alles,“ begann Reggfield nach einer Weile wieder, und dann erzählte er dem Freunde von dem Gebot und der Drohung seines Onkels. Nur den Namen der ihm bestimmten Braut verschwieg er. Aber Barrnbef fragte auch nicht darnach; seine scharfen Augen erkannten jetzt, warum Reggfield „wie ein störrisches Pferd bäumte,“ sobald der Name Sengern genannt wurde.

„Du siehst nun wohl, daß ich Ursache habe, ernst und trübsinnig zu sein,“ schloß Reggfield sein Bekenntnis. „Wenn es mir nicht gelingt, den Oberförster vor Ablauf der vier Wochen umzustimmen, dann stehe ich vor der greulichen Nothwendigkeit, ein schuldloses Mädchen durch meine Zurückweisung kränken zu müssen.“

„Dein Onkel wird so weit nicht gehen, daß er dir eine Braut wirbt, bevor er deiner Zustimmung sicher ist,“ sagte Barrnbef tröstend.

„Er wird es thun,“ erwiderte Reggfield; „was er sich einmal vorgenommen hat, das führt er aus. Karl Sigismund ist ein Nachkomme des unbeugsamen Elbert. Nur eins hat er nicht bedacht, nämlich, daß auch ich ein solcher bin.“

Barrnbef seufzte. „Schöne Geschichten erlebt man mit dir,“ sprach er. „Du bist wahrlich kein bequemer Freund. Ich habe dir nun meine Meinung gesagt, wie ich als ehrlicher Kamerad es thun mußte. Jetzt will ich dir noch sagen, daß ich auch fernerhin und auch in dieser Angelegenheit an deiner Seite marschieren werde wie bisher.“

„Ich wußte, daß ich auf dich zählen durfte, du Treuer,“ sagte Reggfield und drückte ihm die Hand.

„Und nun muß ich dich verlassen,“ sagte Barrnbef mit einem abermaligen Seufzer. „Ich sehe jetzt ein, daß ich das Willet zu Sengerns besorgen muß. Unser Licht ist mittlerweile am Verlöschen angekommen. Es wird noch ausreichen, um mich die Thür finden zu lassen, dann sitzt du wieder im Finstern.“

„Das schadet nichts,“ erwiderte Reggfield.

„Wenn nur dein Hausnarr, der Müller, käme!“ sagte Barrnbef. „Aber warte, ich selbst will dir noch ein paar neue Kerzen kaufen.“ Er nahm das Billet vom Tische und steckte es ein. „Arme Esther!“ sprach er halblaut, und dann ging er.

Nachdem er auf der Straße ungefähr zehn Schritte zurückgelegt hatte, sah er den säumigen Burschen daherkommen.

„Wo haben Sie die Lampe hingestellt?“ herrschte er ihn an.

„Ach, Herr Leutnant,“ antwortete Müller, „das war's ja eben, weshalb ich so erschrocken bin. Das Ding ist mir beim Ruhen aus der Hand gefallen und in tausend Granatsplitter zersprungen. Nun habe ich's zum Klempner getragen, aber der sagt, da ist nichts zu machen.“

„So,“ sagte Barrnbef, „das ist ja eine nette Bescherung. Hier haben Sie Geld, dafür kaufen Sie Kerzen, aber flink; sonst sitzt der Herr Graf oben im Dunkeln.“

„Zu Befehl,“ antwortete der Bursche und trollte davon.

Auch Barrnbef setzte seinen Weg fort, der ihn nach kurzer Zeit in das hellerleuchtete Sengernsche Haus führte.



Achtes Kapitel.

Eine bunte, festlich geschmückte Menge wogte durch die lichterfüllten Räume des freiherrlichen Hauses. Von dem Dichtermeere, den prachtvollen Blumen- und Palmengruppen, und den glänzend gekleideten Gestalten ging ein gewisser, feierlicher Duft aus, der dem Eintretenden verwirrend entgegenströmte. Noch stand die Gesellschaft in Gruppen beisammen, welche mehr die Höflichkeit und Etikette, als das Gefallen gebildet hatten.

Augustin von Sengern, der an Stelle seines Vaters die Pflichten des Wirts erfüllte, ging von einer dieser Gruppen zur andern und spendete als vollendeter Weltmann jeder einzelnen seine liebenswürdigen Worte und sein Lächeln. Bei einer Gruppe von jungen Damen verweilte er etwas länger. Scherzende Reden und leises Lachen flogen hin und her; fast ein jedes der Mädchen hatte den gefälligen, jungen Hausherrn etwas zu fragen oder ein Anliegen an ihn, und er versprach bereitwillig seine Dienste nach allen Seiten.

Auch Esther befand sich in dieser Gruppe. Sie war, seit wir sie zuletzt gesehen haben, ein wenig bleicher geworden; die braunen Augen schienen größer und hatten etwas von ihrem lebhaften Glanze eingebüßt. Wie sehnsüchtig blickten sie jetzt über das bunte Treiben hin.

„Der tausend, Herr von Barrnbef, wieder allein?“ sagte Augustin plötzlich, indem er sich zu dem Neuangekommenen wendete, der durch das glänzende Gewirr mühsam bis zu ihm vorgeedrungen war. „Bringen Sie Ihren genialen Intimus nicht mit?“

„Leider nein,“ antwortete Barrnbef; „ich muß Ihnen statt seiner einen Brief überliefern, der vermutlich den Grund seines

Nichterscheiniens enthält. Infolge Ungeschicklichkeit seines Burschen gelangt das Billet erst so spät in Ihre Hände."

Augustin erbrach das Siegel und durchflog die wenigen Zeilen. „Graf Reggfield entschuldigt sich mit Uebelfinden," sprach er sodann. „Ich will hoffen, daß es nichts von Bedeutung ist."

Nur ein so aufmerksames Ohr wie das des Leutnants von Barrnbek vermochte aus den teilnehmend klingenden Worten die Gereiztheit herauszuhören. Er erwiderte: „Ob es bedeutungslos ist, wird sich erst in einiger Zeit feststellen lassen. Mir macht der Zustand meines Freundes Sorge."

„O," sagte Augustin und sah sich nach Esther um. Aber sie stand nicht mehr an seiner Seite, wie kurz zuvor. Er sprach noch ein paar artige Worte zu den jungen Damen und ging dann weiter.

Auch Barrnbek setzte seine Begrüßungs-Tour fort und wurde bald von mehreren seiner Kameraden in Beschlag genommen.

„Hören Sie, Barrnbek," rief ihm einer zu, „Sie sind ein schlechter Mentor; wie können Sie den armen Reggfield so wehrlos seinen Grillen überlassen?"

„Grillen sind harmlose Tierchen," antwortete Barrnbek; „sie sind noch nicht die schlimmste Gesellschaft, in die man geraten kann."

„Nun, ich finde, daß Ihre harmlosen Tierchen eine recht unheimliche Macht besitzen," entgegnete ein anderer; „sie haben eine Veränderung in einem Menschen bewirkt, die man kaum für möglich hält. Was gilt's? Man dürfte den sonst so jähzornigen Reggfield jetzt ungestraft eine Schlafmütze oder noch etwas Schlimmeres schelten."

„Versuchen Sie's," sagte Barrnbek. „Ich lehne jedoch die Verantwortung ab."

„Nehmt euch in acht," lachte Elbeding; „dieser sonst vortrefflichste und heiterste aller Vormünder hat nur den einen bösen Fehler, daß er höchst empfindlich wird, wenn man sein Mündel angreift."

Während dies Gespräch unter Scherz und Lachen geführt wurde, stand die Tochter des Hauses unbemerkt in einer Fenstervertiefung. Eine riesige Blumen-Pyramide verbarg sie den Blicken der im Saale Befindlichen. Sie war mit ihren Gedanken allein. Fröhlicher Art waren diese wohl nicht; denn die braunen Augen füllten sich allgemach mit Thränen, die dann langsam, eine nach der andern herabrollten. Die ersten Klänge der Musik hallten durch den Saal und lockten die Tanzlustigen. Sie lockten sie nicht. Durch einzelne Blicke in der Pyramide konnte sie den

Saal übersehen und beobachten, wie sich die Paare zur Polonaise ordneten. Dort trat Augustin mit der jugendlichen Gemahlin eines ältlichen Majors an, Ernst mit der Tochter einer verwitweten Frau Geheimrat, Barrnek und Doktor Berthold mit je einer nicht mehr ganz jugendlichen Maid. Auch Elbeding kam. Er ließ seine Blicke langsam und forschend über die Gesellschaft schweifen, schüttelte dann den Kopf und lehnte sich mit verschränkten Armen an einen Pfeiler, von wo aus er müßig dem Tanze zusah. Esther war keinen Augenblick im Zweifel, wen er gesucht und nicht gefunden hatte. Aber sie lächelte nur wehmütig dazu und blieb in ihrem Versteck.

Als die Polonaise beendet war, näherte sich Ernst jener Fensterbank und zufällig entdeckte er seine Schwester. „Was thust du hier?“ fragte er verwundert. „Man hat dich vermißt.“

„Hast du mich vermißt?“ fragte sie schnippisch dagegen.

„Nicht eben ich,“ gab er zur Antwort. „Aber warum tanzest du nicht?“

„Ich habe Kopfschmerzen,“ erwiderte sie.

„Kopfschmerzen?“ wiederholte er. „Eine neue Laune, meinst du wohl. Wem willst du damit imponieren?“

„Geh,“ sagte sie heftig; „du brauchst dich weder um mich, noch um meine Launen zu kümmern.“

Ernst zuckte die Achseln und ging. Doch kaum fünf Minuten nachher erschien Augustin.

„Was soll das heißen, Esther?“ fragte er. „Du wirst jetzt mit mir in den Saal zurückkehren.“

„Daß mich,“ entgegnete sie, „ich kann nicht tanzen; der Kopf thut mir weh.“

„Das Herz thut dir weh, Kind, nicht der Kopf,“ verbesserte er etwas ironisch, und zugleich faßte er ihre Hand, um sie mit sich zu führen.

Sie aber machte sich ungestüm von ihm los und sagte: „Ich will nicht mit dir gehen; ich will nicht tanzen.“

Da beugte er sich zu ihr. „Mädchen,“ sagte er mit leiser, drohender Stimme, „mache mir kein Aufsehen; ich dulde das nicht. Sollen die Leute über dich spötteln und witzeln? sollen sie die Köpfe zusammenstecken und flüstern: „Fräulein von Sengern ist krank, weil — der stolze Graf Reggsfeld nichts nach ihr fragt?“ „Augustin!“ rief Esther und schlug die Hände vor ihr todblaßes Gesicht.

„Sie hätten recht, wenn sie so sagten,“ fuhr er fort. „Aber ich werde nicht dulden, daß meine einzige Schwester der Gegenstand solcher Reden wird, verstehst du mich? Auch der Graf Regg-

fielß soll es noch einmal bereuen, die Veranlassung hierzu gegeben zu haben.“

„Wie meinst du das?“ fragte sie und sah ihn verstört an.

„Das kümmert dich vorläufig noch nichts,“ antwortete er.

„Weine nicht. Wie kann man nur so wenig Selbstbeherrschung haben! Es ist jammervoll, Esther. Ich will warten, bis du deine Thränen getrocknet hast, und dann wirfst du mit mir tanzen.“

„Sei barmherzig, Augustin!“ flehte die arme Esther.

„Nein,“ entgegnete er, „in der weichen Art, wie du es verlangst, werde ich es nicht sein. Aber ich habe Erbarmen mit dir, wenn ich mit meiner Willenskraft deiner Schwachheit zu Hülfe komme.“

Esther schwieg. Wie eiserne Klammern hielten seine Finger ihr Handgelenk, als er sie ein wenig später in den Saal zurückführte. Sie leistete jetzt keinen Widerstand mehr. Obwohl sie bei kleinen Dingen einen großen Eigensinn an den Tag legte, verlor sie doch im entscheidenden Augenblick alle Festigkeit, sobald sie den stärkeren Willen eines andern über sich erkannt hatte.

Augustin tanzte dreimal mit ihr durch den Saal, dann geleitete er sie zu einem Stuhl. Ehe er sie verließ, neigte er sich noch zu ihr herab und sagte leise: „Nimm dich zusammen; ich werde dich beobachten, auch wenn ich im Nebenzimmer bin.“

Raum hatte er sich entfernt, so erschien Elbeding. Er verbeugte sich vor Esther, und sie war genötigt, mit ihm von neuem unter die Tanzenden zu treten.

„Wo waren Sie vorhin, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

„Hier im Saal,“ antwortete sie einsilbig.

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte er. „Ich habe Sie überall gesucht, und ich bin nicht kurzfristig.“

„Diesmal waren Sie es doch,“ sagte Esther wie vorher.

Elbeding schwieg. In der nächsten Pause begann er wieder: „Das heutige Fest scheint einem allgemeinen Verlangen entsprochen zu haben; so lebhaft ist die Beteiligung. Finden Sie nicht auch?“

„Nein,“ antwortete sie.

„Dann liegt die Schuld an Ihnen, gnädiges Fräulein,“ sagte er; „ich für mein Teil habe noch selten soviel vergnügte Gesichter gesehen.“

„Das ist kein Beweis dafür, daß ich mich nicht langweilen dürfte,“ entgegnete Esther.

„S,“ sagte Elbeding, während ein Schatten über sein Gesicht flog, „chacun a son goût.“ Ich stehe leider zwischen beiden Parteien. Die Harmonie der einen zieht mich an, und zu der

andern treibt mich die Sympathie — ein Schweben zwischen Himmel und Erde.“

Esther erwiderte auf diese Rede nichts; sie fragte nicht einmal, was denn nun Himmel sei und was Erde?

Ebending fand sie heute sehr wenig liebenswürdig. Er versuchte noch einigemal, sie in ein Gespräch zu ziehen, doch immer gleich erfolglos. Schließlich schloß er Ermüdung seiner Dame vor und führte sie zu ihrem Plaze zurück.

Sie atmete erleichtert auf, als er gegangen war. Hätte nicht die Furcht vor Augustin sie zurückgehalten, so wäre sie abermals aus dem Saale geflohen. Die lustige Musik und das heitere, bunte Treiben schien sie verhöhnen zu wollen, und wenn zwei mit einander leise sprachen, so fürchtete sie jetzt, der Gegenstand ihrer Rede zu sein. Auch körperlich litt sie. Sie hatte wirklich Kopfschmerz; sie kannte das Bohren und Wühlen hinter der Stirn, das mitunter bis zur Unerträglichkeit sich steigerte, nur zu gut, und sie fühlte mit Entsetzen, daß der heutige Anfall einer der stärksten zu werden versprach.

„Esther, wie blaß siehst du aus!“ sagte Alara von Ehrenberg, indem sie an ihrer Seite Platz nahm. „Fehlt dir etwas?“

Esther wollte eben eine klagende Antwort geben, da verbeugte sich wieder jemand vor ihr, und erst, als sie in dem neuen Tänzer den Leutnant von Barrnbek erkannte, verließ sie der Merger über die abermalige Ruhe störung. Ihre Züge erhellten sich, und ohne weiteres stand sie auf, um ihm zu folgen.

Er führte sie nicht sogleich in den Reigen, sondern blieb eine kurze Zeit mit ihr außerhalb des Kreises stehen. Teilnehmend fragte er: „Es ist Ihnen nicht gut ergangen in letzter Zeit, gnädiges Fräulein? Sie sehen leidend aus.“

Esther schwieg.

„Auch mein Freund,“ fuhr Barrnbek fort, als verstände sich diese Ideen-Verbindung von selbst, „befindet sich in leidendem Zustande. Wie ich schon ihrem Herrn Bruder sagte, er macht mir Sorge.“

„Ist er wirklich krank?“ fragte Esther und schlug die Augen in banger Erwartung zu ihm auf.

„Krank?“ wiederholte Barrnbek. „Darauf könnte man ja und nein antworten. Ich glaube, das Uebel steckt bei ihm da, wo weder Doktor noch Medizin helfen kann, im Herzen nämlich.“

Sie traten nun in die bunten Reihen ein und machten einmal die Runde.

Als Barrnbek sah, daß auf dem Antlitze seiner Tänzerin Röthe und Blässe in rascher Reihenfolge wechselten, hielt er inne und fragte besorgt: „Fühlen Sie sich unwohl?“

„Nein,“ antwortete Esther mit mühsam bewahrter Fassung, „aber bitte, lassen Sie uns einen Augenblick warten.“

Er trat mit ihr zurück, und nach einigem Zögern sagte sie: „Sie sprachen vorhin von der Krankheit Ihres Freundes.“

„Ja,“ erwiderte er, „ich nannte Ihnen den vermutlichen Sitz des Uebels. Was nun das Herz anbelangt, so traut man uns Soldaten ja im allgemeinen nicht viel Gutes von diesem sonderbaren Dinglein zu. Entweder ist es umgekommen, also gar nicht vorhanden, oder es leidet an zu großem Umfange, an Erweiterung, manchmal auch nur an Veränderlichkeit.“

Esther lächelte, obwohl ihr ganz wunderbar bei dieser Sondierung zu Mute wurde, und sie nicht recht wußte, wo das hinaus wollte.

„Bei meinem Freunde,“ begann Barrneß wieder, „kommt nun noch seine Genialität hinzu. Ein Soldatenherz und ein Genie — ich glaube nicht, daß man darauf ein Fundament bauen kann. Wenigstens würde ich es niemand raten, oder noch besser, ich würde ihn davor warnen.“ Er hatte die letzten Worte mit tief gesenkter Stimme gesprochen. Daß Esther sie aber verstanden und richtig verstanden hatte, zeigte das plötzliche Zittern ihrer Hand, welche er noch in der seinen hielt. „Sie sind erschöpft, gnädiges Fräulein,“ sagte er freundlich. „Ich fürchte, ich mute Ihnen zuviel zu, wenn ich mich noch einmal mit Ihnen in den Strudel stürze. Befehlen Sie, so werde ich meine Rechte an Sie aufgeben.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise. „Ja, ich möchte mich setzen; das Tanzen strengt mich heute an.“

Barrneß führte sie zu einem etwas versteckten Ruhefig, und dann blieb er, gleichsam als Wächter, mehrere Schritte von ihr entfernt stehen. Er hatte inniges Mitleid mit dem jungen Herzen, das vergebens rang, seinen Schmerz vor den Blicken der neugierigen Welt zu verbergen.

Da kam Augustin quer durch den Saal auf ihn zu. „Sie stehen ja hier auf Posten, Herr Leutnant,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Barrneß, „ich bewache die Ruhe Ihrer Fräulein Schwester; sie bedarf der Erholung.“

„O,“ sagte Augustin, „das wollen wir bald regulieren. Kommen Sie.“ Er setzte sich neben Esther und forderte Barrneß auf, ein gleiches zu thun. Dann begann er eine Unterhaltung. Fest und zwingend ruhte dabei sein Blick auf Esther, und wirklich erreichte er, daß sie sich an dem Gespräch beteiligte. Als die Musik zu neuem Tanze rief, stand er auf und sagte: „Ich denke, du hast dich jetzt erholt. Stehst du noch in Herrn von Barrneßs Schuld? Sonst möchte ich Ansprüche auf dich erheben.“

„Ich weiß nicht, wie Herr von Barrnbek darüber denkt,“ erwiderte Esther, und ohne es selbst zu wissen, sah sie ihn bitrend an.

Er kam sofort an ihre Seite.

„Gut,“ sagte Augustin, „es ist eine Française. Wollen Sie, bitte, mein vis-à-vis sein?“

Endlos schien dem armen Mädchen der Tanz. Als sie dann in der nächsten Pause schwer atmend auf ihrem Plaze saß, gesellte sich Doktor Berthold zu ihr.

Er erzählte ihr, wie gut das Befinden ihres Vaters an diesem Tage gewesen sei, und wie er sogar bis vor kurzem bei den älteren Herren in einem der Nebenzimmer verweilt habe. Es erschien Esther nicht wunderbar, daß sie, die Tochter, dies erst aus dem Munde ihres Veters erfahren mußte. Ganz von selbst war es gekommen, daß Doktor Berthold seine freien Stunden bei dem kranken Oheim zubrachte. Bald wußte niemand so gut mit dem Kranken umzugehen, wie der junge, ernste Gelehrte, und das Lächeln, mit dem der alte Herr seinen Neffen willkommen hieß, war nur noch wenig unterschieden von dem, welches er für Esther hatte.

Mitten in einem Satze stockte Doktor Berthold plötzlich und fragte dann: „Was fehlt dir, Esther? Du entfarbst dich ja vollständig.“

„Ich kann es nicht mehr aushalten,“ antwortete sie und preßte die Hände an die Schläfen; „der Kopf springt mir entzwei.“

„Dann gehörst du nicht hierher in dies laute Treiben,“ erwiderte er. „Geh auf dein Zimmer und lege dich nieder.“

„Ach, wie gern würde ich das thun!“ seufzte sie, „aber ich fürchte mich vor Augustin. Er wird mir nachkommen und mich zurückholen; schon zweimal hat er mich zum Tanzen gezwungen, und er war so böse, weil ich nicht genug Selbstbeherrschung hatte.“

„Er wird nicht verlangen, daß du die Selbstbeherrschung bis zur Selbstquälerei ausdehnst,“ sagte Doktor Berthold. „Geh nur, ich will deine Sache bei ihm führen. Laß mich noch deinen Puls fühlen; du weißt, ich bin ein wenig Mediziner. Dann kann ich deinen Rückzug wissenschaftlich rechtfertigen.“ Als sie ihm willfahrte, sahen seine ernstesten Augen sie forschend an. „Woher diese Aufregung?“ fragte er leise. Doch als er bemerkte, wie sie mit Thränen kämpfte, fragte er nicht weiter, sondern geleitete sie in ein Nebenzimmer, von wo aus sie unbemerkt die festlichen Räume verlassen konnte.

In ihrem Zimmer angelangt, warf sie sich, unbekümmert um ihr kostbares Ballkleid, auf den Divan, drückte den Kopf in

ein Rissen und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Die ganze Pein der letzten Stunden, die Enttäuschung, das bittere Weh, das Barrneßs Worte ihr bereitet hatten, dann die gewaltsame Anspannung ihrer Kräfte und der körperliche Schmerz, alles das machte sich jetzt in Thränen Luft. Ihr war zu Mute, als könne sie nie wieder aufhören zu weinen.

Lange mochte sie so gelegen haben, als ein Klopfen an der Thür sie aufschreckte. Da sie nicht in der Stimmung war, irgend jemand zu empfangen, so unterließ sie das übliche „Gerein!“ Doch die Thür öffnete sich auch ohne ein solches, und zu ihrer großen Verwunderung erkannte Esther ihren Bruder Ernst.

„Was willst du hier?“ fragte sie, nicht im freundlichsten Tone; „ist es dir noch nicht genug, wenn du mich drüben bis zum Krankwerden ärgerst?“

„Beruhige dich,“ erwiderte Ernst, „deswegen komme ich jetzt nicht. Hast du noch Kopfschmerzen?“

„Natürlich,“ antwortete sie verdrießlich.

„Arme Essi,“ sagte er.

Ihre Verwunderung stieg. Sie fragte: „Hat Augustin dich geschickt?“

„Nein,“ antwortete Ernst, „der ist augenblicklich nicht gut auf dich zu sprechen, und du kannst dich für morgen auf eine tüchtige Standrede gefaßt machen. Anfänglich hielt ja auch ich deine Kopfschmerzen nur für Laune und Einbildung, bis ich von Better Franz hörte, wie du gelitten hast. Und als nun alle anderen so fröhlich und vergnügt waren, da verfolgte mich der Gedanke, daß du hier allein und traurig wärst, und daß niemand sich um dich kümmerte. Darum bin ich gekommen.“

„Ernst!“ rief Esther voll ungläubigen Erstaunens.

„Laß gut sein,“ entgegnete er; „es ist kein so großes Opfer, wie du vielleicht denkst; die hübsche Helene von der Frau Geheimrat ist heute unausstehtlich naseweis.“ Er setzte sich auf den Rand des Ruhebettes und fuhr fort: „Was hast du denn bis jetzt gethan, um die Schmerzen loszuwerden? Gemeint, wie ich sehe. Essi, das ist mehr als unvernünftig, das ist kindisch.“

„Ach, Ernst,“ sagte Esther, „mir wäre besser, ich könnte mich zu Tode weinen.“

„Oho,“ erwiderte er, „so weit bist du schon? Mir will es vorläufig noch besser erscheinen, wenn ich dir ein weniger radikales Heilmittel verschaffe. Du mußt mich heute als Boten, Diener und Jungfer benutzen. Die Leute haben drüben alle Hände voll zu thun, ich konnte keinen Diener erlangen, und deine schnippische Trina ist überhaupt von der Bildfläche verschwunden. Was befehlst du nun?“

Sie hat um ein Glas frisches Wasser.

Nachdem er diesen bescheidenen Wunsch erfüllt hatte, setzte er sich wieder an ihre Seite, und Esther faßte nach seiner Hand.

„Ernst,“ sagte sie, „warum zeigst du so selten, wie gut du im Grunde bist?“

Er lachte und entgegnete: „Leider kann ich dir nicht versprechen, daß ich so gut bleiben werde; du wirst deine Launen und deinen Eigensinn wiederfinden und ich meine ungalanten Manieren. Dann aber wollen wir beide an diese Viertelstunde zurückdenken, wie an eine Oase in der Wüste.“

Er blieb noch eine Weile bei ihr und kam auf den glücklichen Einfall, kalte, nasse Tücher auf ihre schmerzende Stirn zu legen. Zwar verfuhr er etwas ungeschickt bei diesen ungewohnten Pflegerdiensten. Esthers kostbares Kleid war bald durchtränkt. Aber der gute Wille verfehlte doch seine wohlthuende Wirkung nicht. Schließlich entfernte er sich mit der Ermahnung, sie solle nun auf der von ihm eingeschlagenen vernünftigen Bahn bleiben.

Jedoch Esther hätte nicht Esther sein müssen, wenn sie nicht gleich nach seinem Fortgang in einen neuen Thränenstrom ausgebrochen wäre. Als Trina in nächtlicher Stunde leise das Zimmer betrat, fand sie ihre junge Herrin noch in der feuchten Ball-Toilette auf dem Diban liegen. Sie hatte sich, wie ein müdes, krankes Kind, in den Schlaf geweint.



Neuntes Kapitel.

Es schien, als wäre mit den letzten Resten des sommerlichen Schmuckes, die der Novembersturm mit rauher Hand dem Walde entriß, auch der Frohsinn aus dem Forsthaufe geschwunden; verstummt war das melodische Lachen und das helle Singen, welches sonst seine Räume belebt hatte. Eine trübe Stille war statt dessen eingetreten, und ein trüber Ernst lag auf allen Gesichtern.

Seit jenem stürmischen Tage war Reggfields Name nicht wieder über Serenas Lippen gekommen, und niemand nannte ihn in ihrer Gegenwart. Weder durch Bitten noch durch Trosten suchte sie ihren Vater zu einem andern Entschluß zu bestimmen. Serena kannte keinen Trost. Gehorsam und ohne Murren unterwarf sie sich dem väterlichen Willen. Aber auch die Macht der Bitte, die von mancher ihrer Leidensgefährtinnen und von ihr selbst früher in kleinen Dingen mit Erfolg angewendet worden war, erprobte sie jetzt nicht. Sie nahm es ernst mit ihrem Versprechen, vergessen zu wollen. Nur verloren ihre Wangen darüber die rosige Frische und Fülle, und ihre Füße, die sonst in so frohlicher Hast treppauf, treppab gesprungen waren, wurden müde. Daß sie ehrbar einherging, wie eine Vierzigjährige. Der Oberförster umgab sie mit der zärtlichsten Sorge. Auf seinen Wanderungen und Fahrten durch den Wald mußte sie ihn, wo es irgend anging, begleiten. Er besuchte mit ihr ihre Vögel und vergrößerte ihren Hühnerhof durch mehrere seltene Exemplare. Dann versuchte Serena wohl, ihn dankbar anzulächeln, aber es war ein Lächeln, welches ihm ins Herz schnitt. Ach, er wußte nur zu gut, daß er

mit aller seiner Liebe ihr nicht ersetzen konnte, was er ihr genommen und versagt hatte.

Oft, wenn er nach solchen Stunden in seiner Stube saß und trübe vor sich hinstarrte, kam Frau Charlotte und legte tröstend ihren Arm um seinen Hals. Als das Unglück einmal geschehen war, hatte sie mit keinem Worte mehr daran erinnert, wie sie früher gewarnt und gebeten hatte. Mit sanftem Mute trat sie an des geliebten Mannes Seite, um ihm tragen zu helfen, was ihn so schwer drückte. Wohl that ihr das Herz weh, wenn sie auf Serena blickte, aber da sie sich überzeugt hielt, daß der gegenwärtige Kummer von zwei Uebeln das geringere sei, so versuchte sie nicht, durch Bitten oder Vorstellungen ihren Gemahl umzustimmen.

Maria endlich war vielleicht nicht weniger zu bedauern, als ihre Schwester. Sie hatte durch die Mutter erfahren, was geschehen war, doch auch ohne das hätte die Veränderung der Thringen sie darüber belehrt. Niemand ahnte, welcher Sturm ihr Herz durchtobte, und wie unter der stillen Oberfläche die Wogen und Wellen brandeten, daß sie oftmals hätte klagen mögen: „Die Wasser gehen mir bis an die Seele.“ Es war nicht nur der Schmerz des Verschmähtseins, der sie quälte, es war mehr als das. Wenn sie Serena so matt umhergehen sah, dann rief eine Stimme in ihr: „Recht so, recht so; nun sind wir wenigstens beide elend.“ Und wieder, wenn ihr Blick das liebevolle Antlitz traf, das in seiner stummen Trauer etwas so unsäglich Rührendes hatte, dann verbarg sie ihr eigenes Gesicht in den Händen und stöhnte: „O Gott, wie wäre es möglich, sie zu hassen!“

Eines Abends zu später Stunde, als der Novembersturm um das Haus heulte, saß Maria noch auf dem Stuhl vor ihrem Bette und sah in das unruhig flackernde Licht. Daneben lag ihre Bibel und das Büchlein mit Spittas Liedern. In den letzten Wochen waren ihr beide nicht das gewesen, was sie früher waren; es hatte mit dem Lesen und Beten nicht mehr recht gehen wollen, und das hatte die Seelenpein nicht verringert. So saß sie jetzt, lauschte dem wilden Wehen draußen und sah zu, wie das Licht bald in die Höhe flammte, bald klein und trübe sich neigte. Etwas ihr selbst Verwandtes schien ihr darin zu liegen, aber etwas, das sie mit Grauen erfüllte.

Da drang noch ein anderer Ton an ihr Ohr; es klang wie unterdrücktes Schluchzen, und es kam von dem Bette her, das zu Füßen des ihrigen stand. Maria regte sich nicht. „Nun sind wir wenigstens beide elend,“ sagte wieder die schreckliche Stimme in ihr. Eine Weile blieb es still, dann kam der Ton von neuem. Zögernd wandte Maria den Kopf, doch die weißen Vorhänge ge-

statteten ihr keinen Blick in das Innere des Bettes. Und wieder klang das leise Schluchzen, so bitterlich, so herzbrechend. Jetzt stand Maria auf, langsam, als zöge sie eine Sand, der sie widerstrebe, und ebenso langsam ging sie zu der Lagerstätte ihrer Schwester.

„Serena, warum weinst du?“ fragte sie.

Erst nach einigen Sekunden kam die Antwort: „Es ist so schwer.“

Die ältere Schwester schwieg.

Da streckte sich eine kleine Hand hervor, und aus den weißen Rissen klang es schüchtern: „Maria!“

„Hier bin ich,“ antwortete sie, „was willst du von mir?“

„Ach, laß mich nur einmal zu dir sprechen,“ flehte die schüchterne Stimme; „ich kann es allein nicht mehr tragen.“

Maria sank auf den Rand des Bettes nieder. „Sprich,“ sagte sie.

Dem armen Kinde mochte es wohl schwer fallen, auf diese kurze Aufforderung hin die Aussprache zu beginnen. Es folgten wieder einige Sekunden des Schweigens. Dann sagte Serena leise: „Ich hatte versprochen, ihn vergessen zu wollen, aber ich kann es nicht, nie werde ich es können.“

„Das glaube ich dir,“ antwortete Maria.

„Ach wußte ja nicht, wie unaussprechlich lieb ich ihn habe,“ fuhr Serena fort. „Wohl war mir immer, als kehrte der schöne Frühling mit all seinen Freuden bei mir ein, wenn er kam, und wenn er gegangen war, so schien alles grau und öde. Aber erst, seit er selber es mir gesagt hat, weiß ich, daß das die Liebe war, und daß ich nun nicht mehr leben kann ohne ihn. Sieh, Maria, wie glücklich bin ich früher gewesen! Ich dachte nicht, daß ich irgend etwas auf der Welt mehr lieben könnte als Vater, Mutter, dich und unsern Wald. Und jetzt? Ach, es ist unrecht, es ist häßlich, aber ich denke manchmal, daß ich leichten Herzens euch alle verlassen könnte und mit ihm ziehen hinaus in die Fremde oder in eine Wildnis, wenn es sein müßte, wohin immer er mich führen wollte. Bist du mir auch nicht böse, Maria, daß ich das sage?“

„Nein,“ erwiderte Maria, „ich verstehe dich.“

„Zu denken, daß er meiner begehren konnte!“ begann Serena wieder. „Er ist so herrlich, so wunderschön. Und ich? Wenn er dich gemeint hätte; du bist soviel klüger und auch soviel besser.“

„Still!“ rief Maria mit so herber Stimme, daß sie selbst davor erschrak und auch Serena zusammenzuckte. Darum legte sie nach einer Weile ihre Hand auf der Schwester lockiges Haupt

und fügte hinzu: „Sprich weiter, Serena. Aber nie wieder sage etwas Aehnliches wie vorhin, wenn du mich nicht aufs tiefste fränken willst.“

„Ich meinte ja nur,“ hub Serena zaghaft von neuem an, „daß mir nie in den Sinn gekommen wäre, ich könnte ihm so lieb und wert sein, oder wenn mir einmal ein solcher Gedanke kam, dann erschrak ich davor und wies ihn zurück. Nun aber hat er mir gesagt, wie sein Herz an mir hängt, und wie er erst glücklich und froh werden würde, wenn ich sein eigen wäre. Und siehst du, das macht es so schwer. Mein eigenes Leid würde ich ja wohl ertragen können, aber denken zu müssen, daß auch er unglücklich ist und sich nach mir sehnt und doch nicht zu ihm zu dürfen — das ist zu schwer, Maria, und wenn Gott nicht des Vaters Sinn ändert, so muß ich daran vergehen.“

Marias Kopf war allmählich immer tiefer herabgesunken, jetzt lag er auf Serenas Schulter. „Ja, du hast recht,“ sagte sie mit halb erstickter Stimme. „Sei ruhig, meine Schwester; Gott wird dir und uns allen helfen. Wir wollen auf ihn vertrauen.“

Serena schlang den Arm um sie, und so ruhten sie Herz an Herz. Sie sprachen nichts mehr; wortlos hielten sie sich umschlingen, und zuletzt fanden sich ihre Lippen zu einem inbrünstigen Kusse.

Noch wehte draußen der Sturm, aber anders klang jetzt sein Rauschen. Das flackernde Licht war erloschen, und Maria suchte und fand die nächtliche Ruhe. Vor dem Einschlafen falteten sich ihre Hände zum Gebet. Leise sprachen Herz und Lippen:

„Ich höre deine Stimme,
Mein Hirt, und allgemach,
Wenn auch in Schwachheit, klinge
Ich deinen Schritten nach.“

Am nächsten Morgen, als der Oberförster an seinem Schreibtische saß und Berechnungen über Holzverkäufe zusammenstellte, öffnete sich die Thür, und seine älteste Tochter kam herein. „Hast du ein wenig Zeit für mich?“ fragte sie.

Der Oberförster schob die Papiere zurück. „Für meine Kinder muß ich immer Zeit haben,“ antwortete er. „Was hast du für ein Anliegen?“

„Es betrifft mich nicht direkt,“ sagte Maria; „für meine Schwester wollte ich bitten. Vater, du mußt dich Serenas erbarmen; sie ist so schwerem Leid nicht gewachsen.“

Er antwortete nicht, aber seine Arme stützten sich auf den Tisch, daß dieser leise bebte.

„Siehst du denn nicht, was schon aus unserer fröhlichen Serena geworden ist?“ fuhr Maria fort. „Und das wird mit der Zeit nicht besser werden, sondern schlimmer.“

„Ich kann ihr nicht helfen,“ murmelte der Oberförster, „ich kann sie nicht diesem Manne geben, damit er sie einem unklaren und drohenden Leben entgegenführt.“

Maria kniete neben seinem Stuhle nieder und versuchte, ihm in die Augen zu sehen. „O Vater,“ sagte sie, „ich würde ihm vertrauen.“

„Kind, du bist jung und unerfahren,“ erwiderte er; „du kennst die Welt nicht und weißt nicht, wie es darin zugeht.“

„Rein, ich kenne die Welt nicht,“ antwortete Maria, „aber ich weiß, daß in dem Grafen Reggfield nur wohnt, was gut und edel ist.“

Etwas überrascht blickte der Vater sie an. „Mich wundert, daß du so sprichst,“ sagte er; „oft wollte mir scheinen, als ob du in diesem Hause die einzige wärst, die dem Grafen keine allzu freundliche Gesinnung entgegenbrächte.“

Sie schwieg einen Augenblick. Dann antwortete sie: „Und wenn dem so gewesen wäre, dürfte mich das hindern, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?“

„Ja, da hast du recht,“ sprach der Oberförster mit einem Seufzer.

Maria aber fuhr bittend fort: „Gieb sie ihm, nach der er sich sehnt. Wenn er versprochen hat, sie zu schützen, so wird er es thun, was auch für Gefahren sich gegen ihn erheben mögen. Er wird Serena glücklich machen, wie niemand anders es könnte, selbst du nicht.“

Wieder seufzte der Oberförster tief.

„Serena ist zu zart und schwach, um solchem Ansturm stand zu halten,“ sprach Maria weiter. „Wenn Gott nicht des Vaters Sinn ändert, dann muß ich an diesem Leid vergehen,“ so hat sie gestern zu mir gesagt, und ich fürchte, ihre Ahnung würde sie nicht betrügen. Serena ist —“ einen Augenblick stockte Maria, dann vollendete sie: „Serena ist ja das Sonnenkind, und wenn sie in die Finsternis gestellt wird, so welkt sie dahin.“

Es wurde still im Zimmer; man hörte nur die schweren Atemzüge des Mannes, der mit sich selbst im Kampfe lag. Endlich wandte er sich zu der noch immer neben ihm knieenden Tochter und sagte: „Noch kann ich dir nichts versprechen, mein Kind. Aber du bist ein gutes, braves Mädchen, daß du so mit aller Kraft für

deine Schwester eintrittst.“ Dann stand er auf und ging hinaus, um Frau Charlotte zu suchen.

Am Nachmittag ward Maria wieder zu ihrem Vater gerufen. Er zeigte ihr einen Brief. Der Brief trug Reggfields Adresse. „Dir will ich ihn übergeben, daß er pünktlich und bald besorgt wird,“ sagte der Oberförster. „Du bist ein geschickter Anwalt gewesen. Ich hätte dir soviel Beredsamkeit gar nicht zugetraut.“

Der folgende Tag brach still und geheimnißvoll an. Der Sturm hatte sich gelegt, nachdem er am Himmel dicke, schwere Wolken zusammengeballt hatte. Und nun öffneten sich die Wolken. Weißlich schimmernd kam es herab, zuerst in vereinzelten Flocken, dann in sanft fallendem Geriesel. Leise und kosennd legte es sich über die Erde, die der wilde Sturm so gerüttelt und gepeinigt hatte, daß sie jetzt in starrer Ruhe lag, wie ein sterbensmüder Mensch.

Gegen Mittag stand Maria am Fenster der Wohnstube und sah hinüber nach der Waldecke, die bereits ein leichtes Schneegewand trug. Wann würde er dort um die Ecke biegen, dessen Kommen ihr so oft jauchzende Freude und schwindelnde Angst bereitet hatte, und der doch jetzt nur Kommen sollte, um, was an Frühlingskeimen in ihrem Herzen sproßte, für ewig zu vernichten?

Eine Hand legte sich auf die Schulter der Träumenden. Sie wandte sich um. Ihre Mutter stand hinter ihr und sah sie an. „Maria,“ sagte sie, „mein gutes Kind.“

Da sank sie in ihre Arme und barg ihr Haupt an der treuen Brust, in der schon lange, von ihr ungeahnt, ihr Geheimnis ruhte. Mit Schrecken und doch mit Dankbarkeit ward sie es inne. Der Seherblick der Mutterliebe war durch alle Schranken hindurchgedrungen und hatte das nagende Weh in der Seele des Kindes entdeckt. Kein Wort wurde weiter zwischen ihnen gesprochen; was während dieser Minuten in beiden vorging, das ließ sich überhaupt nicht in Worte kleiden. Nur, als Maria sich endlich aufrichtete, strich Frau Charlotte ihr über das blonde Haar und sagte mit mildem Vorwurf: „Denke nie wieder, daß niemand da ist, der teilnimmt an dem, was dich bewegt. Vergiß nicht, daß du eine Mutter hast.“

Zwei Zimmer weiter saß indessen Serena bei ihrem Vater. Er hatte sie gerufen, damit sie ihm, wie schon öfter, beim Abschreiben und Ordnen von Papieren helfen sollte. Es war ihm wohl weniger um ihre Hülfe zu thun, als darum, das geliebte Kind in seiner Nähe zu haben und ihre Gedanken auf etwas zu lenken, das nicht in Verbindung mit ihrem Grame stand.

Auch Serenas Blicke schweiften zuweilen nach der weißlich schimmernden Waldecke, wohl nur, um etwas anderes zu sehen, als das langweilige Papier. Verstoßen folgte ihr dann das Auge des Vaters. Aber jetzt entschlüpfte ein leiser Ruf ihren Lippen. War es Schmerz, war es Jubel, das ließ sich nicht entscheiden. Sie stand da, das Antlitz nach dem Fenster gerichtet und beide Hände gegen das Herz gepreßt.

Ja, dort stürmte er heran. In weiten Säßen flog Foffi über die Dichtung. Schneeflocken hingen in seiner Mähne, wie auch auf dem dunkeln Mantel und in dem blonden Barte seines Reiters.

Als dieser vor der Hausthür hielt, wandte sich Serena langsam um. Ein verlöschender, um Erbarmen flehender Blick irrte noch zu dem Vater hin, dann schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Bleibe hier,“ sagte der Oberförster nun.

Und jetzt trat Reggfield herein.

Der Oberförster ergriff Serenas Hand und führte das zitternde Mädchen ihm entgegen. „So übergebe ich Ihnen mein Sonnenkind,“ sprach er mit stoßender Stimme, und dann wandte er sich ab.

Eine Stunde später stand das Brautpaar in der Wohnstube auf derselben Stelle, wo zu Mittag Maria gestanden hatte. Die hochgehenden Wogen ihres Glückes, das wie eine Springflut über sie gekommen war, hatten sich etwas gelegt, aber nur, um ihnen dies Glück tiefer und voller zum Bewußtsein zu bringen. An einander gelehnt, standen sie jetzt in seligem Schweigen und suchten den Uebergang von der tiefsten Traurigkeit zur höchsten Freude, von dem leidvollen Meiden zum wonnevollen Besitz zu fassen.

„’s is’, ’s is’, ’s is’ noch viel zu früh,“ klang es da draußen vor dem Fenster, dicht über ihren Häuptern. Ein Fink hatte sich in die kahlen Weinranken gesetzt und sah von hier aus dem Spiel der Schneeflocken zu. Grämlich wiederholte er seinen Sang: „’s is’, ’s is’, ’s is’ noch viel zu früh.“

Reggfield fuhr aus der glückseligen Versunkenheit auf. „Wie unartig!“ sprach er; „siehst du, Lieb, ich hab dir immer gesagt, daß du deine Pfleglinge verziehest. Das ist der Glückwunsch, den sie uns bringen. Nach so langem Harren und Sehnen singt er da draußen noch, daß es viel zu früh ist.“

„Er weiß ja nur dies eine Lied,“ entgegnete Serena, „und er singt es, ob es paßt oder nicht. Man darf ihn darum nicht schelten.“

Da zog er sie wieder an sich und sagte ihr wohl zum zehnten Mal, wie unbeschreiblich glücklich er sei. „Nun aber erzähle mir, Geliebte,“ sprach er dann, „wie hast du den Vater bewogen, daß er seinen Entschluß änderte?“

„Nicht ich habe es gethan,“ antwortete Serena, „Maria hat für uns gebeten.“

„Maria?“ rief Reggfield aus. „Sie, meine Gegnerin?“

In diesem Augenblick kam sie herein.

Er eilte ihr entgegen und reichte ihr beide Hände. „Maria,“ sagte er, „wann werde ich Sie verstehen?“

„Immer von nun an, mit Gottes Hülfe,“ antwortete sie freundlich; „denn wir werden jetzt Bruder und Schwester sein.“

Als dann am Abend das Lampenlicht die Räume mit Behagen füllte, saß Maria am Familientisch und betrachtete gedankenvoll das Brautpaar, welches sich ein wenig zurückgezogen hatte. Reggfields hohe Gestalt neigte sich zu Serena, er hatte den Arm um die Lehne ihres Stuhles gelegt, und sie sah zu ihm auf mit dem Ausdruck seliger, vertrauender Liebe. Das war das Bild, welches Maria zuweilen im Geiste gesehen und vor dem sie sich gefürchtet hatte. Nun sie es lebhaftig erblickte, waren Furcht und Bitterkeit von ihr gewichen. Mit inbrünstigem Danke erkannte sie das. Ja, Gott war barmherzig und gnädig gewesen; er hatte ihre irrende Seele von dem Abgrunde errettet und sie auf die rechte Bahn zurückgelenkt. Und dann dachte sie an die Worte des Dichters, der wie kaum ein anderer das echte, edle Frauenherz erfaßt und verstanden hat. Nur indem es sich selbst, alles eigene Wünschen und Begehren dahingiebt, kann es Genüge finden; höher, viel höher als das eigene Glück steht ihm das Glück des andern.

„Nur die Würdigste von allen,
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausendmal.
Freuen will ich mich und weinen;
Selig, selig bin ich dann.
Mag auch mir das Herz brechen,
Brich, o Herz, was liegt daran?“

So hieß es im Liede des Dichters. Aber ihr Herz würde nicht brechen, o nein; sie fühlte, daß es stark und lebenskräftig in ihr pochte. Als sie den Kopf wieder wandte, begegnete sie dem Blick ihrer Mutter, der mit liebender Sorge auf ihr ruhte. „Sie sind glücklich,“ sagte Maria, als hätte der Blick eine Frage enthalten.

„Auch du wirst glücklich werden, mein Kind,“ antwortete die Mutter bewegt.

„Wie Gott will,“ sprach das Mädchen und konnte doch nicht hindern, daß ihre Lippen dabei zitterten.

Als dieser bedeutungsvolle Tag sein Ende erreicht hatte, da nahm Maria oben im Erkerstübchen wieder Spittas Nieder zur Hand, die ihr während vieler Wochen ein toter Schatz gewesen waren. Heute fand sie wieder das rechte Wort:

„Drum, meine Seele, sei du still
Zu Gott, wie sich's gebühret,
Wenn er dich so, wie er es will,
Und nicht, wie du willst, führet.
Kommt dann zum Ziel der dunkle Lauf,
Thust du den Mund mit Freuden auf,
Zu loben und zu danken.“



Behtes Kapitel.

Wir müssen den Schauplatz unserer Geschichte nunmehr nach der Stadt verlegen, in eines der großen, eleganten Häuser am Stadtgraben; dort finden wir Serena als junge Hausfrau wieder. Schon volle drei Wochen bekleidete sie diese Würde, und jetzt schrieb man Mitte Februar.

Reggfield hatte gewußt, daß ihn sein Oheim nicht so leichten Kaufes freigeben würde. Gleich nachdem er als Bräutigam aus dem Walde zurückgekehrt war, hatte er — es fehlten noch zwei Tage an den anberaumten vier Wochen — an seinen Onkel geschrieben. Folgendes war der Inhalt des kurzen Briefes gewesen:

„Deinem Räte, an eine baldige Verheirathung meinerseits zu denken, bin ich gefolgt, und habe mich gestern mit Fräulein Serena Viriletti, der Tochter eines königlichen Oberförsters, verlobt. Ich bin mir der Tragweite dieses Schrittes vollkommen bewußt. Hoffe nicht, daß du auf irgend eine Weise mich bewegen können, ihn wieder rückgängig zu machen. Vergiß nicht, daß außer dir noch ein Reggfield lebt, und gieb das Erbe von Storrinek, wem du willst.“

Erich, Graf zu Reggfield.“

Hierauf war nach einigen Tagen eine Antwort erfolgt, die Reggfield ohne weiteres zerriß und ins Feuer warf. Außerdem aber lag dem Schreiben noch ein versiegelter Brief bei, der die Aufschrift trug: „An den königl. Oberförster Herrn Viriletti.“ Den fehlenden Ortsnamen, den Reggfield in seiner Verlobungsanzeige wohlweislich verschwiegen hatte, ergänzte er jetzt durch das Wort „unbestellbar.“ Dann siegelte er den Brief von neuem ein und schickte ihn an seinen Ausgangspunkt zurück. Noch ein-

mal kam an ihn ein Schreiben aus Storrinet, dem es jedoch nicht besser erging, wie dem ersten. Dann ward es still.

Reggfield aber traute dieser Stille nicht. Er konnte eine innere Sorge und Unruhe nicht überwinden, und darum drängte er ohne Aufhören zur Hochzeit. Nur der vollendeten Thatfache gegenüber, sagte er sich, würde Karl Sigismund seine Ansprüche an ihn aufgeben. Bei seiner Braut fand er eine willige Unterstützung seiner Bitten, und nachdem der Oberförster mit einigem Grollen und Frau Charlotte mit Seufzen eingewilligt hatte, ward am 19. Januar die Hochzeit in aller Stille gefeiert; nur Barrnbeß war dabei zugegen. Die vornehme Welt wurde eines Tages von der Ankunft der neuen Gräfin Reggfield unterrichtet, noch ehe sie sich vollständig von ihrem Erstaunen und Entsetzen über die unerhörte Verlobung erholt hatte.

Serena ahnte weder von diesen Gefühlen der Gesellschaft noch von dem berechtigten Zorne des Reichsgrafen auf Storrinet etwas. Dem Wunsche Reggfields zufolge hatte der Oberförster ihr verschwiegen, daß sein nunmehriger Schwiegersohn um Hretwillen einem glänzenden Erbe entsagt hatte. Auch Maria mußte nichts davon. Arglos und glückstrahlend war Serena ihrem Gemahl in die neue Heimat gefolgt. Sie brachte die nächsten Wochen damit zu, sich in ihre doppelte Würde als Gräfin und Hausfrau zu finden. Ganz mühelos war das für sie nicht; die Dienerschaft machte ihr Sorge. Die fürsorgliche Mutter hatte ihr die alte, treue Marianne mitgegeben, aber außer dieser Stütze im jungen Haushalte war noch der Bursche und eine Kammerjungfer vorhanden. Serena hatte mit inständigem Flehen gegen die Aufnahme der letzteren Protest erhoben, doch Reggfield behauptete, es ginge nicht anders; nie wäre seine Schwester ohne Kammerjungfer gewesen, sogar als Mädchen nicht, und alle Damen seiner Bekanntschaft wären mit einer solchen versehen. So fügte sich Serena, und von dem ersten Tage, an welchem die feine Susanne bei ihr einzog, hatte sie ihre liebe Not. Das Mädchen konnte sich weder mit Marianne, noch mit dem Burschen, einem etwas ungehobelten Landkinde, vertragen. Täglich gab es Ranz, und da die streitenden Parteien sich klüglich hüteten, die Autorität des strengen Hausherrn anzurufen, so suchten sie allesamt bei der sanften Frau Gräfin Zuflucht und schiedsrichterliche Entscheidung.

An einem Vormittage im Februar finden wir Serena allein in ihrem Zimmer. Sie stand vor einem Tischchen und war damit beschäftigt, bunte Porzellanscherven aneinander zu passen, wie diese früher gegessen haben mochten, als sie zusammen noch ein Ganzes bildeten. Da klangen aus der Ferne die ersten Töne

der Militärmusik. Eine tiefe, freudige Röte überzog das Antlitz der jungen Frau. Sie schob die Scherben beiseite und trat an das Fenster. Wie frisch und fröhlich klang die Musik! Es zuckte Serena in den Füßen, als müsse auch sie im Takte marschieren. War's doch der Reggfield-Marsch, der da gespielt wurde, und der ihn komponiert hatte, das war ihr Glick. Jetzt kamen die Dragoner die Straße herauf geritten. Ihre blauen Röcke waren weiß geprenkelt, und auch die Mähnen der Pferde trugen weißen Schneeschmuck. Das Musikkorps zog vorüber, seine Klänge wurden vom Getrappel der Pferde übertönt, und nun kam der Oberst, umgeben von mehreren Offizieren. Der schönste unter ihnen sah herauf und grüßte lächelnd. Dann zogen sie vorüber. Serena blieb am Fenster stehen, bis in der Ferne der letzte blaue Schimmer verschwunden war. Mit tanzenden Schritten ging sie sodann nach der Küche und ins Wohnzimmer, um ihres Amtes zu walten.

Eine halbe Stunde später kam Reggfield. Es erfolgte eine Begrüßungsscene und eine Freude des Wiedersehens, als habe die Trennung sechs Wochen gedauert.

„Hast du einen angenehmen Vormittag gehabt?“ fragte Reggfield. „Was hast du gethan und getrieben?“

„Nicht viel, Glick,“ antwortete sie; „es geht schlecht ohne dich.“

Er lachte. Dann erblickte er die Scherben auf dem Tische und fragte: „Was ist das?“

Berwirth stammelte sie einige unverständliche Worte.

Reggfield ging auf den Tisch zu und untersuchte die Sache, die seine Neugier erregt hatte. „O,“ sagte er erschrocken, „mein Aschbecher.“ Er begann, wie vorher Serena, die einzelnen Stücke aneinander zu halten und machte dieselbe Entdeckung, daß sie durchaus nicht passen wollten.

„Es thut mir so leid,“ sagte Serena traurig.

„Ja,“ erwiderte er, „wenn das deine Beschäftigung von heute morgen gewesen ist, so muß ich wirklich gestehen, daß eine andere mir mehr Freude gemacht hätte. Wie hast du es angefangen, kleine Geye?“

„Ich habe den Becher nicht selbst zerschlagen,“ antwortete Serena; „Susanne hat es gethan. Sie hat sich mit dem Burschen gezannt, und als dieser sie eine dumme Susse nannte, warf sie ihm vor Aerger das erste beste vor die Füße, was ihr in die Hände kam, und das war unglücklicherweise dein Becher.“

„Nun warte,“ sagte Reggfield, „das zornige Fräulein will ich kurieren. Von mir soll sie sich die „dumme Susse“ wohl gefallen lassen.“

Er wollte hinausgehen, aber Serena hielt ihn zurück. „Schilt sie nicht, Erich,“ bat sie; „das arme Mädchen ist sehr unglücklich über den Vorfall und hat so bitterlich geweint, daß ich gar nicht wußte, wie ich sie beruhigen sollte.“

Unschlüssig blieb Reggfield stehen und erwiderte: „Wäre es nur nicht gerade dieser Becher gewesen! Es ist das einzige greifbare Andenken an meinen Vater, das ich habe.“

„O,“ sagte Serena kummervoll, „es thut mir leid, daß ich der Deute nicht Herr werden kann. Gewiß, wenn ich sie richtig zu behandeln verstünde, dann würde dergleichen nicht vorkommen.“

Reggfield schob schnell die Trümmer seines kostbaren Bechers zurück und sprach begütigend: „So war es nicht gemeint, Liebchen. Wie kommst du dazu, dir die Schuld an diesem Unglück beizumessen?“

„Ja, es ist meine Schuld,“ antwortete Serena in demselben bestürzten Tone; „ich müßte doch als Herrin gegen die Deute auftreten können, aber ich kann es nicht. Wenn sie sich alle drei so zanken, und Susanne so schreit und weint, dann wird mir immer himmelangst. Oft ist alles, was ich thun kann, daß ich nicht mitweine.“

Reggfield lachte. „Disziplin verstehst du nicht zu halten, das habe ich allerdings schon gemerkt,“ sagte er. „Aber beruhige dich; ich verlange es auch nicht. Du gefällst mir so weit besser. Nur einen Wunsch hätte ich: Du mußt nicht auch mir mit deinen Bitten die Kraft lähmen, wenn durch meine Vermittelung einmal das wohlverdiente Strafgericht über die widerspenstige Bande hereinzubrechen droht. Und jetzt lache wieder, Liebchen, und denke nicht mehr an den Becher. Sieh, dieses große Stück will ich mir davon aufheben; dann kann ich mir lebhaft vorstellen, wie er aussah.“

„Du bist so gut, Erich,“ sagte Serena und lehnte sich an ihn.

„Glaubst du das?“ fragte er. „Nun höre, was ich dir noch zu erzählen habe. Ich bringe dir heute eine Einladung zu einer großen Gesellschaft, der ersten, die deiner wartet.“

Diese Nachricht lenkte Serenas Sinn in eine andere Bahn und die nächsten fünf Minuten vergingen unter Fragen und Ausrufungen ihrerseits.

Während Reggfield ihre Wißbegier befriedigte, suchte öfter ein verstohlenes Nächeln um seinen Mund, als belustigte ihn ein heimlicher Gedanke. „Serena,“ sagte er endlich, „weißt du auch, daß man diese Gesellschaft nur deinetwegen giebt?“

„Meinetwegen?“ wiederholte sie erstaunt. „Wie ist das möglich?“

„Weil alle Welt vor Begierde brennt, dich kennen zu lernen,“ antwortete er.

Ihr harmloser Sinn konnte das nicht ganz verstehen, und sie bat um eine Erklärung.

„Nun,“ sagte er und lächelte wieder, „die Leute möchten gern die kleine Gere sehen, der es gelungen ist, den stolzen Reggfield zu bezwingen.“

„Ich hätte dich bezwungen?“ fragte sie und schüttelte leise mit dem Kopf.

Da schloß er sie fast stürmisch in seine Arme und küßte sie.

An dem Abend, an welchem die Gesellschaft stattfinden sollte, erschien Barrnbeß bei dem jungen Paare. Er konnte von der alten, lieben Gewohnheit nicht lassen, seinen Freund abzuholen und mit ihm gemeinsam die Freuden der Gesellschaft zu genießen. Auch zwischen ihm und Serena bestand bereits ein ganz freundschaftliches Verhältnis; er war schon häufig ihr Gast gewesen und sein frisches, munteres Wesen hatte ihre anfängliche Schüchternheit bald überwunden.

Jetzt standen die beiden Freunde in Reggfields Zimmer und verfolgten mit ihren Blicken die anmutige Gestalt der jungen Frau, die in den Nebenräumen voll hausmütterlichen Eifers noch ab und zu ging.

„Barrnbeß,“ begann Reggfield plötzlich, „du hast mir einmal gesagt, du begriffest mich nicht, wie ich für ein Paar Mädchenaugen und einen Liebestraum das Erbe meiner Väter opfern könnte. Begreifst du es nun?“

„Ja, ich begreife es,“ antwortete Barrnbeß kurz, ergriff einen auf dem Schreibtisch liegenden Kalender und fing an, darin zu blättern.

„Ich habe eine Bitte an dich,“ sagte Reggfield nach einer Weile wieder. „Du weißt, es läßt sich nicht umgehen, daß ich meine Frau in die Gesellschaft einführe, aber es wird bei diesem ersten Male bleiben, wenn man ihr nicht den Platz einräumt, den ich für sie beanspruche. Nun möchte ich jedoch nicht gern warten, bis ich selbst über die Absicht der Gesellschaft aufgeklärt werde, denn folgerichtig müßte dann auch meine Frau etwas merken von dem, was ihr verborgen bleiben soll. Du hast außer deinen scharfen Augen auch ein scharfes Ohr, und ich bitte dich, beides heute abend für mich zu gebrauchen. Hörst du ein Urtheil, welches mich beleidigen müßte, so sage es mir. Ich komme dann sofort um meine Verletzung ein.“

„Ich werde auf dem Posten sein,“ antwortete Barrnket, „du kannst dich auf mich verlassen.“

Und er hielt Wort. Als das junge Paar spät nach Mitternacht die festlichen Räume wieder verließ, gab er ihnen das Geleite und blieb noch einen Augenblick am Wagenschlag stehen. „Alles in Ordnung, Reggfield,“ sagte er halblaut, „du kannst bleiben.“

Ein Lächeln des Triumphes glitt über Reggfields Gesicht. Er wandte sich zu Serena und flüsterte: „Kleine Sere.“

Sie hörte nur die Liebkosung heraus. Ihr Gesicht glühte und tiefaufatmend lehnte sie sich in die Polster zurück.

„Erich,“ sagte sie, „jetzt bin ich so müde, als wäre ich mit dem Vater drei Meilen durch den Wald gegangen.“

„Das wundert mich nicht,“ entgegnete Reggfield; „wenn man auf dem Wege ist, eine Ballkönigin zu werden, so kann es ohne einige Anstrengung nicht abgehen.“

Serena lachte. „Nie hätte ich gedacht, daß es auf einem Balle so vergnüglich sein könnte,“ sagte sie. „Das Tanzen war schön, Erich, es war wunderschön.“ Sie schwieg eine Weile, dann plötzlich sagte sie: „Fräulein von Sengern thut mir recht leid.“

„Warum?“ fragte Reggfield etwas betroffen.

„Weil sie krank ist, und — weil sie diesen Bruder hat.“

„Gefällt dir der Baron Sengern nicht?“

„O ja,“ antwortete sie zögernd, „er war sehr unterhaltend. Aber denke dir, er fragte mich unter Lachen, was Jesus für ein Mann wäre.“

„Wie in aller Welt seid ihr auf dieses Thema gekommen?“ rief Reggfield erstaunt.

Sie erzählte ihm den Zusammenhang.

Da lächelte er und wiederholte: „Was ist das für ein Mann?“

„Erich,“ sagte sie fast erschrocken, „du weißt es doch?“

„Vielleicht,“ antwortete er, „aber du könntest es mir noch einmal sagen.“

Einen Augenblick sann sie nach, dann sprach sie: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn — der mich verlornen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels — Nicht wahr?“ unterbrach sie sich, „das weißt du?“

„Ja,“ antwortete er, „das habe ich einmal gelernt, aber da ich schon viel länger von der Schulbank herunter bin, als du, so habe ich es wieder vergessen.“

Sie schüttelte leise mit dem Kopf. „Gelernt habe ich nur den Wortlaut,“ sagte sie, „doch ich weiß und glaube es, so lange ich denken kann, auch Maria und Vater und Mutter und alle, die ich kenne.“

„Nur dein Mann nicht,“ fügte Reggfield im stillen hinzu und versank in Nachdenken.

Serena weckte ihn daraus mit der Frage: „Kennst du Fräulein von Sengern?“

„Ja, gewiß kenne ich sie,“ antwortete er. „Aber, warum kommst du noch einmal auf sie zurück?“

„Sie thut mir so leid,“ sagte sie wieder. „Wenn sie mich mit ihren großen Augen ansah, hatte ich das merkwürdige Gefühl, als müsse ich ihr etwas abbitten, vielleicht, daß ich so glücklich bin, und sie ist krank. Ihr Bruder sagte, er wollte nächste Woche mit ihr nach Italien abreisen, weil sie sich hier nicht erholen könne.“

Reggfield fühlte sich sonderbar bewegt. Er wollte etwas erwidern, fand aber das rechte Wort nicht. So beugte er sich nur zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre unschuldige Stirn.

Nach einigen Tagen schlug das Wetter um. Der Schnee wurde grau und schmutzig und floß endlich als trübes Wasser die Gassen und Rinnen hinab. Auf den Straßen war es schlüpfrig, und wenn die Dragoner des Morgens vorbeizogen, so waren die Beine der Pferde und nicht selten auch die der Reiter mit Schlamm bespritzt. Es sah nicht schön aus. Dann kamen gewaltige Stürme. Sie peitschten das träge Wasser im Stadtgraben und rissen den Deuten die Hüte von den Köpfen. Aber wohlthätig waren sie doch; denn sie schafften den Unrat fort und setzten die Erde rein und glatt, damit der jugendschöne Herrscher, dessen Gerölde sie waren, seinen Einzug halten konnte.

An einem Morgen zu Anfang März, als die Dragoner schon vor elf Uhr vorbeigerückt waren, stand Serena noch immer am Fenster, obwohl kein blauer Schimmer mehr zu sehen war. Die Sonnenstrahlen fielen in ihr Zimmer und füllten es mit goldigem Lichte; sie umspielten den blinkenden Käfig, und machten den kleinen Kanarienvogel darin springen und jauchzen, als wäre die ganze Welt sein eigen. Draußen beschien die Sonne trockene Pflastersteine und graue Dächer. Zu beiden Seiten des Stadtgrabens stand eine doppelte Reihe von Bäumen, aber dahinter sah man wieder Häuser, wunderschöne Häuser mit Spiegelscheiben

und Balkons, doch graue Dächer hatten auch sie. Die Sonne kehrte sich nicht daran; wie sie über Böse und Gute schien, so lachte sie auch über die kahlen Bäume und grauen Dächer, und der blaue Himmel lachte, und die kleinen, weißen Wölkchen lachten, die wie Schwäne dort oben im Aethermeer schwammen. Recht leicht und lustig waren sie, diese Wölkchen; sie segelten und riefen: „Komm mit, komm mit,“ und wenn man ihnen nachsah, dann wachte im Herzen die Sehnsucht auf, unbeschreibliche Sehnsucht und Wanderlust. Die Wölkchen aber zogen weiter.

Ein kleiner Vogel kam an das Fenster geflogen. Es war nur ein Sperling, doch auch er hielt seine Person für wichtig und freute sich seines Lebens. Die Sonne hatte den bleiernen Fenstersims außen gar schön durchwärmt, und machte ihn glänzen wie reines Silber. Der kleine Vogel setzte sich darauf, zog die Beinchen an, streckte die Flügel aus und drehte sich um sich selbst in ausgelassener Luft. „Wiet, wiet,“ sang er dazu. Dann schlug er mit den Flügeln. „Wiet, wiet,“ sang er noch einmal, und dann flog er weiter.

Serena hatte erst die Wölkchen und nun den Vogel so aufmerksam beobachtet, daß sie Zeit und Ort darüber vergaß. Sie hörte nicht, wie im Nebenzimmer die Thür ging und ein elastischer Schritt über den Teppich kam; sie wachte erst auf, als sich ein Arm um ihre Schulter legte und zwei lachende, fröhliche, blaue Augen sie ansahen.

„So tief in Gedanken, Serena, daß du sogar mein Kommen nicht hörst?“ fragte Reggsfield. Sie antwortete nicht sogleich, und er setzte sich auf das breite Fensterbrett und erzählte ihr, wie herrlich es draußen sei, wie mild die Luft, und wie Joffi Frühlingslaunen bekommen und mit ihm habe durchgehen wollen. „Beinahe hätte ich es ihm erlaubt,“ schloß er; „daran war der verführerische Sonnenschein schuld.“

„Und draußen im Walde werden jetzt die Schneeglöckchen blühen,“ murmelte Serena traumverloren.

Er sah sie prüfend an und erhob warnend den Zeigefinger. „Du, du, was ist das? habe ich dir nicht verboten, Heimweh zu bekommen?“

Da schüttelte sie die Locken, wie um die Sehnsucht los zu werden, und dann schmiegte sie sich an ihn. „Meine Heimat ist, wo du bist,“ sagte sie.

„Aber deine Gedanken sind bei den Schneeglöckchen, die bei mir nicht blühen,“ setzte er hinzu. „Du bist ein böses Kind.“ Er

wollte noch mehr sagen, doch das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause anhielt, ließ ihn verstummen.

Sie sahen beide hinunter. Dort stand eine glänzende Equipage. Die edlen Rosse schäumten ins Gebiß und warfen die Köpfe, daß weiße Flocken über sie hin flogen. Kutscher und Diener trugen eine dunkelgrüne, mit Gold verschnürte Livree, und auf dem Wagenschlag prangte ein großes Wappenschild mit einer Krone darüber.

Reggfields Miene verdüsterte sich merklich bei diesem Anblick. Er sah noch, wie der Diener den Schlag öffnete und eine Dame herausstieg. Dann eilte er vom Fenster hinweg. Als Serena ihm folgen wollte, winkte er heftig mit der Hand und rief: „Bleib', Kind; das ist nichts für dich.“

Etwas befremdet blieb sie stehen.

Reggfield aber öffnete selbst die Entree-Thür und führte die Dame schweigend in sein Zimmer. „Alice,“ sagte er dann, „was bringt dich her?“

„Also so weit ist es schon gekommen, daß du dich wunderst und erschrickst, wenn deine einzige Schwester dich besucht,“ erwiderte die Baronin. „Was mich herführt, fragst du? Ich reise meinem Manne entgegen, der als Abgeordneter in Berlin ist. Der Onkel wünschte, daß ich einige Tage bei ihm Station mache. Heute reise ich weiter. Ich habe den Wagen eine Stunde früher bestellt, weil ich es nicht über mich vermochte, die Stadt, in der mein Bruder lebt, zu berühren, ohne ihn gesehen zu haben. Das bringt mich her.“

„Ich danke dir, Alice,“ sagte Reggfield und ergriff ihre Hand mit warmem Druck. Dann nahmen sie beide Platz, und es entstand eine Pause.

Endlich brach die Baronin in die Worte aus: „Erich, was hast du gethan!“

„Ich habe das Glück gefunden,“ antwortete er.

Sie bewegte unglaublich den Kopf. „Das denkst du jetzt,“ sagte sie, „wenn aber der Rausch verfliegen ist und die Ernüchterung eintritt, dann wird auch die Leere eintreten, und du wirst dich unglücklich fühlen.“

„Was für einen Rausch meinst du?“ fragte Reggfield.

„Nun,“ antwortete sie, „es sieht dir ganz ähnlich, daß du etwas Unerhörtes und Widersinniges thust, nur um zu beweisen, wie du jeder Autorität spottest.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Reggfield wieder. „denkst du, ich hätte Serena nur geheiratet, um dem Onkel zu

trogen? O Alice, was für ein Ungeheuer müßte ich sein, wenn ich ein unschuldiges und vertrauendes Kind meiner Nachsicht opfern wollte!"

"Aus welchem Grunde hast du sie dann geheiratet?" fragte die Baronin.

"Ich fürchte, über diesen Punkt werden wir uns niemals einigen," entgegnete er, "denn wenn ich dir sage, ich habe aus Liebe um sie geworben, so verstehst du das nicht."

"Nein," erwiderte sie, "ich verstehe nicht, wie man sich ein Gefühl derartig über den Kopf wachsen lassen kann, daß die ganze Existenz darüber in Frage gestellt wird."

"Du siehst etwas zu schwarz," sagte Reggfield; "meine Existenz wird nicht in Frage gestellt, wenn ich auch die Reichtümer von Storrinet verscherzt habe. Mir bleibt das Vermögen, welches unsere Eltern hinterlassen haben, und da auch meine Frau nicht mittellos ist, so reicht es aus, um uns ein sorgenfreies Leben zu sichern."

"Du täuschst dich," erwiderte die Baronin; "du bist gewöhnt, nicht nur sorgenfrei, sondern großartig zu leben und das Geld gering zu achten. Denke an deine oft unsinnigen Wetten, an deine kostspieligen Liebhabereien und teuren Reisen."

"Das alles," entgegnete er, "sind Versuchungen, die für mich aufgehört haben, solche zu sein, seit ich weiß, daß mein Leben einen Inhalt und Zweck hat."

"Wo ist deine Frau?" fragte die Baronin. "Zeige sie mir, da sie nun doch deine Frau ist."

"Nein, ich werde sie dir nicht zeigen," erwiderte Reggfield; "sie soll durch meine Schuld nie erfahren, daß es Menschen giebt, denen ihr Dasein ein Dorn im Auge ist."

"Ob es dir immer gelingen wird, diese Erkenntnis von ihr fern zu halten, bezweifle ich," sagte die Baronin. "Mir, deiner Schwester, war es möglich, zu vergessen, daß du in freblem Mutwillen die Bande zerreißen wolltest, die dich an uns knüpfen, der Dunkel aber kann das nicht. Was du ihm angethan hast, das kann er dir nie verzeihen, und Gott wolle verhüten, daß du einmal in die Lage kommst, seine Hülfe anrufen zu müssen. Er würde kein Erbarmen mit dir haben, selbst wenn du ihn auf deinen Knien batest."

"Dieser Fall dürfte sich schwerlich jemals ereignen," antwortete Reggfield. "Ich auf meinen Knien vor Karl Sigismund!" Er lächelte. Doch mit tiefem Ernste fuhr er fort: "In den schweren Tagen und Wochen, die meinem jetzigen Glück vorangingen, habe ich Dankbarkeit gegen unsern Oheim empfunden, Dankbarkeit dafür, daß er mich nicht gelehrt hat, ihn

zu lieben. Der Kampf, den ich mit mir selbst zu bestehen hatte, wäre mir sonst noch schwerer geworden."

Die Baronin antwortete hierauf nicht; sie sah schweigend vor sich nieder. Als sie dann wieder sprach, legte sie ihre Hand auf des Bruders Arm, wie um den weiteren Worten Nachdruck zu geben. „Erich," sagte sie, „diese Frau muß eine listige Kokette sein, daß sie dich wilden Unband so ganz mit Leib und Seele fangen konnte."

Reggfield sprang von seinem Stuhle auf. Er öffnete die Lippen zu einer Entgegnung und schloß sie wieder, that einige Schritte nach der Thür und blieb wieder stehen.

Die Baronin sah ihm mit stummer Erwartung zu.

Jetzt schien sein Schwanken überwunden; mit raschem Entschluß öffnete er die Thür. „Serena," rief er laut, „komm her zu mir."

Noch schneller, als sie für gewöhnlich schon seinem Rufe folgte, war sie zur Stelle.

Er legte schützend den Arm um sie, und so führte er sie zu der Baronin, die sich langsam erhob. „Serena," sagte er, „dies ist meine Schwester."

Die Ueberraschung färbte ihr Stirn und Wangen mit fliegender Röte. Vergebens suchte sie nach einem Worte, nur ihre schönen, glänzenden Augen sprachen, und die Baronin wurde von der Wahrheit dieser Sprache ergriffen. Sie neigte sich der Lieblichen entgegen und berührte ihre Rippen mit einem Kusse. Daur wandte sie sich zum Gehen. „Meine Zeit ist abgelaufen," sagte sie, „ich möchte den Zug nicht versäumen."

Nun aber begann Serena Einwendungen zu erheben. Voll kindlichen Eifers hat sie, die liebe Schwägerin solle doch wenigstens ihre Häuslichkeit in Augenschein nehmen. Diese Art von Besuch einer so nahen Verwandten ging über ihr Begriffsvermögen.

Reggfield beschwichtigte sie mit einigen scherzenden Worten. Er selbst nahm seine Mütze und begleitete seine Schwester zur Bahn. Unterwegs blieb das Gespräch auf neutralem Gebiete. Reggfield fragte nach den Kindern und nach seinem Schwager, und die Baronin fragte nach Varrnef. Storrinek und Serena wurden nicht mehr erwähnt. Nur, als die Geschwister von einander Abschied nahmen, fragte Reggfield: „Mice, laßt du kein Wort mehr für mich?"

„Ja," antwortete sie ernst, „du hast unrecht gethan, Erich, sie aber hat keine Schuld."

„Ich danke dir," sagte er herzlich, und dann wurden die Coupee-Thüren zugeschlagen und der Zug rollte fort.

Als Reggfield wieder seine Wohnung betrat, fand er Serena, in seinem Zimmer sitzend, auf dem Plaze, den vorher die Baronin innegehabt hatte. Sie eilte ihm entgegen, wie sonst, nur ihre Augen begrüßten ihn sehnsüchtig.

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. „Woran hast du denn gedacht, mein Liebling?“ fragte er. „Du siehst so ernst aus.“

Sie antwortete nicht sogleich; erst nach einer Weile sagte sie ganz unvermittelt: „Erich, deine Schwester mag mich nicht.“

Er fuhr betroffen zurück; dann lächelte er und erwiderte: „Du irrst dich, Serena. Ihr wart euch fremd, und Alice ist keine Natur, die leicht aus sich herausgeht. Doch ihr Herz hast du gewonnen, wie du alle Herzen gewinnst.“

„Aber sie denkt,“ fuhr Serena fort, „daß ich nicht für dich passe, und daß du mich lieber nicht hättest heiraten sollen. Und sie hat wohl auch recht; ich bin so klein, so unbedeutend, so unwissend —“

„Nicht weiter,“ unterbrach sie Reggfield und schloß ihr den Mund mit einem Kuß. „Wie kannst du solche Schmähungen gegen meine Frau aussprechen!“

Sie machte sich sanft von ihm los. „Erich, wenn ich nun wirklich nicht für dich passe?“ fragte sie, und Thränen zitterten an ihren Wimpern.

„Habe ich dir das schon einmal gesagt?“ fragte er. „Wie oft soll ich dir noch versichern, daß ich ein Herz brauche wie das deinige, rein, unschuldig und voll hingebender Liebe? wem glaubst du mehr: Einer unklaren Ahnung, die deinem allzu bescheidenen Sinn entspringt, oder meinem klaren, bestimmten Worten.“

„Deinen Worten,“ antwortete sie und sah durch Thränen lächelnd zu ihm auf.

„So ist es recht,“ sagte er. Dann begann er ihr zu erzählen von seiner Schwester, seinem Schwager und den Kindern, die mit solchem Enthusiasmus an ihm hingen. Auch den Grund, warum seine Schwester ihren Besuch nur so knapp bemessen konnte, erklärte er ihr.

Das Rollen eines Wagens, welcher vor dem Hause anhielt, machte auch diesmal der Unterhaltung ein Ende. Ueber Serenas Gesicht glitt ein leiser Schreck. Reggfield aber stand auf und führte sie mit sich zum Fenster. Wieder hielt unten auf der Straße eine Equipage. Ein kleiner, zierlicher Wagen war es jetzt; zwei Scheckenponies schüttelten ihre buschigen Mähnen, und ein kleiner Rutscher in grüngoldner Livree hielt ihre Zügel.

„Sieh,“ sagte Reggsfield, „ich habe längst bemerkt, daß die einsamen Stunden, in denen mich der Dienst fesselt, nicht für dich taugen. Da fehlen dir die Schneeglöckchen und deine zahllosen gefiederten Pfleglinge. Eine Menagerie kann ich dir leider nicht halten, aber versuche es einmal mit Pferden. Diese Ponies sind fromm; du wirst sie bald lenken lernen, und dann, wenn das Heimweh über dich kommt, läßt du dich von ihnen in die Weite führen. Die Probefahrt machen wir heute. Wir wollen sehen, ob draußen im Walde die Schneeglöckchen blühen, und morgen nehmen wir Maria mit hierher, wenn die Eltern sie uns geben. Was meinst du dazu?“

Sie flog ihm jubelnd in die Arme und rief: „O Gric, Gric, du bist zu gut!“

„Bin ich das?“ fragte er, während es wie Nührung durch sein Herz schlich. Er preßte sie an sich und fügte leise hinzu: „Gott wolle mir helfen, daß ich dich allezeit glücklich mache, du süßes, liebes Sonnenkind!“



Elftes Kapitel.

Vier Jahre waren ins Land gegangen. Sie hatten manches verändert, Bestehendes umgestürzt und Neues geschaffen. Den deutschen Landen hatten sie den französischen Krieg gebracht, und unsere tapferen Scharen waren hinausgezogen, geführt von Preußens siegreichem Könige. Blut und Leben hatten sie eingesetzt, um das teure Vaterland vor seinem Erbfeinde zu schützen, und die Frucht aller der Opfer war die Wiederaufrichtung des einigen, deutschen Reiches gewesen.

Auch von unseren Freunden waren viele mit hinausgezogen, und mancher war nicht wieder heimgekehrt. Einer der ersten, die ihr junges Leben auf dem Schlachtfelde aushauchten, war Ernst von Sengern, der flotte Student. Als bei dem Kampfe um die Spicherer Höhen seine Kompagnie immer mehr zusammenschmolz, als ein Führer nach dem andern fiel, hatte er, der Fühnrich, zuletzt die wenigen Uebriggebliebenen um sich gesammelt und gesagt: „Kameraden, wenn ich falle, laßt die Fahne nicht in Feindeshand kommen.“ Dann war er vorangestürzt, die Fahne in der Hand, den Weg zum Tode. Als er sank, riß der nächste die Fahne aus seiner Hand und stürmte weiter, und so ging es fort, so lange noch eine Hand da war, um das wehende Banner zu tragen. Man fand es später unter einem Haufen von Toten; die Tapferen hatten ihr Sieges- und Ehrenzeichen buchstäblich mit ihren Leibern gedeckt, keine Feindeshand hatte es berührt.

Barnbek war bei Mars la Tour schwer verwundet worden und hatte den Feldzug nicht weiter mitgemacht. Er lag wochenlang in einem Feld-Lazarett, und als er transportfähig geworden war, schickte man ihn in die Heimat zurück. Zwar war er zum

Rittmeister ernannt worden, aber lange Zeit blieb es zweifelhaft, ob er je wieder dienstfähig werden würde.

Meggfield war dem Siegeszuge der deutschen Truppen bis vor die Thore von Paris gefolgt. Er schien gegen die mörderischen Kugeln gefeit zu sein; sie streiften ihm die Mütze und töteten unter ihm den lustigen Fokki, aber er selbst blieb unverfehrt.

Unterdessen lebten die Seinen daheim in Angst und Sorgen. Jedes Zeitungsblatt versammelte die Bewohner des Forsthauses um den Oberförster, um aus seinem Munde entweder Hoffnung oder Schrecken zu vernehmen. Der Kreis hatte sich um ein Glied verändert: die treue, sorgliche Mutter hatte das stille Waldhaus mit einer noch stillern Wohnung vertauscht. Dort schlummerte sie und hörte nichts mehr von Krieg und Kriegsgeschrei. An ihrer Statt saß ein kleines, blondlockiges Mägdlein zu den Füßen des Oberförsters und unterbrach die ernsthaften Berichte zuweilen mit der unschuldigen Frage: „Großvater, haben sie meinen Papa totgeschossen?“

Doch der, nach dem sie fragte, kehrte heim, sonnengebräunt, auf fremdem Roß, das eiserne Kreuz auf der Brust. Auch er war Rittmeister geworden. Dann hatte er die frühere Garnison für zwei Jahre mit einer anderen vertauschen müssen, die ihn mit Weib und Kind weitab von der alten Heimat führte. Während der Zeit besuchte Barrnbef die verschiedensten Heilquellen, um Genesung zu finden, und als Meggfield in die Provinzial-Hauptstadt zurückversetzt wurde, meldete auch er sich wieder zum Dienst und zum Gang an seines Freundes und Kameraden Seite in gleichem Schritt und Tritt.

Es ist jetzt der Herbst des fünften Jahres seit Meggfields Verheirathung mit Serena, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Dieselbe Wohnung, die das erste, sonnige Glück des jungen Baares gesehen hatte, ist auch jetzt der Schauplatz der Ereignisse. Wir finden Serena in dem nämlichen Zimmer, in welchem sie damals stand, als unten auf der Straße der Meggfield-Marsch gespielt wurde. Die vier Jahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, aber sie waren freundlich mit ihr verfahren; sie hatten, was noch knospenhaft an ihr gewesen, zu voller blühender Schönheit entfaltet. Mit Entzücken ruhte das Auge auf ihr.

Neben ihr saß Maria. Auch sie hatte sich verändert; der träumerisch verschleierte Blick war dem klaren Blick eines zielbewußten Geistes gewichen. Sie hatte jetzt keine Zeit mehr zum Träumen. Seit Frau Charlottes Tode lagen die Fäden der Haushaltung in ihrer Hand, und sie regierte sie mit demselben freundlichen Ernst und der edlen Ruhe, die über ihre ganze

Erscheinung ausgegoßen war. Zuweilen noch nannte der Oberförster sie „Vergißmeinnicht“, aber es lag jetzt ein anderer Klang in dem Wort, und Maria zuckte nicht mehr schmerzlich zusammen, wenn der Name ihr Ohr traf. Erst vor kurzem, als sie zu einem mehrwöchigen Besuch bei den Geschwistern aufgebrochen war und ihren Vater unter der Obhut einer ältlichen Verwandten zurückgelassen hatte, rief er ihr noch nach: „Vergiß mein nicht!“ Sie lächelte, wenn sie daran dachte. Und nun befand sie sich bei „Reggfields“. Das Verhältnis, in welchem sie zu den Geschwistern stand, war eigentümlich. Alle selbstjüchtigen Wünsche, alle Eifersucht und Bitterkeit waren längst verstummt; unlösbar vereint erschienen und lebten für sie Reggfield und Serena, aber ebenso unlösbar war auch sie an jene beiden geknüpft, und was auch immer in dem Hause am Stadtgraben sich ereignen mochte, in ihrem Herzen fand es ein Echo.

„Horch, Erich kommt,“ sagte Serena jetzt und ließ ihre Handarbeit in den Schoß sinken. „Ich höre seinen Schritt auf der Treppe.“

Gleich darauf tönte der schrille Klang der Thürlocke, und dann flogen die Thüren auf, und herein flatterte ein kleines Wesen in lichten Kleidern mit wehenden, lichten Locken. Ihm auf dem Fuße folgte Reggfield. „Maria Agnes Gräfin zu Reggfield belieben sich auf der Straße herumzutreiben,“ sagte er heiter. „Ich habe die wilde Hummel eingefangen.“

„Nein, ich habe dich gefangen, Papa,“ antwortete das Töchterchen mehr drollig als respektvoll. Darauf flatterte sie weiter zu den beiden Damen, um diesen die merkwürdige Geschichte zu erzählen, wie sie der Marianne entwischt und auf die Straße heruntergelangt sei, wie dann der Papa gekommen und sie ihn durch die Hausflur und die Treppe hinauf gesagt habe bis vor die Thür.

Maria Agnes war nach ihrer Patentante so genannt worden. Um aber Verwechselungen zu vermeiden, wurde sie nur mit dem zweiten der beiden Namen gerufen, wie Maria mit dem ersten. Sie vereinte die schlanke Gestalt des Vaters mit der leichten Anmut der Mutter, hatte Reggfields blondes Haar geerbt und Serenas dunkle Augen. So war sie, lebhaft und flug zugleich, ein liebreizendes Geschöpf, wohlgeeignet, um zärtliche Elternherzen zur Nachsicht mit ihren gelegentlichen Unarten zu verleiten.

Reggfield hatte sich unterdessen in einen bequemen Stuhl geworfen, reckte und streckte die Glieder und seufzte dazu. „Es ist eine schwebende Hitze heute,“ sprach er, „schieß zum Ersticken.“

„Wir werden ein Gewitter bekommen,“ sagte Maria, indem sie nach dem Himmel blickte.

„Sni,“ entgegnete Reggfield, und um seinen Mund zuckte es wie unterdrücktes Lächeln, „es wäre ein schöner Tag, um so fünf bis sechs Stunden durchs Land zu reiten, wie?“

Die beiden Damen sahen ihn aufmerksam an, und Serena fragte: „Was hast du vor, Erich?“

„Nun,“ erwiderte er, „ich werde wirklich fünf Stunden reiten. Es handelt sich um eine Meldung an den kommandierenden General, der heute in B. eintrifft. Ich soll die Meldung überbringen.“

„Erich,“ sagte Serena etwas unwillig, „ich weiß nicht, warum man gerade dich immer zu außergewöhnlichen Diensten nimmt. Das ist nicht hübsch vom Herrn Kommandeur.“

Wieder zuckte es um Reggfields Lippen. „Stelle ihn darüber zur Rede, kleine Seren, wenn du ihn das nächste Mal siehst,“ sagte er; „aber für jetzt bleibt dir nichts anderes übrig, als mich reiten zu lassen. Und wenn Marias Gewitter nicht einen Querstich macht, so könnt ihr mir ja am Abend mit den Ponies entgegenkommen.“

So ritt er nach dem Mittagsmahl wirklich von dannen. Aber kaum war er fort, als Barrneß erschien. „Ist Reggfield noch hier?“ fragte er. „Ich bringe neue Ordre für ihn. Es hat mit der Meldung Zeit bis morgen.“

Serena war über diese Nachricht sehr betrübt. „Wären Sie doch eine Viertelstunde eher gekommen,“ sagte sie. „Nun muß mein Mann in so drückender Hitze umsonst reiten.“ Und dann wiederholte sie ihre Klage, warum der Oberst gerade immer ihn zu solchen Aufträgen verwendete.

Bestürzt fragte Barrneß: „Hat Ihnen Reggfield denn das nicht gesagt? Er reitet ja nur statt meiner. Da ich jetzt die Würde eines Regiments-Adjutanten bekleide, so war es meine Sache, die Meldung zu überbringen. Aber weil ich mit meiner Gesundheit doch immer noch etwas auf gespanntem Fuße lebe und sie eine derartige Anstrengung sehr übel nehmen würde, hat mein guter Reggfield sich zum Stellvertreter erboten. Er ist eben ein opferwilliger Freund, wie man keinen zweiten findet.“

„Wenn Sie sich selbst zu nennen vergessen, Herr Rittmeister,“ sagte Maria.

Währenddessen trabte Reggfield munter vorwärts. Am Himmel zog es sich zusammen, erst hellgrau, dann dunkelgrau und zuletzt beinahe schwarz. Eine unheimliche Stille lag über der Natur. Ungefähr eine Meile hinter der Stadt bog der Weg in ein Gehölz ein, und Reggfield hinderte sein Pferd nicht, als es jetzt die schnelle Gangart in eine langsame umwandelte. Die Hitze war fast unerträglich und legte sich lähmend auf alles

Lebendige. Behutsam schritt der Kappe dahin; seine Tritte verhallten auf dem weichen, mit Nadeln besäten Boden.

Der Reiter war nachdenklich geworden. „Sechs Jahre,“ murmelte er, „beinahe sechs Jahre schon sind es her, als ein Gewitter mir den Weg zum Glück wies. Warum spiehst du die Ohren, Kappe? Nicht du warst es, der mich damals durch Sturm und Regen trug; das war mein alter, treuer Fokki; mit dem kannst du dich nicht messen. Deine Landsleute haben ihn erschossen, und darum mußt du preussische Dienste nehmen.“

Nun brach der Sturm los. Mit furchtbarer Gewalt raste er daher und bog die Bäume wie schwache Gräser. Ein Drachen, Sausen und Rauschen ging durch die Lüfte; Blätter und Zweige flogen in tollem Tanz und wirbelten vor den Augen des Pferdes, das ängstlich die Rippen blähte.

Keggfield faßte die Zügel fester; er kannte das schreckhafte Tier. Es begann zu steigen, es schraubte und schlug aus und versuchte auf alle Weise, den Reiter abzuwerfen. Als ihm das nicht gelang, sondern ihm nur empfindlichen Druck der Sporen eintrug, drehte es sich im Kreise herum. Der Reiter hieb auf den störrischen Rappen ein. Da schoß er vorwärts, plötzlich und unaufhaltsam mit dem Sturme um die Wette.

In einiger Entfernung blinkte ein Bach; eine Brücke führte darüber hin. Kurz ehe Keggfield sie erreichte, lenkte er mit aller Kraft zur Seite, und in mächtigem Sprunge setzte das Pferd mitten in den Bach hinein. Nun stand es, keuchend und am ganzen Leibe zitternd; das hoch aufspritzende Wasser hatte seine Sitze gekühlt.

Keggfield klopfte ihm beruhigend den Hals, aber die Worte, welche er sprach, waren nicht liebevoll. „Türkisches Vieh,“ sagte er, „zu solchen Gewaltmitteln muß man bei dir keine Zuflucht nehmen, du hast lauter Franzosenblut in den Adern. Wir werden uns nie vertragen können.“ Er ritt einigemal in dem seichten Wasser auf und ab, dann lenkte er den Uferrand hinauf und setzte die unterbrochene Reise fort.

Als er das Ende des Gehölzes erreicht hatte, konnte der Blick wieder frei Umschau halten. Ringsum starrten die Wolkensmassen in bleigrauer Färbung. Leise grollte schon der Donner, und einer feurigen Schlange gleich zuckte zuweilen ein Blitz zur Erde nieder.

Aber was war das? Durch das Geheul des Sturmes drang noch ein anderer Laut an das Ohr des Reiters. Es klang wie der Hufschlag wilder Rosse und wie der angstvolle Hüffruf menschlicher Stimmen. Keggfield hielt an und spähte in die Dämmerung hinaus. Deutlicher wurde der Ton, und jetzt flog

eine Equipage um die Biegung der Chaussee. Was für ein Anblick! Zügellos, ohne Kutscher, rasten zwei Schimmel daher, und hinter sich her rissen sie einen Wagen, dessen Räder kaum noch den Erdboden zu berühren schienen.

Ohne zu zaudern, schwang Reggfield sich aus dem Sattel, band seinen Rappen an den nächsten Baum und eilte vorwärts. Er fürchtete, mit der Rettung zu spät zu kommen; denn jede Sekunde erwartete er, den Wagen umstürzen und zerschellen zu sehen. Näher und näher jauchte das Gefährt. Jetzt trat er ein wenig zurück, und in dem Augenblick, als die rasenden Tiere an ihm vorüber stürmen wollten, warf er sich ihnen entgegen und erfaßte glücklich die schleppenden Zügel. Er wurde zu Boden gerissen und eine kurze Strecke weit geschleift. Dann noch ein Ruck und die Rosse standen.

Der Aufschrei eines von Todesfurcht befreiten Menschen schlug an sein Ohr. Er sprang auf seine Füße und sah zurück, um zu erfahren, wen er gerettet habe. Zwei Insassen nahm er in dem offenen Wagen wahr. Der eine, ein Herr, stand in vorgebeugter Haltung, als wäre er im Begriff gewesen, sich über die Wagenthür zu stürzen, der andere, eine Dame, lehnte aschfarben und mit geschlossenen Augen in den Polstern. Es waren Augustin und Esther von Sengern.

Sprachlos starrten die beiden Männer einander an. Sie hatten sich nicht gesehen seit jenem Ballfeste bei dem alten Präfidenten; Sengerns Reise nach dem Süden, der Krieg und Reggfields Versekung hatten ihre Wege getrennt. Und nun ein Wiedersehen unter solchen Umständen.

Endlich rief Augustin überwältigt: „Herr Graf, welcher Engel hat Sie hierher geführt, um uns das Leben zu retten?“

„Vielleicht Gott im Himmel selbst,“ antwortete Reggfield nach oben deutend. Er brachte hierauf das teilweise zerrissene Geschirr in Ordnung, so gut es gehen wollte, und übergab die Zügel dem inzwischen abgestiegenen Augustin. Dann trat er an den Wagenschlag. Noch immer lehnte Esther in den Kissen, still und regungslos. Es mochten eigene Gedanken sein, die Reggfield beim Anblick des bleichen Mädchens bewegten. „Fräulein Esther!“ sagte er.

Der Klang seiner Stimme gab ihr das Bewußtsein wieder. Mühsam richtete sie sich auf und öffnete die Augen. Als sie den Retter erkannte, entfloß ein seltsamer Laut ihren Lippen.

Er sprach nichts, er streckte ihr nur die Hand entgegen, und sie reichte ihm die ihre. Aber in dem Augenblick, als sich beide Hände berührten, flammte ein Blitz auf, und unmittelbar darauf

folgte ein knatternder Donnerschlag. Die Schimmel wurden von neuem unruhig.

„Raten Sie mir, lieber Graf, was ich thun soll,“ sagte Augustin leise.

Reggfield kehrte zu ihm zurück. „Wie kam es überhaupt zu dieser Katastrophe?“ fragte er, „wo ist der Kutscher?“

„Ich glaubte sie allein regieren zu können,“ antwortete Augustin etwas beschämt. „Aber die Bestien wurden gleich beim Beginn des Unwetters scheu, und so wird es mir jetzt wieder gehen.“

„Nein,“ sagte Reggfield, „jede Minute muß der Regen kommen, und wenn die Tiere nur erst naß sind, dann legt sich auch ihre Wildheit.“

„Aber meine Schwester,“ wandte Augustin ein, „wie soll ich sie vor dem Regen schützen?“

Reggfield stand einen Moment unschlüssig und überlegte. Dann rief er: „Erlauben Sie,“ sprang auf den Wagen und ergriff die Zügel. Hoch erfreut folgte ihm Augustin; er schien das erwartet zu haben. In schlanke Trabe ging es die Chaussee hin. Als sie den Rappen erreichten, der laut wiehern die lichtfarbigen Gefährten begrüßte, hielt Reggfield an und sagte zu Augustin: „Einer von uns beiden muß ihn reiten. Wollen Sie es thun? Er ist gezähmt für heute.“

Mit sauer süßer Miene fügte sich Augustin den Worten. Er bestieg den ungeduldig scharrenden Rappen und sprengte neben dem Wagen her.

Mehr und mehr trieb Reggfield zur Eile an. Wieder jagten die Schimmel, daß ihre Mähnen und Schweife wie Schleier wallten. Aber Esther saß jetzt völlig aufrecht da, die Lebensfarbe kehrten auf ihre Wangen zurück, und ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit zog in ihr geängstigtes Herz. Wie konnte sie sich auch ferner fürchten, da sie an dem Rollen der Räder verspürte, wie ganz und gar abhängig die Rosse von seinem Willen waren.

Längst schon fuhren sie im Gehölz. Jetzt rauschte und klopfte es auf den Blättern; der Regen kam und einzelne schwere Tropfen fielen bereits durch das Laubdach. Fröstelnd zog Esther ihren Shawl um die Schultern. Da lenkte Reggfield plötzlich vom Wege ab und fuhr eine Strecke quer durch das Holz. Nach ungefähr fünf Minuten erblickten sie vor sich eine Art Schuppen, rohes Mauerwerk mit einem Dach von Baumstämmen. Eine Seite war offen, und der Wagen fuhr hinein in das romantische Asyl.

„So!“ rief Reggfield herabspringend, „hier, mein gnädiges Fräulein, sind Sie geborgen und sicher, auch vor dem Einstüßigen.“ Dann schritt er auf Augustin zu. „Ich würde Ihnen aber doch raten, hier nur das Beste abzuwarten; das nächste Dorf ist nur eine Viertelmeile entfernt. Und nun erbitte ich meinen Franzosen zurück.“

„Wollen Sie uns verlassen, Herr Graf?“ riefen Augustin und Esther zugleich.

„Ich muß,“ erwiderte er; „ich habe ohnehin schon Zeit verloren, und wenn es sich um einen Dienst handelt, gelten keine Rücksichten, auch wenn man sie nehmen möchte.“

„Bleiben Sie hier, Herr Graf,“ bat Esther. „Uns haben Sie gerettet, und Sie wollen nun hinaus in das schreckliche Wetter. Sehen Sie doch, wie es regnet. Sie werden ja durch und durch naß.“

„Nur bis auf die Haut,“ gab er gut gelaunt zur Antwort.

„Bleiben Sie hier,“ bat Esther wieder. „Wenn Sie uns verlassen, — ich werde zittern um unsern Retter.“

„Thun Sie es nicht,“ sagte er freundlich und reichte ihr die Hand zum Abschied. Dann schwang er sich in den Sattel, verneigte sich noch einmal und sprengte hinaus in den plätschernden Regen. Durch beschleunigtes Tempo suchte er die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Das Gewitter wogte hin und her; bald war es ferner, bald näher, und jedesmal, wenn die Donner stärker rollten, stuchte der Rappe und machte einen neuen Versuch, seine Gangart nach eigenem Gefallen zu gestalten. Aber jetzt knickte er mit dem rechten Hinterfuß plötzlich ein, und gleich darauf ertönte ein verächtliches Klappern. Die Untersuchung, welche Reggfield sofort anstellte, ergab kein erfreuliches Resultat, es war kein Zweifel, das Pferd verlor ein Eisen. Nun mußte er langsam bis ins nächste Dorf reiten, um dort den Schaden reparieren zu lassen.

Die Schmiede, vor der er hielt, war zugleich ein Wirtshaus. In dem offenen Thorweg stand ein Wagen, und aus dem Stalle klang Rossgewieher. Von der Werkstatt her tönte gedämpftes Hämmern. Reggfield führte sein Pferd dorthin und brachte sein Begehren vor. Der Meister selbst, mit ruhigem Schurzfell und ruhigen Armen, trat heraus und prüfte den Fall.

„Es darf nicht lange dauern, Meister,“ sagte Reggfield; „ich habe Eile.“

„Nicht länger, als nötig ist,“ antwortete der ehrsame Schmied. „Gehen der Herr Rittmeister nur in die Wirtsstube; ist schon ein Herr drinnen, der das Wetter abwarten will.“

Keggfield sah ein, daß es angenehmer sein würde, im Trocknen zu warten, als hier draußen im Regen; darum ging er. Aber kaum waren seine Blicke auf den Mann gefallen, der in der Mitte der Stube stand, als er sich auch schon wieder zur Umkehr wandte. Da wurde sein Name gerufen. Steif und starr blieb er stehen.

„Weißt du nicht, wer es ist, der dich rief?“ fragte der Fremde.

„Es ist der Herr Reichsgraf von Storrinet,“ antwortete Keggfield mit militärischem Gruß.

„Es ist deines Vaters Bruder,“ sagte Karl Sigismund.

Eine Aenderung ging in Keggfields Mienen vor. Er kam einige Schritte näher und fragte: „Was hat meines Vaters Bruder mir zu sagen?“

„Der Reichsgraf, den du eben nanntest, würde anders mit dir reden, Erich Keggfield,“ sprach Karl Sigismund; „ihn hast du tödlich beleidigt. Dein Oheim aber, unter dessen Augen du aufgewachsen bist, hat die Ueberzeugung behalten, daß andere sich deinen augenblicklichen Trost zu nütze gemacht haben, und daß du vielleicht der weniger strafbare Teil bist. Darum habe ich gewartet.“

„Gewartet?“ wiederholte Keggfield, „auf was?“

„Auf die Wiederkehr deiner Besinnung. Nur in einem unzurechnungsfähigem Zustande konntest du thun, was du gethan hast. Du kannst nicht so ganz vergessen haben, was du dir selbst und unserm Hause schuldig bist.“

„Ich habe nichts gethan, was meine Selbstachtung geschädigt hätte,“ antwortete Keggfield, „und da ich mit dem, was du unser Haus nennst, gebrochen habe, so bitte ich, dieses unerquickliche Gespräch aufzugeben. Ich dulde nicht, daß verächtlich von Menschen gesprochen werde, die mir teuer sind.“

„Wer trägt die Schuld, daß ich sie nicht so achten kann, wie sie's vielleicht verdienen?“ fragte Karl Sigismund. „Wer hat sie auf einen Platz gezerret, wo sie mir verhaßt und im Wege sein müssen?“

Sinister entgegnete Keggfield: „Ich gebe zu, daß ich deinen Zorn verdient habe, du magst von deinem Standpunkte aus recht haben. Aber niemals werde ich diesen Standpunkt gut heißen und noch viel weniger ihn zu dem meinen machen.“

„Beh in dich, Erich,“ antwortete Sigismund warnend; „lehre um, so lange es noch Zeit ist. Denke, daß statt meiner dein Vater hier vor dir stände. Auch er würde von dir verlangen, daß du die Fesseln, die du selbst dir geschmiedet hast, zer-

brichst und dahin zurückkehrst, wohin du von Gottes und Rechts wegen gehörst. Soll unser Geschlecht untergehen?"

"Vergebens lockst du mich," erwiderte Reggfield. "Selbst wenn ich nicht halb so glücklich wäre, wie ich es bin, würde ich doch nimmermehr mein Wort brechen, mit dem ich am Altar mich verpflichtet habe."

"So muß ich dich zwingen," sagte der Graf ruhig. "Eine Ehe, die ohne die Zustimmung, ja sogar gegen den ausdrücklichen Willen des Familienoberhauptes geschlossen wurde, ist ungültig, und ich werde nicht rasten und ruhen, bis diese unsere Familienbestimmungen auch die öffentliche, gesetzliche Anerkennung gefunden haben."

"Und weißt du, was meine Antwort hierauf sein wird?" fragte Reggfield. Er war dicht vor ihn hingetreten, und seine Augen sprühten. "An dem Tage, wo du es wagst, meine Ehre anzutasten, werde ich das Letzte von mir werfen, was mich noch an dich fettet. Stand und Namen. "Ja, müßte ich selbst des Königs Rock ausziehen — ich kann mir allenfalls als Musikant mein Brot verdienen. Als schlichter Bürger werde ich hinauswandern mit Weib und Kind, aber als ein freier, ehrlicher Mann."

"Als ein Abenteuerer," sprach Karl Sigismund.

"Zimmer noch besser ein Abenteuerer, als ein ehrloser Graf," antwortete Reggfield. Doch das Maß seiner Selbstbeherrschung war nunmehr erschöpft. Beband vor Zorn und Erregung verließ er das Zimmer, ohne seinen Oheim noch eines Abschiedswortes zu würdigen.

"Bleibe hier, Erich," rief Karl Sigismund mit dröhnender Stimme.

Er war schon draußen. Vor der Werkstatt ging er auf und ab, unablässig den Meister zur Eile treibend. Und als der letzte Hammerschlag gethan war, schwang er sich in den Sattel, und zum zweitenmale an diesem Tage sprengte er ungestüm hinaus in Donner und Bliz.

Karl Sigismund stand am Fenster und sah ihm nach. "Ein echter Reggfield!" murmelte er. "Und sollte es sein halbes Leben kosten, er muß zurück."



Zwölftes Kapitel.

Sell und golden schien am andern Tage die Sonne, und unter ihren Strahlen verschwanden die Spuren des gestrigen Unwetters; die Wege trockneten, und die Blumen richteten ihre gesenkten Köpfelein wieder in die Höhe. Aber es schien, als wäre der Herbst jetzt zum Durchbruch gekommen, so rein und klar, fast scharf war die Luft und erfüllt von jenem unbestimmbaren Dufte, der der fruchtetragenden Jahreszeit eigen ist.

Die schöne, reine Luft wehte auch zu den geöffnerten Fenstern der Reggfieldschen Wohnung herein und umspielte mit erquickendem Hauche die junge Gräfin, die etwas blaß und matt in einem Lehnstuhl saß. Sie hatte eine sorgenvolle Nacht durchlebt. Ihr Gemahl war nicht heimgekehrt, denn der General hatte ihm, der ziemlich erschöpft bei ihm anlangte, befohlen, bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Mergstlich warteten Maria und Serena Stunde um Stunde, während draußen das schier endlose Gewitter tobte. Deftter als einmal war Serenas Blick von Thränen verdunkelt worden. Barrnbeck, der am Abend noch einmal vorsprach, war untröstlich über den Kummer, dessen unschuldige Veranlassung er gewesen sei. Er wollte sich sogleich aufs Pferd werfen und dem Vermißten nachreiten, nur die dringenden Vorstellungen der beiden Frauen, daß sie ja dann um zwei zu sorgen hätten, hielten ihn zurück.

Doch jetzt war alles wieder gut. Die achte Morgenstunde hatte Reggfield zurückgebracht, und er war so liebevoll gewesen, so reumütig über die Angst, die er verursacht hatte; eine eigentümlich weiche Stimmung schien ihn zu beherrschen. Nun saß er da, das Cello zwischen den Knien, und spielte, von Maria

begleitet, eine Symphonie, die er selber komponiert hatte. Mit glücklichem Lächeln lauschte Serena den Melodien, die des geliebten Mannes Seele entstiegen waren und die seine Hand so zaubervoll den Saiten zu entlocken wußte. Zu ihren Füßen saß die kleine Agnes, ebenso andächtig lauschend. Das Kind hatte einen regen Sinn für die Töne. Sie waren fast das einzige, was den Wildfang zum Stillstehen bewegen konnte.

Die friedliche Familien-Szene wurde gestört durch den Burschen, der den Baron und das Fräulein von Sengern meldete. Etwas unzufrieden legte Reggfield sein Instrument beiseite, und Maria schloß das Klavier. Da traten auch schon die Gäste herein. Esther begrüßte die Damen nur mit einer Verneigung, dann eilte sie auf Reggfield zu und rief: „Herr Graf, heute müssen Sie annehmen, was Sie gestern durch Ihr eiliges Entrinnen ver-eitelten, den Dank für die Rettung unseres Lebens.“

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, legen Sie der Sache nicht solche Wichtigkeit bei,“ erwiderte Reggfield. „Es war ja nur einfache Menschenpflicht, die ich erfüllt habe.“

„Nun,“ sagte Esther mit feinem Lächeln, „da Sie mich abweisen, so muß ich mich an die nächste Instanz wenden; denn Sie können nicht verlangen, daß der Dank mir das Herz abdrücken soll.“ Und sie näherte sich Serena. „Frau Gräfin, Sie werden es gern hören, wenn ich Ihnen Glück wünsche zu dem edeln, ritterlichen Gemahl, den Sie Ihr eigen nennen.“

Da Serena um das Vorgefallene nicht wußte, klang aus der Antwort, die sie gab, Verwunderung und eine Frage. Es schien Esther nicht unangenehm, daß sie hierdurch Gelegenheit fand, ausführlich von dem zu erzählen, was seit gestern ihre Gedanken beschäftigte. Als sie geendet hatte, streckte ihr die junge Gräfin in aufwallender Empfindung die Hände hin und rief: „O Fräulein von Sengern, wenn mein Mann Ihnen das Leben gerettet hat, dann müssen wir beide uns ja lieb haben.“

„Können Sie mich denn lieb haben?“ fragte Esther leise.

Serena sah ihr freundlich in die Augen und erwiderte: „Erinnern Sie sich noch des Abends, an dem wir uns zuerst begegneten, und wie Sie mir damals sagten, ich wäre glücklich, Sie aber wären krank? Sie sahen recht düster aus, als sie das sagten, und doch fühlte ich mich da schon zu Ihnen hingezogen. Mir war, als ob zwischen uns eine geheime Verbindung bestehe.“

Ein langer, forschender Blick war Esthers Antwort, und da jetzt Augustin herantrat, der inzwischen mit Reggfield und Maria gesprochen hatte, so wurde ein weiteres Zwiegespräch vereitelt.

Der Baron von Sengern brachte bald eine jener glänzenden Unterhaltungen in Gang, in deren Führung er Meister war. Er erzählte von der Pracht des Südens und streifte nur leicht die Erinnerung an den Krieg.

Serena war es, die von neuem darauf zurückkam. „Wieviel ist in den vier Jahren geschehen, wo wir uns nicht gesehen haben!“ sagte sie.

„Ja,“ erwiderte er, „vier Jahre sind keine lange Frist, und doch haben sie Wunderbares geschaffen; sie haben einen Thron gestürzt und einen andern aufgerichtet, blühende Menschenleben ins Grab gezogen und unscheinbare Knospen in bezaubernde Blüten verwandelt.“

Esther war unterdessen bei der kleinen Agnes niedergekniet und hatte versucht, ihre Freundschaft zu gewinnen. Als sie sich wieder aufrichtete, waren ihre Augen feucht. Und dann beim Abschied wandte sie sich an die beiden Schwestern und sagte, ganz gegen alles Ceremoniell: „Wenn sie einem Menschen eine Freude machen wollen, so erwidern Sie meinen Besuch bald.“ Hätte Reggfields Schwester sie gesehen, sie würde wieder gesagt haben: „Noch zu lebhaft, zu ursprünglich in ihren Neußerungen.“ Aber es war eine warmherzige Art, sich zu geben, der man die Theilnahme nicht verweigern konnte.

„Was für ein lebenswürdiges Mädchen ist Fräulein von Sengern!“ sagte Maria, als die Thür sich hinter dem Besuch geschlossen hatte.

Reggfield begleitete die Gäste noch bis an die Treppe. Sie waren schon die erste Stufe hinuntergestiegen, da fragte er, wie denn den Schimmeln das gestrige Abenteuer bekommen sei. „Prächtige Tiere,“ fügte er hinzu; „ich habe selten ein solches Gespinn gesehen.“

„Darf ich sie Ihnen zum Geschenk machen?“ fragte Augustin schnell. „Sie haben gestern ihren Herrn gefunden. Es sind echte Araber, wilde Wüstenkinder, die eine feste Hand brauchen.“

Betroffen war Reggfield zurückgewichen. „Nein, nein,“ rief er, „das nehme ich nicht an, nimmermehr; Sie wollen mich ablohn.“

„Wir können Sie niemals ablohn,“ entgegnete Augustin.

Und Esther fragte: „Sind nicht zwei Menschenleben ein paar Pferde wert! Sie müssen sie annehmen, Herr Graf, wenn Sie uns nicht kränken wollen;“ und um alle weiteren Einwendungen abzuschneiden, eilten die Geschwister fort. Reggfield kehrte nachdenklich in die Wohnung zurück.

Serena kam ihm entgegen. Sie schmiegte sich an ihn und fragte: „Erich, warum erzählst du mir nie, wenn du eine edle

That gethan hast? Auch daß du gestern nur an Herrn von Barrnbek's Stelle geritten bist, hast du mir verschwiegen."

"Soll ich prahlen?" fragte er. "Du siehst ja, Liebchen, die edlen Thaten gelangen auch ohne mein Zutun zu deiner Kenntniß."

Noch an demselben Tage trafen die Schimmel ein. Zwar runzelte der junge Graf die Stirn, aber er konnte doch Bewunderung und Freude nicht unterdrücken, als er nun vor den schönen jungen Rossen stand. Wie sie die Köpfe warfen und mit den feinen Hufen stampften! Feuer lag in jeder Bewegung, und doch gehorchten sie heute der lieblosenden Hand ebenso willig, wie gestern der eisernen. "Blitz und Donner sollt ihr heißen," sagte Reggfield, indem er sie streichelte.

"Erich," sagte da Maria, die mit Serena und der kleinen Agnes ebenfalls in den Hof gekommen war, "was wirst du jetzt thun? Fünf Pferde kannst du nicht unterhalten."

"Frage mich nicht," antwortete er etwas verstimmt; "ich kann die Sache nicht ändern. Ein Geschenk, in dieser Weise gegeben, darf man weder zurückweisen noch verkaufen."

Maria schwieg, doch sie erhielt unerwarteten Succurs. Säbelrasselnd erschien Barrnbek. "Was ist das?" rief er, "hat sich des Phöbus Göttergespann hierher verirrt?" Als er den Zusammenhang erfuhr, war er entzückt. "Ei der tausend, das nenne ich einmal artig von unserm langen Raban. Weiß sich immer musterhaft zu benehmen; das muß der Neid ihm lassen. Aber du, Reggfield, du bist doch ein Prachtferl; nimmst einem invaliden Freunde die Arbeit ab und rettest dann so nebenher noch ein paar Menschenleben. Ich freue mich, daß deine Aufopferung so anständig belohnt worden ist. Sieh nur, sieh" — und nun betrachtete der Reiteroffizier wieder die beiden Pferde — "wie sie sich tragen! Und der Fuß — wie fein gefesselt!" Das ist Klasse. Dagegen nehmen sich dein Franzose und auch mein Ali aus wie ein paar Klepper." Dann rief er plötzlich: "Höre, Reggfield, das ist aber zuviel; du hast ja jetzt fünf Pferde im Stall."

"Nicht mit meinem Willen," sagte Reggfield.

"Da muß Rat geschafft werden," fuhr Barrnbek fort. "Den Franzosen kannst du nicht entbehren, denn die Schimmel sind ein paar Wagenpferde, und sie zu trennen, wäre einfach Frebel. Also die Ponies müssen fort."

"Nein," sagte Reggfield, "das geht nicht; die Ponies müssen bleiben."

"Gm, hm. Fünf Pferde kann ein Rittmeister nicht ernähren, wenn sie ihn nicht selber auffressen sollen."

„Die Ponies gehören meiner Frau,“ antwortete Reggfield.
„Um so besser,“ sagte Barrnbef; „da komme ich noch eher zum Ziel.“

„Aber ich wünsche es nicht,“ entgegnete Reggfield; „ich will nicht gewinnen, wo sie verliert.“

Doch Barrnbef blieb unbeirrt. „Nobel sein, ist ganz gut,“ sprach er, „und sich ins eigene Antlitz schlagen, ist nicht gut. Laß mich nur machen.“ Er ging auf Serena zu und fragte: „Nicht wahr, Frau Gräfin, ich habe recht?“

„Ich glaube, Sie haben immer recht,“ antwortete sie etwas kleinlaut.

„Einverstanden,“ sagte er. „Wollen Sie nur gnädigst geruhen, mich zu Ihrem Geschäftsführer zu ernennen und mir Vollmacht zu geben, dann besorge ich binnen acht Tagen einen tadellosen Käufer.“

Serena warf einen Blick nach dem Stall, wo die Tierchen standen, die ihr so lieb geworden waren. Sie schwieg.

Barrnbef verstand, was der Blick zu bedeuten hatte. Er sagte: „Lassen Sie uns hineingehen und die Ponies taxieren.“ Aber als sie nun beide allein waren, stellte er sich vor sie hin und sprach mit freundlichem Ernste: „Nicht sentimental sein, Frau Gräfin! Sollen wir nachher unter Gewissensbissen leiden, wenn Ihr Herr Gemahl sich verrechnet hat?“

Da war das Schicksal der kleinen, kurzbeinigen Gesellen entschieden. Ihre Herrin strich ihnen über die buschigen Mähnen und fragte nur noch: „Aber Sie werden dafür sorgen, daß sie's gut haben?“

Nach einer Woche, wie er versprochen hatte, ließ sich der Herr Rittmeister wieder bei der Frau Gräfin melden, um ihr die Kaufsumme einzuhändigen. Es waren hundertundfünfzig Thaler. Er erzählte noch, daß der nunmehrige Besitzer der Ponies ein kleiner Prinz sei, dem sie zu seinem zehnten Geburtstage beschert werden sollten. Dann ging er, ohne seinen Freund gesprochen zu haben; er hielt es für besser, wenn Serena ihm die Mitteilung vom Verkauf überbrachte.

Die Geldrollen in der Hand, betrat Serena das Zimmer ihres Mannes. „Erich, hier bringe ich das Geld,“ sagte sie.

Reggfield aber bewegte abwehrend die Hand. „Ich will nichts davon wissen,“ antwortete er. „Was du ohne meinen Willen angefangen hast, das bringe nun auch zu Ende.“ Und als sie betrübt und unschlüssig stehen blieb, fuhr er fort: „Es war nicht nötig, die Sache so zu übereilen; die Ponies hätten gut nebenbei bestehen können.“

„Herr von Barmbeck meinte —“ begann Serena schüchtern. Er fiel ihr ins Wort und sagte: „Barmbeck dehnt zuweilen seine Privilegien zu weit aus; er bebormundet jetzt nicht nur mich, sondern auch dich.“

„Was soll ich denn nun mit dem Gelde machen?“ fragte sie.

„Was du willst,“ antwortete er. „Gieb es deinem Vormund und Geschäftsführer, oder verwalte es selbst; nur laß mich damit in Ruhe.“

Sie unterdrückte einen Seufzer und ging mit ihren gewichtigen Rollen wieder hinaus, um sie einstweilen in ihren Schreibstisch zu verschließen.

Der Besuch, den sie und Maria in den nächsten Tagen bei Esther machten, hatte wieder gegen alles Ceremoniell eine baldige Einladung zur Folge. Esther selbst überbrachte sie und ließ mit Bitten nicht nach, bis auch das Kommen der kleinen Agnes bewilligt wurde. So wanderten sie an einem schönen Septembertage alle drei nach dem Sengernschen Hause und bewunderten die Pracht, die hier innen wie außen entfaltet war.

Esther führte ihre Gäste umher. Sie standen jetzt in ihrem Zimmer vor dem lebensgroßen Porträt eines Jünglings, das mit einem Lorbeerkranz umwunden war.

Serena, die sich des munteren Studenten erinnerte und von ihrem Gemahl die Geschichte seines Geldentodes erfahren hatte, betrachtete das Bild mit lebhafter Teilnahme.

„Ob es wohl immer so geht, daß man den Wert der Menschen erst dann erkennt, wenn sie selbst nicht mehr sind?“ fragte Esther, indem sie auf das Bild deutete. „Als er lebte, konnten wir uns nicht vertragen, und jetzt —“ sie stockte, und eine Thräne erglänzte in ihrem Auge.

„Ja,“ sagte Serena, „wenn unsere Lieben uns genommen sind, dann erst erkennen wir, was wir an ihnen gefehlt und versäumt haben, und das ist schmerzlich. Auch ich habe das erfahren, als meine Mutter starb.“

„Sie, Frau Gräfin?“ fragte Esther. „Ich kann mir nicht denken, daß Sie wegen Fehler und Versäumnisse sich anklagen müßten.“

„Wir alle irren und sündigen,“ antwortete Serena, „und Gott weiß, wie sehr ich seiner Gnade bedarf.“

Esther sah sich um; sie waren beide allein. Die kleine Agnes, die an dem Bilde nichts Besonderes sehen konnte, und der das Stillstehen beschwerlich deuchte, hatte ihre Tante mit sich fortgezogen.

„Nicht wahr, Frau Gräfin, Sie sind glücklich?“ fragte Esther.

„Ja,“ antwortete Serena, „sehr glücklich.“ Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „So glücklich, wie ich wünsche, daß auch Sie es werden möchten.“

Behmütig schüttelte Esther den Kopf. Sie standen eine Weile schweigend neben einander, und dann fragte sie noch einmal: „Frau Gräfin, glauben Sie wohl, daß es Menschen geben kann, die das Gefühl, überflüssig zu sein, bis zum Verzweifeln drückt?“

Serenas Herz wallte über von Mitleid. Sie wünschte Maria herbei, die auf dem Gebiet des Tröstens besser zu Hause war, als sie, und doch war die einfache Antwort, die sie gab, gerade das, was Esther brauchen konnte. „Gott würde Sie ja nicht erschaffen haben, wenn Sie überflüssig wären,“ sagte sie.

Während vor dem Bilde des früh Verstorbenen diese Wechselreden geführt wurden, wanderten Maria und Agnes von Zimmer zu Zimmer, staunend, bewundernd und plaudernd. Sie gelangten zuletzt in einen großen Saal, in den nicht weniger als fünf Thüren mündeten. Hier hielten sie sich eine geraume Zeit auf; es gab gar soviel zu sehen. Da waren Bilder und Figuren, seltsame Geräte und fremde, wunderbare Pflanzen. Aber als sie nun den Rückzug antreten wollten, ergab sich eine große Verlegenheit; sie wußten nicht, durch welche Thür sie gehen müßten. Ratlos standen sie bald vor dieser, bald vor jener und wagten nicht, sie zu öffnen, aus Furcht, an einen unrichten Ort zu gelangen.

Endlich hüpfte Agnes kühn entschlossen auf eine beliebige Thür zu und sagte: „Die war's.“

„Rein,“ sagte Maria, „die war es nicht.“

„Ja, ja, Tante,“ widersprach die Kleine, „du kannst es glauben, ich weiß es ganz genau.“

Zwar gebot ihr Maria, zu bleiben, aber Agnes war keine Freundin von unbedingtem Gehorsam. Sie erhob sich auf die Fußspitzen, streckte die Hand aus und drückte die Klinke herab. Mit lautem Geräusch sprang die Thür auf gerade in dem Augenblick, als Maria die kleine Unfolgsame erreicht hatte und zurückziehen wollte.

Ein großes, sonniges Zimmer bot sich ihrem Blicke dar. Die eine Wand war ganz bedeckt mit hohen Regalen voll Bücher; auf dem Tische in der Mitte stand ein mächtiger Globus, und an dem Schreibtisch von Eichenholz saß ein Herr in schwarzem Anzuge, mit schwarzem Haar und Bart, und schrieb.

Ganz verblüfft starrte Agnes auf das unerwartete Bild. Aber als jetzt der schwarze Herr ihr sein Antlitz zuwandte, war es mit ihrer Fassung zu Ende. „Das ist ja der schwarze Mann, Tante!“ rief sie und verbarg, laut aufschluchzend, ihren Kopf in die Falten von Marias Kleid.

Der schreibende Herr hatte sich erhoben. Das Komische der Situation drängte sich ihm auf und entriß ihn seinen tiefen Gedanken. Es zuckte um seinen Mund, als er fragte: „Kann ich der Tante irgendwie behülflich sein?“

„Ich heiße Maria Viriletti,“ antwortete sie, „und das hier ist meine kleine Nichte, Agnes Reggfeld. Entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir Sie gestört haben.“ Mit diesen hastig gesprochenen Worten hob sie das weinende Kind empor und wollte sich entfernen.

Doch der Bewohner des Zimmers kam ihr nach. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Weg zeige,“ sagte er. „Vermutlich sind die vielen Thüren schuld an dem Schrecken, den Sie gehabt haben.“

Sie dankte und eilte auf dem bezeichneten Wege davon. Ganz bestürzt und außer Atem langte sie mit ihrer jammernden Bürde bei den beiden anderen an.

Als Esther die Geschichte hörte, lachte sie, lachte so herzlich, daß sie sich auf einen Stuhl setzen mußte. „Sie sind bei meinem Vetter gewesen,“ rief sie. „O kleine Agnes, was machst du für Streiche!“

„Wohnt Ihr Herr Vetter immer in Ihrem Hause?“ fragte Serena.

„Ja, schon seit Jahren, und wir lassen ihn nicht wieder fort. Er ist der einzige, der den Schlüssel hat zu meines Vaters Innern und der ihn zu beglücken versteht. Ich wüßte nicht, wie es ohne ihn gehen sollte.“

Das schöne Wetter lockte ins Freie. In einer von Glycinen umrankten Laube ward ein Imbiß aufgetragen, der die ganze Sengernsche Familie vereinte. Fräulein Cäcilie kam mit flatternden Haubenbändern und flapperndem Schlüsselbund; Augustin kam, elegant und liebenswürdig wie immer. Zuletzt knirschten auf dem Kieswege die Räder eines Fahrstuhls. Der alte Baron saß darin, mit einem müden Lächeln auf den Lippen, und der den Fahrstuhl schob, war Doktor Berthold. Esther, die ihn vorstellte, konnte nicht umhin, einen neckenden Seitenblick auf Maria zu werfen, so daß diese erröthete. Der Doktor selbst blieb vollkommen ruhig und erwähnte des Vorfalles mit keiner Silbe.

Während das Gespräch sich um die verschiedenartigsten Dinge drehte, betrachtete Maria einmal die silberne Zuckerdose, die ein kleines Kunstwerk darstellte. In getriebener Arbeit war auf dem Deckel ein Stück altgriechischer Geschichte zu sehen, der Einzug des verbannt gewesenen Alcibiades in seine Vaterstadt Athen.

Esther, welche den Bewegungen Marias gefolgt war, deutete mit dem Finger auf die schöne Figur des Alcibiades und sagte: „Mein Ideal.“

„O,“ erwiderte Maria lächelnd, „dann bedauere ich Ihren Geschmack.“

„Warum?“

„Wie kann man einen Landesverräter zu seinem Ideal wählen!“

„Nun,“ sagte Esther, „er war klug, schön, tapfer und fürchtete sich vor nichts. Was wollen Sie mehr?“ Und als Maria noch immer lächelte, fuhr sie fort: „Ich gebe allerdings zu, daß mit dem Wort „Ideal“ viel Mißbrauch getrieben wird.“

„Ja,“ antwortete Maria; „wenn man der Sache auf den Grund geht, so hat es für alle Zeiten nur ein einziges Ideal gegeben, ein Wesen, das alle Vollkommenheiten in sich vereinigte. Was von anderen Menschen Großes und Edles erstrebt wird, ist doch immer nur ein schwaches Nachbilden dieses einzigen Ideals.“

„Tieffinnig klingt, was Sie sagen, mein Fräulein,“ bemerkte Augustin. „Und wie nennt sich das einzigartige Wesen?“

„Sie sollten lieber nicht danach fragen, Herr von Sengern,“ erwiderte Maria, der es unangenehm war, nun zum Mittelpunkt der Unterhaltung zu werden.

„Setzt machen Sie mich neugierig,“ entgegnete Augustin. „Ich bitte doch unterthänigst, uns nicht in Unwissenheit zu lassen. Wie heißt das Ideal?“

„Jesus Christus,“ sagte Maria ruhig.

„Ah so,“ erwiderte Augustin, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah gen Himmel.

Der unbehaglichen Pause, die dadurch entstand, machte Doktor Berthold ein Ende. Er nickte leicht mit dem Kopfe und sagte, zu Maria gewendet: „Sie haben Mut, Fräulein Biriletti.“

„Tadeln Sie mich?“ fragte sie etwas beklommen und sah zu ihm auf.

„Durchaus nicht,“ antwortete er; „ich bin Ihr Bundesgenosse, wenn Sie mich dafür nehmen wollen.“

Ehe die sinkende Sonne zur Rückkehr in das Haus nötigte, wurde ein Rundgang durch den kleinen, wohlgepflegten Garten unternommen. Anfangs blieben alle beisammen, doch bald

lösten sich einzelne Gruppen von der Gesamtheit und suchten auf eigenen Wegen Unterhaltung. Maria mußte dem Fräulein Cäcilie Rede stehen, wie sie im Forsthaufe, so fernab von aller Civilisation, die Wirtshaft führe. Die kleine Agnes ging zuerst sitzsam neben den Damen her, aber die Nähe Doktor Bertholds, der wieder den Fahrstuhl lenkte, ward ihr unheimlich; sie konnte ihm den erlittenen Schrecken nicht verzeihen. Darum hängte sie sich an Esther, die diese Gunstbezeugung des verwöhnten Komteßchens sehr freundlich aufnahm. Sie lief mit dem Kinde die Gartenwege hinauf und herab, suchte Steinchen und pflückte Blumen. Wie zwei Schmetterlinge gaukelten die beiden um die Beete; man sah ihre hellen Kleider bald hier, bald da.

Augustin blieb an Serenas Seite und begleitete mit ihr den Wagen des alten Herrn. Allein der schmale Weg verbot das bald, auch schien dem jungen Baron ein Gespräch zu vierein nicht sehr zu locken. Er maßigte seinen Schritt und machte seine Begleiterin auf einen Springbrunnen aufmerksam, der, munter plätschernd, ein marmornes Becken füllte. Es war nichts Außergewöhnliches daran zu sehen, Nymphen und wasserspeiende Löwenmäuler, wie sie so manchen Brunnenrand schmücken. Augustin benutzte den Brunnen auch nur dazu, zu einem anderen Thema überzugehen; er sprach von der sich selbst vernichtenden und ewig wieder erneuernden Natur.

Serena begnügte sich meist mit dem Zuhören; es war ihr vieles von dem, was er sagte, unverständlich. Zuletzt glaubte sie, eine Anspielung auf den frühen Tod seines Bruders herauszuhören.

„Wunderbar waltet oft das Schicksal,“ sagte er; „es rafft frische, hoffnungsvolle Jünglinge dahin, und lebensmüde Greise läßt es stehen.“

„Das können wir nicht begreifen,“ antwortete sie. „Aber Gott der Herr weiß wohl, warum er es so fügt.“

Augustin lächelte. „Frau Gräfin haben noch eine recht kindliche Weltanschauung,“ sagte er, „noch ebenso kindlich wie damals vor vier Jahren.“ Und als sie hierauf schwieg, fuhr er fort: „In jungen Jahren sieht das Leben so rosig und vielversprechend aus, darum ist es schließlich das Schlimmste nicht, jung zu sterben und die schöne Illusion ins Grab mitzunehmen. Wenn man älter wird, lernt man nur zu bald die Rehrseite der sogenannten Ideale kennen. Auch ich habe mein Ideal, dem ich nachstrebe — wie vorhin Fräulein Viriletti sagte —; alles, was schön ist unter der Sonne, wie z. B. die Blume, die Frau Gräfin in der Hand halten.“

Betroffen sah sie auf ihre Blume. Es war die leuchtende Blüte einer *Canna indica*. Esther hatte sie gepflückt und ihr gegeben. Sie drehte sie jetzt zwischen den Fingern hin und her und sann nach einer Antwort, während Augustin sie unverwandt betrachtete. Das Hinzukommen der anderen überhob sie endlich des weiteren Sinnens.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte am Abend die junge Gräfin zu ihrer Schwester, „ob es dir ebenso gehen würde, wie mir, wenn Herr von Sengern mit dir spräche.“

„Wie geht es dir denn?“ fragte Maria.

„Ich weiß nie, was er eigentlich meint, und es wird mir dabei so seltsam zu Mute, so —“

„Nun wie?“

„Ich kann es nicht recht ausdrücken; ich glaube, ich fürchte mich vor ihm.“

Zu derselben Stunde schritt Esther noch einmal durch den dämmerigen Garten. Der Schein der Gaslaternen fiel über die Mauer und dehnte die Schatten der Bäume und Pflanzen zu phantastischen Figuren. Verworrener Lärm schallte von draußen her. Ein Leiermann zog mit seiner Orgel vorüber. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin,“ klang es wehmütig schnarrend. Dann klangen die Töne leiser und ferner, immer ferner, bis der Straßenlärm sie ganz verschlang.

Esther ging mit gesenktem Haupte auf und ab. Einmal fiel ihr Blick auf einen matt leuchtenden Gegenstand, der am Wege lag. Sie bückte sich und hob ihn auf. Es war die *Canna indica*, die Serenas Hand entfallen sein mochte, als sie den Garten verließ. Nun lag sie hier und verwelkte. Sanft strich Esther über die zusammengerollten Blätter und versuchte, sie zu glätten. „Serena,“ flüsterte sie, „ja, ich muß dich lieben, ich will dich lieben; vielleicht macht mich das noch einmal besser.“



Dreizehntes Kapitel.

In einem Fenster des Wohnzimmers stand Maria und sah auf die Straße hinunter, wo soeben das prächtige Schimmelpaar davonstürmte. Sie zogen den kleinen, offenen Ponie-Wagen, der für die kraftvollen Pferde viel zu leicht war. Wie eine Feder rissen sie das zierliche Fahrzeug hinter sich her. Reggfeld führte die Zügel, und neben ihm saß Serena.

Als die Spazierfahrt geplant worden war, hatte es Reggfeld in Verlegenheit gesetzt, daß er nur eine seiner beiden Damen dazu auffordern konnte; mehr als zwei Personen faßte der Wagen nicht. „Erst die Frau, dann die Schwägerin,“ sagte er, „oder — muß es, da Maria unser Gast ist, umgekehrt sein?“

„Nein, laß es nicht umgekehrt sein,“ antwortete Maria; „ich warte gern, und wenn erst der neue Wagen fertig ist, kannst du deine ganze Familie aufladen.“

Und nun stand sie hier und sah den beiden nach. Die kleine Agnes entriß sie ihren Gedanken. Sie kam herein, beide Arme mit Puppen beladen, und sagte: „Tante, ich will mir eine Eisenbahn bauen; wir reisen weg.“

„Wohin denn?“ fragte Maria.

„In den Wald, zum Großpapa.“ Sie legte ihre Bürde der Tante in den Schoß und sagte dabei in mütterlichem Tone: „Habe gut acht auf sie, Tante, besonders auf Esther.“ Seit dem Besuch im Sengernschen Hause hieß ihre Lieblingspuppe Esther. Mit großer Anstrengung schleppte sie dann Stühle herbei und stellte sie auf, recht in Reihe und Glied. Auf jedem Stuhl nahm eine Puppe Platz, Agnes in der Mitte, in einen rotfarrierten Shawl

gehüllt. Nun mußte Maria pfeifen, und Agnes versuchte, durch das Schnarren eines zwanzigfachen „Nr“ das Rollen der Räder nachzuahmen. Der Zug ging ab.

Da ertönte die Entree-Glocke. „Es kommt jemand,“ rief Agnes, sprang aus dem rollenden Zuge heraus und lief, den roten Shawl hinter sich herschleppend, durch die offene Thür. Bald kehrte sie wieder, ganz ängstlich und bestürzt, und berichtete: „Tante, der schwarze Mann.“

„Der Schornsteinfeger?“ fragte Maria. „Seit wann kommt er durch das Entree?“

„Nein, der nicht,“ sagte Agnes, „der andere mit den vielen Büchern.“

„Wen meinst du?“ fragte Maria und wollte hinausgehen. Doch Agnes hielt sie mit einem Ausdruck des Entsetzens fest und flüsterte: „Geh nicht, Tante; er kommt ja schon, und wir sind ja bei ihm gewesen.“

Nun wurden im Nebenzimmer Schritte hörbar, dann fiel ein Schatten durch die Thür, und auf der Schwelle erschien Doktor Berthold.

Maria stand zuerst sprachlos. War es denn die Bestimmung dieses Mannes, sie jedesmal zu erschrecken?

„Verzeihen Sie,“ sagte jetzt seine tiefe Stimme, „ein so dreister Ueberfall lag nicht in meiner Absicht. Der kleine Vote hier“ — er deutete auf Agnes — „war aber durchaus stumm und ließ nur alle Thüren hinter sich offen, da glaubte ich eben, ich solle folgen.“

„Sie suchen vermutlich meinen Schwager,“ sagte Maria, die sich inzwischen gefaßt hatte.

„Nein, eigentlich suche ich Sie,“ antwortete er.

Das neue Erstaunen, welches diese Antwort in ihr hervorrief, verbarg Maria, indem sie den Gast bat, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen. Sie wandte sich nach ihrer Rechte um und sagte: „Komm mit, Agnes.“

Aber Agnes rührte sich nicht.

„Komm,“ sagte Maria noch einmal und hielt ihr die Hand hin.

„Ich mag nicht,“ erwiderte Agnes, „ich mag nicht zu dem schwarzen Mann.“

Erschrocken legte Maria ihr die Finger auf den Mund, doch die unartige Kleine befreite sich, schlang die Händchen trogig ineinander und kehrte dem Gaste den Rücken.

Nun griff Maria energisch zu. Sie zog sie nach der angrenzenden Kinderstube, und obwohl Agnes sich sträubte und heftig zu weinen anhub, ward sie dennoch hineingeschoben und

die Thür hinter ihr geschlossen. Dann kehrte Maria zu dem harrenden Besucher zurück. „Sie werden einen guten Begriff von uns beiden bekommen,“ sagte sie zu ihm, „von der Tante sowohl wie von der Nichte.“

„Es thut mir herzlich leid,“ antwortete er, „daß ich zum zweiten mal Kummer über das arme Kind gebracht habe und Verlegenheit über Sie, Fräulein Viriletti.“

Sie erröthete bei der Anspielung auf die seltsame Art ihrer ersten Bekanntschaft und erwiderte mit einem Versuch zu scherzen: „Das war heute die Vergeltung. Unsere Rechnung ist nun ausgeglichen.“

Als sie im Staatszimmer einander gegenüber saßen, hatte sie die Frage auf den Lippen, welches sein Begehren an sie wäre. Doch er kam ihr zuvor. „Mein Hiersein bedarf der Entschuldigung,“ sprach er. „Ich suche nämlich nach einem musikgeschichtlichen Werke. Nicht daß ich selbst ein großer Musiker wäre, aber ich soll einen Vortrag über Gluck halten und muß da bedenkliche Lücken in meinem Wissen ausfüllen. Der Buchhändler, bei dem ich nach dem Werke fragte, konnte mir nicht helfen; er sagte mir, wenn ich über Musik belehrt sein wollte, sollte ich nur zum Grafen Reggfeld gehen; dort würde ich finden, was ich brauche. Ich traf Ihren Herrn Schwager auf meinem Wege hierher, wie er mit seiner Frau Gemahlin spazieren fuhr. Er hielt an, und liebenswürdig, wie er immer ist, stellte er mir seine Bibliothek und seine Kenntnisse zur Verfügung. Einstweilen hat er mir den Titel eines Buches genannt und mich damit an Ihre Güte gewiesen.“

Nachdem auch Maria den Titel erfahren hatte, stand sie auf und ging nach Reggfelds Zimmer, das mit dem, in welchem sie sich befanden, durch eine große Flügelthür verbunden war. Der Gelehrte konnte ihr mit den Blicken folgen, wie sie den Bücherschrank öffnete und ohne langes Suchen oder Zögern einen Band herauszog.

„Gut bewandert,“ sagte er lächelnd, als sie ihm das gewünschte Buch überreichte. Eigentlich hätte er sich nun empfehlen können, aber er blieb noch; er fragte, wie ihr der Besuch im Hause seiner Verwandten bekommen sei.

Maria antwortete mit einer freundlichen Bemerkung über Esther.

„Ich möchte es meiner Cousine gönnen,“ sprach er, „wenn sie Ihre Freundschaft gewinnen könnte.“

„Hat sie keine Freundin?“ fragte Maria.

„O, ein halbes Duzend, glaube ich,“ erwiderte er, „aber doch keine, an die sie sich halten kann.“

„Ob ich eine solche abgeben würde?“ entgegnete Maria. „Ich bin still und einsam im Walde aufgewachsen und unbekannt mit dem, was das Leben in der Welt erfordert.“

„Aber der Grund, auf dem Sie stehen, ist ewig und einzig bleibend,“ antwortete er; „darum werden Sie feststehen, wenn andere wanken.“

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte sie und sah ihn an.

„Wer?“ wiederholte er. „Das sagt mir das Nationalgefühl, das die Unterthanen des himmlischen Königs verbindet. Sie brauchen nur ein einziges Wort, um sich zu erkennen, und dies Wort haben Sie neulich gesprochen. Oder sollte ich mich getäuscht haben?“

„Nein,“ sagte sie, „Sie haben sich nicht getäuscht.“

„Also keine Fremden mehr,“ sprach er, und reichte ihr die Hand. Als sie die ihre hineinlegte, fuhr er fort: „Seien Sie freundlich mit meiner Cousine; sie ist ein armes reiches Mädchen, das keinen Frieden hat.“

„Es ist nicht schwer, freundlich zu sein gegen jemand, der so liebenswert ist, wie Fräulein Esther,“ antwortete Maria.

„Ja,“ sagte er, „sie ist ein herzensgutes Kind, nur schlecht geleitet. Eigentlich hat sie gar keine Erziehung gehabt.“

„Und warum,“ fragte Maria fast ein wenig schallhaft, „holen Sie nicht das Versäumte nach? Sie sind ja Pädagoge.“

„Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz,“ erwiderte er fein und stand auf, um sich zu verabschieden.

Auf dem Heimwege begegnete Doktor Berthold wieder einem bekannten Wagen, dem seines Veters Augustin, welcher sogleich anhielt, und höflich fragte, ob er ihn auf der Fahrt nach seinem Gute begleiten wolle. Der Gelehrte verneinte, indem er auf seine Arbeit hinwies, und Augustin setzte seine Reise fort. Mit nachlässiger Eleganz lehnte er sich in die Wagenecke zurück, während ein steif galonierter Kutscher die Zügel der beiden Renner führte.

Nach kaum einer halben Stunde kam ihm ein anderes Gefährt entgegengerollt, und als Augustin sich aufrichtete, erkannte er sein ehemaliges Schimmel-Gespann. Wenn ihn vielleicht ein Gefühl von Wehmut beschlich, als die herrlichen Tiere jetzt an ihm, gleich einem Fremden, vorüberbrausten, so wurde dies doch bald unterdrückt durch das freundliche Lächeln, mit dem die Gräfin Reggfield seinen Gruß beantwortete.

„Brächtig!“ rief Reggfield ihm im Vorüberfliegen zu, und Augustin erhob sich und sah dem Wagen nach, bis er um eine Ecke bog.

Der Weg nach dem Gute war lang, wenn nicht langweilig; über eine Meile weit führte er auf der glatten Chaussee dahin und

bot rechts und links dem Auge keine andere Aussicht als Kartoffel- und Getreidefelder. Auf die Dauer wird ein solcher Anblick selbst für einen praktischen Landwirt ermüdend. Augustin schloß seine Augen und langte so im Halbschlummer auf dem Gute an. Nachdem er in den von etwas dumpfer Luft erfüllten Räumen des Hauses ein Glas Wein genossen hatte, bestieg er ein Pferd, um in Begleitung des Inspektors einen Ritt durch die Felder zu machen. Das war just kein freudiges Ereignis, sowenig für den Beamten wie für die Arbeiter; denn Augustin von Sengern war ein gestrenger Herr, der unbedingten Gehorsam forderte, oft auch in Dingen, die der altgewohnten Art der Leute widerstrebten. Am heutigen Tage jedoch fiel die Revision günstig aus, nur ordnete der gnädige Herr an, daß drei Morgen Brachland, wo vordem nie ein Halrn gewachsen war, urbar gemacht werden sollten. „Man kann zunächst Futtergemenge darauf säen,“ sagte er, „und im nächsten Jahre denke ich den Boden durch künstlichen Dünger zu verbessern.“

Schweigend fügte sich der Inspektor dieser Anordnung. Er begleitete dann den jungen Gutsherrn zurück, und so gewahrten beide nicht, wie ein alter Arbeiter, der in der Nähe gestanden hatte, sich in die Haare fuhr und sagte: „Schön, sehr schön; an diesem Knochenlande können sich unsere besten Ochsen zu schanden rassen. Das wird ein teures bißchen Futtergemenge geben.“

In das Haus zurückgekehrt, setzte sich Augustin vor einer einsamen Tasse Kaffee nieder. Das Zimmer kam ihm öde vor, und er dachte daran, wie vor kurzem noch seine Angehörigen ihm hier Gesellschaft geleistet hatten. Vielleicht malte er sich aus, wie es sein könnte, wenn einmal eine junge Gutsherrin hier schalten und die öden Räume durch ihre Gegenwart schmücken würde. Mitten in seine Träumereien herein klang das Rollen eines Wagens, der die Dorfstraße heraufkam und vor dem Hause anhielt. Wie angenehm! Da kam Gesellschaft. Wer mochte es sein? Die Fenster des Zimmers lagen nach dem Garten hinaus und gestatteten ihm keinen Blick nach dem Portal. Darum blieb er bei seiner Kaffeetasse sitzen und wartete der Dinge, die da kommen würden.

Sie kamen bald in der Gestalt des galonnierten Kutschers, der eine Karte mit dem Namen „Graf Reggfeld“ zu seinem Herrn hereintrug.

Im ersten Augenblick mußte Augustin nicht, was er sagen sollte; denn was in aller Welt konnte Reggfeld ihm mitzuteilen haben, daß er ihm hierher gefolgt war? warum hatte er nicht angehalten, als sie sich vorhin auf der Straße begegneten? Oder sollte er es für eine liebenswürdige Aufmerksamkeit halten, wie

sie Reggfield allerdings nicht unähnlich sah? „Ist auch Frau Gräfin mitgekommen?“

„Frau Gräfin?“ wiederholte der Kutscher mit großen Augen. „Nein, der Herr Graf sind ganz allein.“

„So führe ihn herein,“ gebot Augustin, trank schnell den Rest seines Kaffees und wartete dann abermals.

Bald ließen sich draußen Schritte hören, die Thür ging auf, und der erwartete Graf Reggfield kam herein. Aber Augustin sah sehr überrascht aus und machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung; denn nicht der junge Dragoner-Rittmeister war es, welcher jetzt ihm gegenüber stand, sondern Karl Sigismund, der Majoratsherr von Storrinet.

„Eine seltene, unverhoffte Ehre, Herr Graf, daß Sie meine Schwelle betreten,“ sprach der Baron von Sengern.

„Ich bin ein ungeselliger Rauz,“ sagte der Graf; „sonst müßte der Verkehr zwischen Gutsnachbarn, wie wir es sind, wohl etwas reger sein.“

Er nahm einen Stuhl und ließ sich darauf nieder. Augustin that ein Gleiches, nachdem er zuvor die Ueberreste seines Junggesellen-Imbisses beiseite geschoben hatte. Sie sprachen über dieses und jenes, von der Ernte, von Pferden und Hunden. Aber der Herr des Hauses sagte sich im stillen, daß alles das nur eine Einleitung sei, und daß der seltene Besuch irgendwelche Bedeutung haben müsse. Das Haupt seines Gastes, wie er da vor ihm saß, war verhüllt von einem unsichtbaren Helm mit herabgelassenem Visier, und Augustin wartete auf den Augenblick, wo es sich öffnen würde.

Karl Sigismund blickte im Zimmer umher und sagte: „Als ich das letzte Mal hier saß, dachten wir, daß bald noch nähere Beziehungen uns mit einander verknüpfen würden, als die der Gutsnachbarschaft.“

„Aha,“ dachte Augustin, „die erste Spalte im Visier. Ja, Herr Graf,“ sagte er, „aber Ihr Herr Neffe befand für gut, vor diese Beziehungen einen Riegel zu schieben.“

„Ich habe meinen Neffen seitdem nur einmal flüchtig gesehen,“ fuhr der Graf fort. „Ich weiß wenig oder nichts von ihm.“

„Die zweite Spalte,“ sagte sich Augustin, „ich soll Auskunft geben.“ Und er gab sie; er berichtete, was er wußte.

„Es scheint, daß Sie wie früher mit ihm verkehren,“ bemerkte Karl Sigismund. „Ich glaubte, Sie wären berechtigt, ihm zu zürnen.“

„Allerdings war ich das,“ erwiderte Augustin, „aber die Zeit gleicht manches aus, und seit Ihr Herr Neffe meiner Schwester

das Leben gerettet hat, ist der letzte Groll aus meinem Herzen geschwunden."

"Wann und wie hat er das gethan?" fragte Karl Sigismund. Augustin erzählte es.

"Er ist ein Reggfield," sagte der Graf, als er die Geschichte gehört hatte. "Sie werden begreifen, Herr Baron" — und jetzt schob sich das Visier um ein ganzes Stück hinauf —, "daß für mich jene Angelegenheit noch nicht erledigt sein kann, wenn auch mein Nefse das glaubt."

"Was wollen Sie thun, Herr Graf?" fragte Augustin. "Sobiel ich gehört habe, hat Graf Reggfield auf alle Rechte an den Güterbesitz und das Majorat freiwillig verzichtet."

"Wohl hat er das gethan," antwortete Karl Sigismund, "aber ich verzichte nicht auf ihn. Ich will nicht, daß unser Geschlecht untergeht. Es bestehen in unserer Familie Geseze und Bestimmungen, die, wenn sie in Kraft treten, seine Ehe lösen müssen."

"Herr Graf," sagte Augustin ein wenig lächelnd, "ich bezweifle, daß Sie in unserer aufgeklärten und demokratisch angehauchten Zeit mit Ihren Familiengesetzen Glück haben werden."

"Es kommt auf einen Versuch an," erwiderte der Graf ruhig. "Sie sind in die Form eines Testaments gekleidet, und Testamente gelten doch auch in unserer aufgeklärten Zeit noch für unantastbar. Aber ich gestehe, daß ich nur im äußersten Falle diesen Weg betreten würde, der das Ansehen unseres Hauses öffentlich preisgibt. Vorerst will ich noch ein anderes Mittel versuchen; ich will mich an die Frau wenden."

Augustin fuhr zusammen. "An die Frau?" wiederholte er, "an Serena? Sie ist das holdseligste Geschöpf unter der Sonne, und soviel ich beurteilen kann, liebt sie ihren Mann mit großer Innigkeit."

"Um so besser," sagte Karl Sigismund; "giebt es auf Erden eine uneigennütige Liebe, und findet sie sich bei seiner Frau, dann wird ihr das Opfer erleichtert werden. Sie wird dem Glücke ihres Mannes nicht im Wege stehen wollen."

"Wie aber," fragte Augustin, "wenn Sie nicht glaubt, daß das Glück des Grafen Reggfield in dem Besitz von Storrines liegt?"

"Die Frauen sind im allgemeinen beschränkt," antwortete Karl Sigismund. "Eine selbständige Meinung haben sie selten, sondern sie glauben das, was ein klügerer Kopf ihnen als Meinung aufdrängt. Man muß ihnen zu imponieren verstehen. Kurz und gut" — und hier klappte das Visier vollends auf —, "ein Mann wie Sie, Herr Baron, würde erreichen, was ich

wünsche, und ich frage Sie, ob Sie die Mission übernehmen wollen."

"Herr Graf," sagte Augustin aufstehend, "das ist ein Hentersdienst. Wählen Sie andere Schergen."

"Wie Sie belieben," entgegnete der Graf kühl und erhob sich gleichfalls. "Ich finde wohl noch einen andern Träger für meine Botschaft. Nur glaubte ich, Sie würden um Ihrer Gräulein Schwester willen ein Interesse an der Sache nehmen."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Ach, es war kein guter Engel, der jetzt durch das Zimmer flog. Man konnte den Schatten seiner dunkeln Fittiche deutlich auf dem Antlitz des jüngeren Mannes sehen, der, von dem andern abgewandt, mit sich selber kämpfte. Wohl eine Minute verging. Dann wandte sich Augustin seinem Gaste wieder zu. Er war bleich geworden, und mit einer Stimme, die ihm selbst wie die eines Fremden klang, sagte er: "Sie haben recht; ich werde Ihren Auftrag übernehmen."

Eine Viertelstunde später rollte die vierspännige Karosse des Reichsgrafen wieder zum Hofthor hinaus. Bald darauf bestieg auch Augustin seinen Wagen, um nach der Stadt zurückzukehren. Als er an dem bekannten Hause am Stadtgraben vorüberkam, beugte er sich vor, und sein Blick haftete an den erleuchteten Fenstern. "Er hat den Dämon in mir geweckt," murmelte er dabei, "mag sein Haupt die Verantwortung treffen, wenn ich mich nicht mehr beherrschen kann."



Vierzehntes Kapitel.

Der Oktober brachte in seiner ersten Hälfte noch schöne, sonnige Tage, die an den Sommer erinnerten, und an einem solchen Tage hielt die Equipage des jungen Grafen Reggfield vor dem Sengernschen Hause. Es war ein schöner, neuer Wagen, der vier Personen faßte, und Reggfield hatte wirklich, wie Maria ihm geraten, seine ganze Familie aufgeladen, Frau, Tochter und Schwägerin. Er selbst führte die Zügel.

Hinter diesem Wagen hielt noch ein zweiter, der des Barons von Sengern. Er und seine Schwester kamen soeben die Freitreppe herab, und Augustin fragte höflich, ob er etwa habe warten lassen.

„Nur eine halbe Minute,“ antwortete Reggfield. „Mein gnädiges Fräulein,“ fuhr er zu Esther gewendet, fort, „wollen Sie mir nicht noch einmal gestatten, Sie mit den gefährlichen Schimmeln zu fahren? Wie Sie sehen, haben wir noch Platz.“

Esther folgte der Aufforderung gern, aber Augustin protestierte; er wollte nicht allein und ohne Dame fahren.

„Serena, dann muß ich dich ausliefern,“ sagte Reggfield.

Sie unterdrückte das Bedauern, das diese Anordnung ihr erweckte. Gehorsam stieg sie aus und ließ sich von Augustin zu dessen Wagen geleiten.

Schon wollten die Pferde anziehen, als Esther rief: „Augustin, du vergißt ja Better Franz! Wir müssen auf ihn warten.“

Die Mahnung schien dem Baron unlieb; er brummte vor sich hin: „Gelehrte sind immer zerstreut und unpünktlich.“

Doch da kam der Geholtene schon. Reggfield rief ihm heiter zu: „Sie haben die Wahl, Herr Doktor; in jedem Wagen ist noch ein Platz frei.“

Doktor Berthold überflog mit prüfendem Auge die beiden Equipagen, und schon machte er eine halbe Wendung der Reggfieldschen entgegen, da fing er einen Blick der jungen Gräfin auf, der sich schüchtern ihm nachstahl. Der Gelehrte verstand die stumme Bitte. Er hob den Hut gegen Maria und Esther und stieg in den Sengernschen Wagen.

Obwohl mit einer Wolke auf der Stirn, erhob sich Augustin doch sofort und bot seinem Vetter den Platz an Serenas Seite an. Aber Doktor Berthold nahm, ohne ein Wort zu verlieren, den Rücksitz ein; hierauf fuhren die Wagen ab.

Das Ziel der Fahrt war Augustins Gut. Als der freiherrliche Diener die Einladung zu der Partie überbracht hatte, war eben Barrnbek bei seinem Freunde. Er drehte die Karte hin und her und sagte endlich: „Reggfield, dieser lebhafteste Verkehr zwischen euch und Sengerns grenzt mir etwas ans Unverständliche.“

„Inwiefern?“ fragte Reggfield.

„Nun, wenn man an vergangene Zeiten denkt.“ —

„Die Zeiten ändern sich, und wenn man ehrlich sein will, muß man zugeben, daß die Berechtigung zum Grollen zumeist auf Sengerns Seite lag. Da sie von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, sondern mir auf das Freundlichste entgegenkommen, wäre ich ein Thor, wenn ich nicht darauf einginge. Unnötige Spannungen oder gar Feindseligkeiten sind mir zuwider.“

„Aber,“ wandte Barrnbek ein, „du hattest doch früher wenig Sympathie für alle Sengerns.“

„Da hast du recht und unrecht,“ erwiderte Reggfield. „Umstände verändern den Fall,“ sagt ein englisches Sprichwort. „Der Grund, der mich damals aus dem Sengernschen Hause vertrieb, ist hinfällig geworden. Was die Personen anbelangt, so habe ich immer gesagt, daß sie in ihrer Art sehr liebenswürdig sind. Der Baron versteht von allem soviel, daß man sich in anregender Weise mit ihm unterhalten kann. Und da meine Frau und Schwägerin an den Sengernschen Damen großes Gefallen finden, so frage ich dich, weshalb ich wohl den Verkehr hindern sollte?“

Barrnbek schwieg, aber er sah nicht überzeugt aus. Und nun mußte er am Nachmittag auch noch den beiden Wagen begegnen, als sie im schnellsten Tempo durch die Straßen fuhren. Die Schimmel hatten dem andern Wagen bald einen Vorsprung abgewonnen, doch Augustin sorgte dafür, daß seinen Begleitern

der Weg nicht lang wurde. Mit spielender Leichtigkeit lenkte er das Gespräch von einem Gegenstande zum andern, und als sie zehn Minuten später als der Reggfieldsche Wagen vor dem Gutshause anhielten, hatte Serena die Scheu vor dem langen Baron gegen eine günstigere Meinung vertauscht. Ihr gutes Herz freute sich darüber, schon um Esther's willen.

Zunächst wurden nun Haus und Garten besichtigt und dann eine Erfrischung eingenommen. Hierauf schlug Augustin vor, einen Spaziergang nach dem Fluß zu machen, der seinen Lauf an dem Gute vorüber nahm. Der Weg führte durch die Parkanlagen und von da in die Wiesen. Jubelnd lief die kleine Agnes über die grüne Trift und pflückte Glockenblumen und Maßliebchen, bis ihre Hand den Strauß kaum noch umspannen konnte. Des Kindes Lust steckte auch die Erwachsenen an. Esther und Serena nahmen die Blumen in Empfang und wandten im Weiterschreiten Kränze daraus, mit denen sie sich gegenseitig schmückten.

Lächelnd sah Reggfield auf das anmutige Bild. Er ging an Augustin's Seite, der, schweigsamer als sonst, nur hin und wieder eine geistreiche Bemerkung fallen ließ. Auch er war in den Anblick der lieblichen Gruppe versunken, und wenn die Gedanken, die ihn dabei bewegten, auch denselben Ausgangspunkt haben mochten, wie die seines Begleiters, so nahmen sie doch eine Richtung, von der jener keine Ahnung hatte.

Doktor Berthold hatte sich jetzt zu Maria gesellt. Sie fragte ihn, wie sein Vortrag über Glück ausgefallen sei.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ antwortete er; „ich gehöre zu den unglücklichen Menschen, die über ihre eigenen Leistungen kein Urtheil haben, weil diese nie das werden, was sie nach dem Willen des Urhebers werden sollen.“

„Wie schade, daß ich den Vortrag nicht gehört habe!“ sagte Maria; „dann könnte ich Ihr unsicheres Urtheil mit meinem noch schwächeren unterstützen.“

„Das würde mir sehr lieb sein,“ erwiderte er; „eine solche Unterstützung würde mich vielleicht vor der Entmutigung bewahren.“

„Sind Sie entmutigt?“ fragte Maria teilnehmend.

„Ich weiß nicht, ob dies das genau passende Wort für den Zustand ist, in dem ich mich nach Vollendung fast jeder Arbeit befinde,“ antwortete er. „Es ist eine tiefe Niederge schlagenheit und zugleich ein rastloses Drängen, Neues und Besseres zu schaffen. Kaum war ich mit Ritter Glück fertig, so bin ich auch schon an eine neue Arbeit gegangen, an eine Geschichte Gustav Adolfs.“

„Er ist einer meiner besonderen Lieblinge in der Weltgeschichte,“ sagte Maria. „Er erscheint mir immer wie —“ sie stockte, lächelte ein wenig und fuhr dann fort: „Ich habe mir da eine eigene Theorie zurechtgelegt, aber ich fürchte mich, sie vor den Ohren eines Geschichtsforschers laut werden zu lassen.“

„Fürchten Sie sich nicht,“ erwiderte er; „der Geschichtsforscher, zu dem Sie sprechen, weiß, daß alles Wissen nur Stückwerk ist.“

„In der Bibel,“ begann nun Maria, „lesen wir so oft, daß die Engel thätig in das Leben der Menschen eingegriffen haben. Das hat später aufgehört, ich meine aber, nur scheinbar. Wenn auch die Boten des Lichtes nicht mehr sichtbar unter uns treten, so begegnen wir doch oft noch den Spuren ihrer Thätigkeit. Ich denke mir eben, daß Gott der Herr jetzt Menschen aussucht, denen er Engelsdienste anvertraut.“

„Und Gustav Adolf war ein solcher Engel in Menschengestalt. wollten Sie jagen?“ fragte Doktor Berthold.

„Ja,“ antwortete sie. „Lachen Sie mich jetzt aus?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete er. „Ich werde von nun an nach den Vertretern Ihrer Theorie suchen.“

Unwillkürlich hob Maria den Blick und richtete ihn auf die hellen Gestalten, die ihnen vorausschritten. Die lebhafteste Esther hatte ihren Arm um Serenas Nacken gelegt, und so zutraulich aneinander geschmiegt, wandelten sie über die blumige Au, während die kleine Agnes wie eine Elfe vor ihnen her flatterte.

„Meine Schwester hat mehr Glück bei Fräulein Esther, als ich,“ sagte Maria und deutete auf die beiden. „So ist es immer gewesen; die Herzen flogen ihr zu. Es gab eine Zeit, wo ich das nicht verstehen konnte, und wo es mich schmerzte. Jetzt wundere ich mich nicht mehr darüber. Auch Serena gehört zu denen, die mit Engelsdiensten beauftragt sind. Wenn ich an den Einfluß denke, den sie auf uns alle, besonders auf meinen Schwager übt, so rein, so ungetrübt und so unbewußt! Er gleicht dem Sonnenlicht, das hell und warm durch alle Fugen dringt. Mein Vater hatte recht, als er sie das Sonnenkind nannte.“ Hier hielt Maria betroffen inne. Wie kam sie dazu, dem Manne, den sie heute zum drittenmal sah, Dinge aus ihrem tiefinnersten Leben zu erzählen? war es, wie er sagte, daß das Nationalgefühl der himmlischen Unterthanen sie schon nach so kurzer Bekanntschaft zu Freunden gemacht hatte? Sagend sah sie ihn an. Sein tiefschauender Blick ruhte voll auf ihr und sagte, daß er sie verstand. Es überkam sie ein Gefühl der Beruhigung und des Vertrauens. Nein, sie waren einander nicht mehr fremd.

Der Fluß war jetzt erreicht. An der Stelle, wo der Fußweg mündete, war ein Pfahl eingeschlagen, und zwei daran befestigte Gondeln schaukelten auf dem Wasser. Augustin löste die Ketten und trat in die kleinere der beiden Gondeln. „Wollen Sie mir die Ehre erweisen, Frau Gräfin, Ihr Fährmann sein zu dürfen?“ sagte er zu Serena.

Sie sah auf ihren Gemahl, der sich bereits mit dem zweiten Schiffelein zu thun machte. Er nickte ihr zu, und mit leichterem Herzen, als vor zwei Stunden in dem Wagen, stieg sie nun in das schwimmende Fahrzeug. Ihre Hoffnung, es würde sich, wie vorher, wieder jemand zu ihnen gesellen, schlug jedoch fehl; Maria, Esther und Doktor Berthold waren schon zu Reggfeld in das größere Boot gestiegen. Nur die kleine Agnes stand noch am Ufer; die Furcht vor ihrem „schwarzen Manne“ hielt sie jenen fern. Serena rief sie, und Augustin hob das Kind herein.

Mit kräftigen Ruderschlägen trieben die Herren die Boote stromauf. Diesmal war es umgekehrt. Augustin gewann den Vorsprung. Wie ein Pfeil schoß der kleine Rachen durch die Flut.

Agnes ließ ihre Fingerspitzen nebenher durch das Wasser streichen und lehnte sich über den Rand des Bootes. „Wie das blau ist da unten, Mama!“ sagte sie. „Ist denn der Himmel in das Wasser gefallen?“

„Nein,“ antwortete Serena, „das da unten ist nur sein Widerschein; der wahre Himmel ist immer über uns.“

„Der wahre Himmel,“ sagte Augustin, „ist allein in der Brust des Menschen.“

„Wie wäre das möglich!“ entgegnete Serena. „Wenn wir den Himmel in uns trügen, dann brauchten wir ja keine Hoffnung auf ein ewiges Leben.“

„Ganz recht, Frau Gräfin,“ erwiderte er; „ich brauche keine solche Hoffnung. Es ist aber auch ebenso leicht denkbar, daß der Mensch eine Hölle in sich trägt; denn Himmel und Hölle sind nahe mit einander verwandt.“

Serena schwieg. Nun fing er wieder an, unverständlich zu werden, und die günstige Meinung, die sie doch so gern festgehalten hätte, bekam einen Stoß.

Der Rahn glitt jetzt nahe dem Ufer hin, wo schlanke Binsen wuchsen. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit diesem grünen Gewirr zu und versuchte zuweilen, spielend einen der biegsamen Halme zu erhaschen. Graue, alte Weiden mit lang herabhängenden Zweigen saßen den Uferrand ein und warfen einen tiefen Schatten auf den Wasserspiegel, so daß das reine Weiß einer einsamen Seerose um so leuchtender hervortrat. Ein Schmetterling umgaukelte die stille Blüte des Wassers, die das Bild der Rose und

Lilie in ihrem Kelch vereint. Als der Nachen näher kam, erzitterte das Wasser von den Ruderschlägen, und die Blume schwankte leise auf ihrem unsichtbaren Stengel. Die kleine Agnes schöpfte im Vorüberfahren mit der hohlen Hand und schleuderte den Inhalt in kindischem Mutwillen gegen die Blume. Wie schwere Diamanten blieben die Tropfen an den Blättern hängen. Der Schmetterling aber hatte sich erschreckt in die Höhe gehoben, und seine leichten Flügel trugen in rasch davon, über die Wiese hin.

Serenas Blick blieb an der Blume haften, wie sie in unveränderter, stiller Schönheit auf dem matten Spiegel ruhte, und erst, als die Sonne ihr wieder voll in das Gesicht schien, merkte sie, daß ihr kleines Fahrzeug unterdessen weiter getrieben war. Der Fluß machte hier eine Biegung, und ein ganz neues, unerwartetes Bild zeigte sich dem überraschten Auge. In sanfter, grüner Wellenform stieg dort in der Ferne ein Hügel auf, und seinen Gipfel krönte eine mächtige Burg, deren altersgraue Binnen erst in das Land herniedersehen.

„O, wie schön!“ rief Serena aus. „Was ist das für ein Schloß?“

„Wie?“ fragte Augustin, „sollten Frau Gräfin diesen Ort nicht kennen?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich sehe ihn heute zum erstenmal. Woher sollte ich ihn kennen?“

„Es ist die Ahnenburg der Reichsgrafen zu Reggfeld,“ erwiderte Augustin, „das Stammschloß Ihres Herrn Gemahls und sein einstmaliges Erbe.“

Eine feine Röthe überzog Serenas Wangen. Sie hatte sich erhoben und ihr Auge jenen ernsten Binnen zugewandt. „O bitte, nicht so schnell!“ sagte sie, als Augustin fortfuhr zu rudern.

Er willfahrte ihrer Bitte, indem er die Ruder einzog, so daß das Boot jetzt völlig frei auf dem Wasser schaukelte. „Es ist doch seltsam,“ sagte er, „sollte Graf Reggfeld wirklich niemals diesen Ort erwähnt haben, zu dem er in so nahen Beziehungen steht?“

Serena antwortete nicht, aber man konnte sehen, daß irgend ein unbestimmtes Schmerzgefühl sie bewegte.

Um die Lippen ihres Führers zuckte ein ganz eigenes Lächeln, als er sie betrachtete. „Es ist kaum glaublich,“ fuhr er fort, „wäre es nicht seine Pflicht gewesen, der einstigen Besitzerin das Schloß und den Leuten die künftige Herrin zu zeigen? hat er denn auch niemals von dem jetzigen Besitzer, seinem Onkel gesprochen?“

„Ja, er hat mir erzählt, daß er einen alten Onkel hat,“ sagte Serena, „aber ich wußte nicht, daß er hier in der Nähe wohnt.“

„Seltsam,“ murmelte Augustin, „so seltsam, daß ich wohl wissen möchte, welche Gründe Graf Reggfeld gehabt hat, das Weitere zu verschweigen.“

„Sicherlich hat er seine Gründe gehabt,“ antwortete Serena, indem sie sich wieder niedersezte. „Noch immer, wenn er mir etwas verschwiegen hat, geschah es in einer edeln Absicht.“

Augustin schwieg und lenkte das Boot zur Rückfahrt. Wieder kamen sie an der Wasserrose vorüber, aber sie erfuhr nicht mehr die vorige Beachtung. Das arme Sonnenkind mußte am heutigen Tage recht verschiedenartige Stimmungen durchmachen, und sie litt darunter unbewußt. Wie in vielen Stücken war sie auch darin ein Kind geblieben, daß sie sich nie recht klar dessen bewußt wurde, was eigentlich in ihrem Innern vorging.

Als sie einer abermaligen Krümmung des Flusses folgten, sahen sie das große Boot sich entgegen steuern, das sie zuvor aus dem Gesicht verloren hatten.

„Wo bist du gewesen, Augustin?“ rief Esther ihrem Bruder zu. „Bist du den Seitenarm hinaufgerudert?“

Der Gefragte nickte. „Man hat dort eine besonders schöne Aussicht, die ich Frau Gräfin zeigen wollte,“ sagte er.

Auf allgemeines Verlangen nahm man jetzt die Richtung nach einem kleinen Laubwäldchen, das in einiger Entfernung winkte. Dasselbst wurde gelandet, und die kleine Gesellschaft zerstreute sich lustwandelnd zwischen den Bäumen.

„Komm mit, Mama!“ rief die kleine Agnes in kameradschaftlichem Tone. „Die Blumen, die wir vorhin gepflückt haben, sind auf dem Wasser alle verloren gegangen. Wir müssen neue suchen.“

Serena nahm die dargebotene, kleine Sand und ließ sich von dem Rinde in fröhlichem Laufe fortziehen. Bald suchten sie nach den spärlichen Herbstblumen, oder sie trieben ein munteres Versteckspiel und bei dem letzterem Vergnügen verlor Agnes jedesmal ihren Strauß. Dann wurde unter Klagen ein neuer gesammelt. So gerieten sie immer weiter in das Gehölz hinein und kamen zuletzt an einen Platz, wo reife Brombeeren wuchsen. Hier wurde Ernte gehalten. Sie pflückten die Beeren und zerkratzten sich die Hände an dem dortigem Gesträuch. Endlich sagte das Kind: „Jetzt bin ich so satt, Mama, ich kann nicht mehr; jetzt wollen wir nach Hause gehen.“

„Ja, du hast recht,“ antwortete Serena; „es ist Zeit, daß wir umkehren.“

Mit Blumen und Beeren beladen, traten sie den Rückweg an. Doch nach einer Weile blieb Serena stehen und sah sich um. „Was ist das?“ sagte sie. „Auf diesem Wege sind wir nicht gekommen.“ Sie schlug eine andere Richtung ein und nach wenigen Minuten wieder eine andere, sie wurde ängstlich, und Agnes begann zu klagen: „Der Weg ist so lang, Mama. Vorhin war er viel kürzer.“

„Ich fürchte,“ sagte Serena, stockte und fuhr dann kummervoll fort: „Siehst du, Agnes, wenn Papa und Tante Maria nicht bei uns sind, machen wir Dummheiten.“

„Weißt du nicht mehr weiter, Mama?“ fragte die Kleine.

„Nein,“ sagte Serena seufzend.

„Einmal habe ich mich auch mit Tante Maria verlaufen,“ gab das Kind zur trostreichen Antwort, „da kamen wir dann zum schwarzen Mann.“

Sie wanderten weiter und weiter. Ihr Fußpfad mündete in einen breiten Weg, und plötzlich rief Agnes: „Sieh, Mama, da sitzt jemand.“

Indem sie der Richtung des ausgestreckten Fingerchens folgte, gewahrte Serena auf einem Baumstumpf eine menschliche Gestalt, die in tiefe Ruhe versunken schien. Beim Näherkommen erkannte sie einen Mann in vornehmer Kleidung; er saß, die Hände, über den Stock gefaltet und den Kopf auf die Hände gestützt.

Serena gehörte nicht zu den mutigsten der Erdenbewohner, und so brauchte sie auch jetzt geraume Zeit, ehe sie sich entschloß, den Fremden in seiner Ruhe zu stören. Zögernd schritt sie vorwärts, während die kleine Agnes eine Falte des Kleides der Mutter erfaßt hatte und sich ebenso zögernd nachschleppen ließ.

Der Fremde richtete den Kopf auf und betrachtete die Herannahenden mit einer Art ruhigen Staunens. Als er jedoch merkte, daß dies schüchterne Näherkommen seiner Person galt, erhob er sich von seinem Sitz, und Serena stand nun einem Manne gegenüber, dessen ungewöhnliche Erscheinung sie mit Ehrfurcht erfüllte. Die Natur hatte ihm das Siegel der Hoheit auf die Stirn gedrückt. „Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte er.

„Wir haben uns verirrt,“ antwortete sie zagend.

„Wohin wollen Sie denn?“ fuhr der Fremde fort.

„Wir sind auf dem Gute des Herrn von Sengern gewesen,“ sagte Serena. „Dann fuhren wir auf dem Flusse bis zu diesem Walde, und nun kann ich den Weg nicht mehr finden.“

„Folgen Sie mir,“ erwiderte der Fremde und schlug einen Weg ein, der entgegengesetzt führte von der Richtung, die die Verirrten bisher innegehalten hatten.

Scheu und ehrerbietig ging Serena neben dem wunderbaren Führer. Da er tiefes Schweigen beobachtete, wagte auch sie nicht zu sprechen. Nur bemerkte sie, daß er zuweilen von der Seite her einen Blick auf sie warf, wie um in ihren Zügen zu forschen. Als sie wieder einmal einem solchen Blick begegnet war, schien er sich dessen bewußt zu werden. Er lästete leicht den Hut und sagte: „Entschuldigen Sie, ich sann über eine merkwürdige Ähnlichkeit nach.“

„Mit wem?“ fragte sie in kindlicher Neugier.

„Mit einer italienischen Gräfin,“ antwortete er.

„Ich habe sie wohl nicht gekannt,“ sagte Serena.

„Raum,“ entgegnete er trocken: „es mögen jetzt nahezu fünfzig Jahre her sein, seit ich sie sah.“

Etwas überrascht blickte Serena den Sprecher an. Seine feine, schlankte Gestalt war noch ungebugt, und wenn auch die Haare, die unter dem Hute hervordrangen, bereits weißlich schimmerten, so zeigte doch das Angesicht nur wenige Falten, und der Blick der stahlgrauen Augen war fest und gebietend, als wollte er noch einmal ein halbes Jahrhundert an sich vorüberziehen lassen.

„Also hat Baron Sengern heute Besuch?“ fragte er nach einer Pause.

„Ja, wir sind dort,“ antwortete Serena. „Soll ich ihm etwas ausrichten?“

Er bewegte verneinend das Haupt. „Es hat Zeit bis ein andermal,“ sagte er. „Vergnügen und Geschäfte passen schlecht zusammen.“

Wieder gingen sie schweigend weiter. Die Schritte der kleinen Agnes wurden immer müder und schleppender. Endlich löste sich ihre Zunge. Sie zupfte an Serenas Kleid und flüsterte: „Ist es noch sehr weit? Mir thun die Füße weh.“

„Nur noch ein wenig halte aus, Liebling,“ sagte Serena; „gleich kommen wir zu Papa.“

Bei diesen Worten wandte der Fremde sich um, und auf das Kind deutend, fragte er: „Noch eine so kleine Schwester?“

„Nicht meine Schwester,“ antwortete sie; „es ist meine kleine Tochter.“

In den Zügen ihres Führers machte ungeheucheltes Erstaunen dem strengen Ernste Platz. Er erwiderte: „Dann hat Ihr Herr Gemahl zwei Kinder zu bewachen. Ich wünsche ihm, daß er Freude daran erleben möge.“

Nach ungefähr fünf Minuten drangen Laute an ihr Ohr, wie der Ruf entfernter Stimmen. Der Fremde blieb stehen und sagte: „Ich vermute, daß Ihre Freunde in der Nähe sind und Sie

suchen. Gehen Sie auf diesem Wege weiter, so werden Sie in kurzer Zeit bei ihnen sein.“ Er grüßte und wollte sie verlassen.

Serena fühlte den lebhaften Wunsch, ihm für sein Geleit zu danken, aber kein passendes Wort fiel ihr ein. Schon hatte er sich zum Gehen gewendet, da ergriff sie rasch die Hand der kleinen Agnes, die noch die letzten Reste der Blumenlese trug, und reichte beides, Hand und Blumen, dem Fremden dar.

Er schien überrascht; es mochte ihm wohl noch nie oder selten in dieser Weise gedankt worden sein. Doch als er in die großen Augen sah, die bittend und dankend zugleich auf ihn gerichtet waren, da ging auf seinem ernstesten Angesicht eine Veränderung vor, ähnlich dem Widerschein, den liebliches Abendbrot auf eine starre, finstere Felsenwand lockt. Er streckte die Hand aus, um den stummen Dank in Empfang zu nehmen, verneigte sich dann und schritt davon.

Die Hoffnung, bald bei den Ihrigen zu sein, verlieh nun den beiden müden Wanderern neue Kraft. Deutlicher klangen die Rufe, und Serena erwiderte sie, bis auf einer kleinen Dichtung das Zusammentreffen der sich Suchenden erfolgte. Es dauerte dann eine Weile, bis aus dem Durcheinander von Fragen und Antworten eine Verständigung erzielt wurde, und als das geschehen war, konnte Heggfield nicht umhin, ernstlich ungehalten zu werden. Er, wie auch die anderen, waren in großer Aufregung gewesen. Wieder und wieder hatten sie das Flußufer durchforscht, und keiner hatte gewagt, seine Befürchtungen laut werden zu lassen, obwohl sie jedem im Gesicht geschrieben standen.

In gedrückter Stimmung ging Serena neben ihm her, während er jetzt dem Landungsplatz zuschritt. „Laß mich bei dir bleiben, Erich,“ bat sie leise, als der Moment des Einsteigens kam.

„Ja, natürlich sollst du bei mir bleiben,“ antwortete er; „glaubst du, ich hätte Lust, noch einmal eine solche Angst durchzumachen? Ich muß dich wohl an meine Degenköpkel festbinden, damit du nicht verloren gehst, oder ich muß eine Bonne engagieren, und zwar nicht nur für Agnes, sondern für dich.“

Wohl fühlte Serena, daß nur die liebevollste Sorge um sie ihm die bitteren Worte auf die Rippen legte, aber doch stieg es ihr heiß in die Kehle. Sie setzte sich still an Esthers Seite, während Maria mit der kleinen Agnes in Augustins Boot stieg.

Die Abendmahlszeit, welche sie im Gutshause um den gastlichen Tisch versammelte, stellte die gute Laune wieder her. Augustin war es, der das Abenteuer von der heiteren Seite zu zeigen bemüht war. „Gern wüßte ich, wen ich um die Ehre beneiden muß, Ihnen, Frau Gräfin, Führerdienste in meinem Revier geleistet zu haben,“ sagte er.

„Es war ein fremder Herr,“ antwortete Serena, „anders als alle Männer, die ich bis jetzt gesehen habe. Er sah noch nicht sehr alt aus, und doch sprach er so ruhig von Leuten, die er vor fünfzig Jahren gekannt hat?“

„Ihr scheint Euch recht eingehend unterhalten zu haben, während wir hier nach dir suchten,“ sagte Reggfield, aber er sagte es schon mit Lachen. „Was waren es denn für Leute, die er vor fünfzig Jahren gekannt hat?“

„Italienische Grafen,“ erwiderte sie.

„Wie geheimnißvoll!“ bemerkte Augustin. „Wenn unser Land hier nicht zu entfernt vom Riesengebirge läge, würde ich glauben, daß der alte Rübezahl der Führer gewesen ist.“

Bald darauf wurde gemeldet, die Wagen seien vorgefahren. Jetzt fuhr Esther mit ihrem Bruder, auch Doktor Berthold schloß sich seinen Verwandten an. Der junge Gutsherr begleitete die Gäste bis an die Wagen und beim Abschied sagte er zu Reggfield: „Wollen Sie mir erlauben, Herr Graf, Sie nächstens einmal zum Frühschoppen abzuholen. Die lange Abwesenheit hat mich meinen früheren Bekannten fast entfremdet.“

„Ich will Ihnen gern Gesellschaft leisten,“ antwortete Reggfield, „doch meine ich, Sie, Herr Baron, brauchen nur zu winken, um aus jeder Himmelsgegend sofort zehn gute Freunde herbeistürzen zu sehen.“

„Möglich,“ erwiderte Augustin. „Aber ich schätze nur solche Freunde, bei denen ich um Freundschaft werben muß.“

Gegen zehn Uhr langten die Ausflügler an. Agnes, des langen Aufbleibens ungewohnt, war verdrießlich und Weinerlich gestimmt, und Maria trug Sorge, sie bald aus den Augen ihres Vaters zu entfernen. Wie den meisten jungen und alten Vätern, war Rindergeschrei ihm in der Seele zuwider und reizte den sonst so Liebreichen zum Zorn. Er blieb währenddessen in seinem Zimmer, rauchte noch eine letzte Cigarre, und Serena mußte ihm, alter Gewohnheit gemäß, dabei Gesellschaft leisten.

Nachdem sie eine Weile schweigend den bläulichen Dampfwölkchen zugeesehen hatte, sagte sie plötzlich: „Weißt du auch, Erich, daß ich heute das Schloß gesehen habe, welches dir gehört?“

„Du träumst wohl schon, kleine Hexe?“ fragte er. „Liegt das Schloß, welches mir gehört, in der Sonne oder auf dem Monde?“

„Nein, es liegt auf unserer Erde,“ antwortete sie, „auf einem Hügel, und es ist eine wunderschöne, große Burg. Herr von Sengern hat sie mir heute gezeigt.“

Die Cigarre fand sich jetzt in den Ruhestand versetzt, und ein Häufchen Asche fiel statt in den dazu bestimmten Becher auf den

Teppich nieder. „Wann hat er dir diese schöne Burg gezeigt?“ fragte Reggfield in eben nicht freundlichem Tone.

„Heute auf dem Wasser, als wir von euch getrennt waren,“ sagte sie, erschreckt über den Eindruck, den ihre Worte gemacht hatten. „Warum hast du mir nie erzählt, Erich, daß dein Onkel hier in der Nähe wohnt?“

„Was ich dir sagen oder nicht sagen will, ist meine Sache,“ erwiderte er. „Du kannst überzeugt sein, daß es nur gute Gründe waren, die mir über diesen Punkt Schweigen auferlegten.“

„Das habe ich mir wohl gedacht,“ sagte sie. „Aber darf ich denn nicht einmal in das Schloß gehen? Ich würde so gern den Ort sehen, wo du aufgewachsen bist, und der einmal dein Eigentum wird, wie Herr von Sengern sagte.“

„Serena,“ sagte Reggfield streng, „ich wünsche nicht, daß du auf allen Unsinn hörst, den Baron Sengern dir vorschwätzt.“

„Wie soll ich es aber anfangen, daß ich nicht auf ihn höre, wenn er doch mit mir spricht?“ fragte sie.

„Thu nicht so kindische Fragen,“ antwortete er ungeduldig; „ich meine, du sollst nicht alles glauben. Jenes Schloß wird nie mein Eigentum.“

„Ich habe Herrn von Sengern gesagt,“ begann Serena schüchtern noch einmal, „daß ich wüßte, du hättest deine Gründe, warum du geschwiegen hast. Sei nicht böse, Erich. Ich will nie wieder von dem Schloß reden, wenn du es ungern hörst. Aber ich wollte dir doch erzählen, was ich erlebt habe.“

Reggfield war aufgestanden und an das andere Ende des Zimmers gegangen, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Sie wartete geduldig, was er antworten würde, aber sie konnte nicht hindern, daß zwei helle Tropfen verstohlen über ihre Wangen schlichen.

Nach einer Weile kehrte Reggfield zurück. Er beugte sich über sie und sah sie forschend an. Dann schlang er den Arm um sie und sagte mit weicher, bewegter Stimme: „Gott wird mich schützen um deinetwillen, du mein liebes Sonnenkind.“



Fünfzehntes Kapitel.

Aber ist denn Reggfield wieder nicht hier? Das ist ja doch unausstehlich; nun treffe ich ihn schon zum vierten- oder fünftenmal nicht zu Hause an." Mit diesen Worten trat Barrnbef eines Morgens, ungefähr zwei Wochen nach den letzterzählten Begebenheiten, in das Zimmer seines Freundes und sah sich darin um. „Kein Mensch ist da," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „ich könnte die ganze Wohnung ausräumen. Warte, Freund Reggfield, zur Strafe für dich will ich mir eine deiner Kostbarkeiten einstecken."

An diesem Vorhaben wurde er jedoch durch das Erscheinen der Gräfin Reggfield verhindert. Sie kam aus der Nebenstube herein und sagte freundlich: „Guten Morgen, Herr von Barrnbef. Sie finden meinen Mann nicht hier."

„Ja, das sehe ich," bemerkte Barrnbef. „Ich wollte soeben eine straffällige Handlung begehen, die ihn an meine Existenz erinnern sollte; er scheint ganz vergessen zu haben, daß ich noch lebe. Wo steckt er denn?"

„Herr von Sengern hat ihn abgeholt," antwortete Serena. „Bielleicht warten Sie ein wenig; ich glaube, er wird bald zurückkommen. Auch Maria ist nicht hier," fügte sie hinzu; „mein Vater ließ sie heute für einen oder zwei Tage holen. Es scheint ihm bange zu sein."

„Sehr begreiflich," sagte Barrnbef. „Da komme ich ja eben recht als Tröster in der Einsamkeit. Ja, Frau Gräfin, wenn Sie erlauben, möchte ich hier auf Reggfield warten."

„Nur müssen Sie verzeihen, wenn ich ab und zu in die Küche gehe, um nach dem Essen zu sehen,“ erwiderte Serena. „Ich bin heute nämlich ganz allein; auch Marianne und der Bursche sind nicht hier, sondern auf der Rolle.“

„Ach so,“ sagte Barrneß verständnisvoll, „ich kenne das von meiner Schwester Grete her; auch da gab's immer was zu rollen. Lassen Sie sich durch mich ja nicht stören. Wenn es not thut, komme ich mit in die Küche. Doch da erscheint, wie ich sehe, Komteß Reggfeld. Komm her, Agnes; du kannst mir Gesellschaft leisten.“

Die Aufforderung kam Agnes eben gelegen; denn niemand stand so hoch in ihrer Gunst, wie dieser allzeit lustige Onkel. Während somit Serena in die Küche ging, hüpfte ihr Töchterchen an Barrneß's Hand durch die verschiedenen Zimmer, um irgendwelche Beschäftigung zu suchen.

„Ich hab's!“ rief Barrneß, als er, in Serenas Stube angelangt, das offenstehende Klavier bemerkte, „wir wollen singen.“ Er setzte sich und begann mit einem Finger die Töne zu der Melodie: „Ach, du lieber Augustin“ zusammenzusuchen.

Agnes lehnte sich gegen den zweiten Sessel und hörte achtsam zu. Nicht lange währte es, so versuchte sie, die „schöne“ Melodie zu singen, und nach einigen solchen Versuchen rief sie verwundert: „Kannst du's denn noch immer nicht, Onkel? Ich kann es ja schon.“

„Weil du eine Krabbe bist,“ antwortete Barrneß.

„Ich bin keine Krabbe,“ sagte Agnes beleidigt. „Papa nennt mich immer seine Goldtochter.“

„Er hat sich nur versprochen,“ lautete die flinke Antwort, „er wollte auch Krabbe sagen.“

„Aber ich will keine Krabbe sein,“ sprach Agnes, und ihr Gesicht verlängerte sich sehr bedenklich. „So sollst du mich nicht nennen.“

„Wie dero Gnaden befehlen,“ entgegnete Barrneß lachend. „Doch geweint wird hier nicht; sonst bist du weder Goldtochter noch Soldatentochter. Jetzt höre einmal, wie schön ich das Lied schon singen kann.“

Agnes hörte zu. Aber als er kaum zur Hälfte war, unterbrach sie ihn und sagte: „Onkel, du singst nicht schön. Mama singt viel schöner als du.“

„Kind,“ erwiderte er, „wie kannst du mir so etwas ins Gesicht sagen? Jetzt bekommst du auch keinen Ton mehr zu hören?“ Er ließ den Klavierdeckel herunter und stand auf, um anderweitige Belustigung zu suchen. „Was sitzt denn da?“ fragte er und deutete auf ein unklares Etwas im Sofawinkel.

„Daß sie sitzen, Onkel, das ist Esther,“ rief Agnes, herbeilaufend. „Sie hat nur noch einen Arm und keinen Kopf.“

„Schadet nichts,“ antwortete er; „wir werden mit der kopflosen Esther Ball spielen.“

Das war ein Vergnügen! Die verstümmelte Puppe flog in der Stube umher, an die Decke, auf den Ofen, hinter die Schränke, und Barrnek und Agnes flogen hinterdrein, wobei sie um die Wette lachten und jubelten. Sie hielten erst inne, als sie ganz erhitzt und außer Atem waren und das Kind wie eine kleine Wilde aussah.

„Komm her, ich will dich frisieren,“ sagte Barrnek; „wenn Mama dich so sieht, kriege ich Schelte.“

Während Agnes bereitwillig ihre wehenden Locken in ein Bündel zusammenschnüren ließ, äußerte sie: „Warum kommst du nicht alle Tage zu mir, Onkel Barrnek? Der andere Onkel ist ja zu langweilig.“

„Welcher denn, du glückliche Nichte, die die ganze Welt voll Onkels hat?“ fragte er.

„Der andere, der Papa immer zum Frühstück abholt,“ antwortete das Kind. „Ich mag ihn nicht, und Mama mag ihn auch nicht, und er hat noch kein einziges Mal mit mir gespielt, wie du.“

Der lustige Onkel nahm ihre Mitteilung viel ernster auf, als die kleine Agnes verstehen konnte. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl und murmelte vor sich hin: „Diese neugebackene Freundschaft mit dem langen Sengern will mir gar nicht in den Kopf. Und Reggfieß kommt wirklich nicht; ich bin schon beinahe eine Stunde hier. Weißt du, Agnes,“ sagte er dann zu seiner kleinen Gefährtin, „jetzt wollen wir einmal in die Küche gehen und nachsehen, was Mama gekocht hat.“

Sie fanden Serena am Kochherd. Ihr zartes Gesicht war von den aufsteigenden Dämpfen leicht gerötet, und als sie es jetzt den Eintretenden zuwandte, war Selbstlosigkeit und Herzensgüte so deutlich darin zu lesen, daß sie unbeschreiblich reizend aussah. „Wie leid thut es mir, daß Sie so lange warten müssen!“ sagte sie. „Ich hatte gehofft, mein Mann würde heute früher nach Hause kommen.“

„Also bleibt er für gewöhnlich immer so lange?“ fragte Barrnek.

„Nicht immer, nur zuweilen,“ antwortete sie. „Herr von Sengern weiß ihn so gut zu unterhalten, daß er wohl manchmal vergißt, wie spät es ist.“

„So,“ sagte Barrnek. „Nun, ich habe mich jetzt eines Besseren besonnen; ich werde der Reihe nach alle Frühstückstafeln

unserer ehrsamten Stadt durchsuchen, und wenn ich Reggfield finde, dann wird er nach Hause besorgt, aber mit Dampf. Empfehle mich gehorsamst, Frau Gräfin." Und ehe sie noch Einwendungen erheben konnte, war seine behende Figur in der Thür verschwunden.

Mit eiligen Schritten wanderte er durch die Straßen. Die erste Einfuhr hielt er in einer von den Offizieren gern besuchten Weinstube. Er hoffte, seinen Freund hier zu finden, doch traf er nur mehrere andere Kameraden, die gemütlich beim Frühschoppen saßen. Barrnbek sollte sich zu ihnen gesellen, aber, treu seinem Vorhaben, riß er sich los und wanderte weiter. Das zweite Lokal, das er einer Musterung unterwarf, war eine große Konditorei, die nach der Straße zu einen offenen Vorbau hatte. Hier konnten sich in der milden Spätherbstluft allerhand Müßiggänger. Reggfield war nicht unter ihnen, und schon wollte Barrnbek sich wieder entfernen, als eine bekannte Stimme seinen Namen rief. Es war sein Oberst, der allein an einem Tischchen saß und ihn nun zu sich heran winkte.

„Sie sind der erste vernünftige Mensch, der mir an diesem Sammelplatz von Unvernunft begegnet,“ sagte er. „Wen suchen Sie denn?“

„Einen Unvernünftigen,“ antwortete Barrnbek. „Und da dieser Sammelplatz noch zu vernünftig für ihn zu sein scheint, so habe ich allen Grund, mich ergebenst zu empfehlen.“

„Nein, nicht so eilig,“ sagte der Oberst. „Sie suchen ohne Zweifel den Reggfield. Der ist, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, gut aufgehoben beim Baron von Sengern. Ich aber sitze hier bereits seit einer Stunde, sehe zu, wie der eine Mensch Pastetchen ißt und der andere Schokolade trinkt, und finde keinen einzigen, mit dem es sich der Mühe verlohnte, ein Gespräch anzufangen. Sie sind, wie gesagt, der erste, und nun bleiben Sie hübsch ein Weilchen hier und leisten Sie mir Gesellschaft.“

Einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche seines Vorgesetzten durfte Barrnbek keine Weigerung entgegensetzen. Mit einem unterdrückten Seufzer nahm er an dem Tische Platz und hörte zu, wie der Oberst ihm erzählte, daß er Strohmützer sei, und daß er sich deshalb an diesen Ort der Zerstreuung geflüchtet habe. Der Humor, mit dem der Herr Rittmeister gelegentlich die Erzählungen des Redseligen unterbrach, war etwas beißender Natur, ohne doch den schuldigen Respekt zu verletzen. Er glied dem Rettig, der uns zwar den Mund verzieht, aber doch den Appetit reizt.

Ein derartiges Vergnügungslokal ist so zu sagen ein Theater mit beständigem Scenen-Wechsel, nur daß Zuschauer und Schau-

spieler nicht von einander zu unterscheiden sind. Mancher sitzt da vor seiner Portion Kuchen oder sonstigen Erfrischung, die er gedankenvoll hinunterstopft, und ahnt nicht, daß die mitleidlose Natur ihn als einen lächerlichen Komödianten benutzt, und der, welcher diese Bemerkung macht, weiß nicht, daß er selbst eine ernste Kulisse der ganzen Scene bildet. Auch das Kind, das da so schüchtern hereintritt und sich mit verlangenden Blicken dem Verkaufstische nähert, weiß nicht, daß es eine sinnvolle Rolle spielt. In der Hand hält es einige Pfennige und gedenkt sich dafür die helle Freude zu kaufen. Mit wie frohen Sprüngen mag es hierher geeilt sein, überlegend, was alles für sein Geld ihm erreichbar sei! Nun steht es da, betrachtet mit verwirrten Blicken die Herrlichkeit und je mehr Schätze der Verkäufer ihm zeigt, je mehr steigert sich seine Unentschlossenheit, was von allem das Begehrtestwerteste sei. Schließlich ist es nur ein Weniges, das ihm in die Hand gelegt wird, und dies Wenige ist draußen auf der Straße rasch verzehrt. Wenn es dann nach Hause kommt, so ist ihm von seinem Gelde und seiner Herrlichkeit nichts geblieben, nichts, kaum ein Nachgeschmack, der sich nach dem Genuß von Süßem bekanntlich leicht in einen bitteren verwandelt.

„Ja, es ist kaum zu glauben,“ sagte der Oberst soeben, „der General war, so lange er lebte, eine glänzende Persönlichkeit, ein leuchtendes Gestirn, in dessen Strahlenglanz sich ein Duzend Schmarotzer ebenso leuchtend vorkamen. Nun er tot ist, befindet sich seine Frau mit den Kindern in nahezu dürftigen Verhältnissen, und die leuchtenden Freunde gehen daran vorüber und zucken die Achseln. Was soll man dazu sagen?“

„Daß man von den Mücken, die unser Blut saugen, keine Dankbarkeit erwarten darf,“ erwiderte Barrnbef. „Warum sich über etwas so Natürliches wundern? Und da Sie den Verstorbenen mit einem Gestirn zu vergleichen liebten, so läßt sich die Sache noch leichter erklären. Auch unsere Erde empfängt ihr Licht von einem glänzenden Gestirn und wird finster, wenn seine Strahlen sie nicht mehr treffen. Aber darum fällt es doch keinem denkenden Menschen ein, sich zu beklagen, daß er in der Nacht nicht bei Sonnenschein spazieren gehen kann. Es ist eben“ — hier brach Barrnbef plötzlich ab, sprang von seinem Sitz empor und starrte auf die Straße hinunter.

„Was sieht Sie an?“ fragte der Oberst, „sehen Sie Gespenster?“ Doch auch er gewahrte in der Ferne zwei hohe Gestalten, die neben einander langsam näher kamen.

„Er ist's,“ sagte Barrnbef halblaut. „Verzeihen Sie, Herr Oberst; aber ich muß meinen Freund um jeden Preis sprechen.“

„So gehen Sie,“ erwiderte der Oberst ärgerlich. „Taucht der Reggfeld am Horizonte auf, taucht bei Ihnen die Genießbarkeit unter. Wenn Sie ein schwärmerisches, junges Mädchen wären, könnte es nicht schlimmer sein.“

Barrneß nahm die Bormürfe schweigend hin, grüßte vorchriftsmäßig und eilte dann hinaus, den Kommenden entgegen. Nicht weit von der Konditorei traf er mit ihnen zusammen. „Endlich, Reggfeld!“ sagte er nach flüchtiger Begrüßung. „Seit zwei Stunden erwarte und suche ich dich.“

„Ist etwas geschehen?“ fragte Reggfeld.

„Geschehen? Nein,“ antwortete Barrneß. „Habe ich nur dann noch das Recht, dich zu sprechen, wenn ich von einem Unglück berichten kann?“

„Sie sind ein scharfer Freund, Herr Rittmeister,“ entgegnete der Baron von Sengern statt des Gefragten. „Warum dürfen nicht auch andere sich der Gesellschaft des Grafen Reggfeld erfreuen?“

„Was das betrifft, Herr Baron, so sind Sie jetzt entschieden im Vorteil mir gegenüber,“ sagte Barrneß.

„Eifersucht,“ lachte Augustin; „nun, ich weiß die Ehre zu schätzen, die Eifersucht eines solchen Nebenbuhlers erregt zu haben.“ Und zu Reggfeld gewendet, fuhr er fort: „Ich werde Sie jetzt diesem egoistischen Freunde ungestört überlassen, Herr Graf; schilt er gar zu viel, dann flüchten Sie zu mir; ich gehe nicht mit Ihnen ins Gericht, selbst wenn ich sechsmal zu Ihnen kommen müßte, ohne Sie zu treffen.“ Also sprechend, verließ er sie, und die beiden gingen allein weiter.

„Seit wann findest du denn gar so großen Gefallen an der Unterhaltung dieses langen, glatten Hals?“ fragte Barrneß nach einer Pause.

„Du könntest dich wohl etwas achtungsvoller ausdrücken,“ sagte Reggfeld.

„O, mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Barrneß. „Sperr mich nur einmal vierundzwanzig Stunden mit dem höflichen Freiherrn zusammen ein, dann sollst du sehen, daß ich nicht ungelehrtig bin.“

„Du scheinst heute in recht angenehmer Laune zu sein,“ bemerkte Reggfeld. „Fast möchte ich Sengern recht geben und glauben, daß du eifersüchtig bist.“

„Sm,“ sagte Barrneß und konnte sich fürs erste auf keine bessere Antwort besinnen, vermutlich, weil er sich getroffen fühlte. Nach einer Weile jedoch hob er an: „Reggfeld, du bist Inhaber

der verschiedenartigsten hervorragenden Eigenschaften, aber die Menschenkenntnis zählt nicht dazu.“

„Und wobei hätte ich denn diesen Mangel bewiesen?“ fragte Reggfield.

„Ich fürchte, du wirst es mir wieder als Eifersucht auslegen,“ antwortete Barrnbef. „Sieh, auch ich habe gelegentlich mal ganz gern mit dem langen Baban — pardon! — mit dem geistreichen Herrn von Sengern geplaudert, aber immer mit dem Vorbehalt: Drei Schritte vom Leibe! denn — ich halte ihn nicht für aufrichtig.“

„Nun,“ sagte Reggfield, „wenn das letztere wahr wäre, dann fände er ja an dir ein wirksames Gegengewicht; denn du bist allerdings manchmal noch mehr als aufrichtig.“

„Grob,“ verbesserte Barrnbef mit ingrimmigter Ruhe.

„Nicht doch,“ erwiderte Reggfield. „Sage mir jetzt lieber, weshalb du mich gesucht hast.“

„Weshalb?“ wiederholte Barrnbef; „Reggfield, ist es denn schon etwas so Unerhörtes geworden, daß ich einmal Verlangen habe, dich zu sehen und zu sprechen? Es sind schon zwei Wochen, seit ich das letzte Mal mit dir zusammen war. Immer, wenn ich jetzt nach dir fragte, hieß es: „Er ist ausgegangen.“ Heute allerdings wollte ich dir noch mitteilen, daß deine Frau mit der Kleinen mutterseelenallein zu Hause ist. Es kann jeder Bösewicht über sie herfallen.“

„Sie hat ja Mädchen und Burschen bei sich,“ sagte Reggfield.

„Nein, sie hat Niemand bei sich,“ entgegnete Barrnbef.

„Als ich sie verließ, stand sie am Herd und kochte. Die Diensthoten sind auf der Rolle, und auch deine Schwägerin ist heute nicht da, wie du wohl wissen wirst.“

„Barrnbef,“ sagte Reggfield, stehenbleibend, „du thust wirklich, als wäre es ein Todsünde, wenn ich einmal eine Stunde außer dem Hause zubringe. Meines Wissens bin ich der Mann meiner Frau, und nicht ihre Kindsmagd.“

„Wenn jemand ein Kind heiratet, muß er das Kind auch hüten,“ brummte Barrnbef vor sich hin, zum Glück so undeutlich, daß sein Freund die Worte nicht verstehen konnte.

„Wir wollen von etwas anderm reden,“ sagte Reggfield.

„Ich habe schon heute Verdruß gehabt und spüre keine Lust, mich mit dir zu zanken.“

„Was hast du denn für Verdruß gehabt?“ fragte Barrnbef.

„O, nichts von Bedeutung,“ antwortete Reggfield ausweichend. „Wenn der Mensch einmal ärgerlich ist, dann ärgert er sich über alles. Doch weißt du, Barrnbef, daß wir ein Meisterstück fertig gebracht und meine Schwägerin überredet haben,

morgen die große Gesellschaft zu besuchen? Wirklich, ich freue mich darauf, und ich bin neugierig, wie unsere schlanke Edeltanne sich im Ballsaale ausnehmen wird.“

Sie hatten während der letzten Worte das Haus erreicht, und Barrnbek machte Miene, sich zu entfernen. Aber Reggfield hielt ihn zurück. „Komm mit, du unverbesserlicher Moralprediger,“ sagte er. „Du hast mir so genau angegeben, was heute in meinem Haushalt geschehen ist, daß ich vermute, du hast auch noch den Küchenzettel studiert. Und da ist es doch wohl nicht mehr als recht und billig, als daß du ihn nun durch thätliches Eingreifen noch gründlicher kennen lernst.“

Unschlüssig sah Barrnbek auf, und dabei begegneten sich ihre Blicke. Der eine las in dem Auge des andern, und fast zu gleicher Zeit brach auf beiden Gesichtern ein Lächeln durch. In der nächsten Sekunde hatten ihre Arme sich ineinander geschlungen, und die hohe Hausthür schloß sich hinter einem völlig geeinten Freundespaar.

Der nächste Morgen brachte Maria zurück. Ungern hatte der Oberförster sie noch einmal ziehen lassen; es war ihm gar zu einsam in Haus und Wald, und nur das Versprechen, nach drei Tagen ganz heimzukehren, verschaffte Maria das Vergnügen, den Ball zu besuchen.

Als sie am Abend, in lichtfarbige Seide gekleidet, zu ihren Geschwistern trat, sagte Reggfield mit unverhohlener Bewunderung zu Serena: „Wir werden Staat mit ihr machen, nicht wahr, kleine Heye?“

*

*

*

Auf dem Ball ereignete sich für Maria etwas Ueberraschendes.

„Haben Sie Ihre Großeltern gekannt, Fräulein Biriletti?“ fragte Elbeding sie in einer Tanzpause.

Maria verneinte. „Mein Vater hat als sechsjähriges Kind sie zum letztenmal gesehen. Er fand seine Heimat bei den Eltern meiner Mutter.“

„Hat denn Ihr Herr Vater niemals erwähnt, ob er mit meiner Familie in irgend welcher Verbindung stand?“

„Nein, niemals,“ sagte Maria kopfschüttelnd.

„Aber er ist kein Deutscher?“ fragte Elbeding wieder.

„Er rechnet sich zu den Deutschen,“ antwortete sie, „doch seine Eltern kamen aus Italien.“

„Aus Italien,“ wiederholt Elbeding und legte sinnend die Hand an die Stirn. „Wo werde ich da einen Zusammenhang

finden? Aber der Name Ihrer Frau Mutter?" fuhr er fort; „das soll meine letzte zudringliche Frage sein.“

„Meine Mutter hieß als Mädchen Charlotte von Werder,“ erwiderte Maria. „Auch ihr Vater war ein Jägersmann.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Elbeding. „Benigstens habe ich nun einen Ariadne-Faden, an dem ich weiter suchen kann. Unsere Familie besitzt eine alte Chronik, die in dem Archiv des Majorats-Gutes aufbewahrt wird. Als halbwüchsiger Knabe habe ich einigemal darin gelesen, und mir ist, als wäre mir da Ihr Name begegnet. In nächster Zeit reise ich zu meinem Bruder, der gegenwärtig Besitzer des Majorats ist, und dann werde ich nicht verfehlen, die Chronik von Anfang bis zu Ende zu durchforschen. Es sollte mir ein Vergnügen sein,“ schloß er, sich höflich verneigend, „wenn ich einen Zusammenhang zwischen Ihrer und meiner Familie ausfindig machen könnte.“ Da eben jetzt die ersten Klänge eines Walzers durch den Saal hallten, erbat er sich eine Extra-Tour und führte sie in den bunten Reigen.

Es war in den ersten Morgenstunden, als die Tanzmüden sich trennten. Das Ehepaar stand allein im Wohnzimmer, und Reggfeld sah nach der Thür, durch welche Maria soeben hinausgegangen war. Sein Gesicht zeigte dabei einen so eigenartigen Ausdruck, daß Serena ihn nach der Ursache fragte.

„Ich dachte an eine gescheiterte Hoffnung,“ sagte er. „Wäre es nicht hübsch, wenn aus Barrnbek und Maria ein Paar würde?“

„O,“ rief sie, vor Freuden errötend, „also denkst auch du daran? Ich wünsche es schon lange.“

„Ja, kleine Hexe, aber das Wünschen hilft uns nichts,“ erwiderte er; „die beiden fangen nicht Feuer. Barrnbek, der närrische Kerl, hat alles, was er an Gefühl besitzt, für die Freundschaft verausgabt, nun ist für die Liebe nichts mehr übrig geblieben. Und Maria gar! Ich habe heute Abend manchen bewundernden Blick bemerkt, der ihr galt, doch sie steht den liebenswürdigsten Männern gegenüber ruhig, freundlich, unberührt, wie eine schöne Statue.“

„Weißt du, Erich, was ich manchmal denken muß?“ sagte Serena. „Wenn du einen Doppelgänger hättest, den würde Maria lieben.“

„O du Närrchen!“ lachte er. „Da sieht man, die Liebe macht blind. So hast du nie gemerkt, daß ich von Anfang an mir Marias Mißfallen zugezogen habe, und daß sie mich jetzt nur erträgt, weil ich eben dein Mann bin? Nein, kleine Hexe,

auch mein Doppelgänger würde bei unserer lieben Heiligen Fiasco machen."

Er nannte sie oft so, Maria wußte es wohl, und sie wußte auch, daß es nur zur Hälfte Hochachtung war; die andere Hälfte war Ironie, wenn auch nicht bösgemeinte.

Nach zwei Tagen kehrte die „liebe Heilige“ in ihr väterliches Haus zurück. Man könnte sich manchmal versucht fühlen, an das Walten kleiner, tüchtiger Kobolde zu glauben, wenn durch scheinbar geringfügige Umstände große Widerwärtigkeiten über uns hereinbrechen. Eine ähnliche Erfahrung sollte Serena am Abend des Tages machen, der ihr die verständige Schwester entführt hatte. Reggfield war zufolge einer Aufforderung des Herrn von Sengern schon gegen fünf Uhr ausgegangen, ohne die Zeit seines Wiederkommens zu bestimmen, und nun saß seine junge Frau an ihrem Arbeitstischchen, etwas betrübt und einsam, wie man sich denken kann, als das Läuten der Entree-Glocke sie aufschreckte. Es währte nicht lange, so erschien der Bursche mit der Meldung, daß ein fremder Herr die Frau Gräfin zu sprechen wünsche. Auf die gewährende Antwort führte er einen jungen Menschen herein, dem man seinen Stammbaum bis zum Vater Abraham hinauf vom Gesicht ablesen konnte. Im übrigen war er geschneigelt und gebügelt, wie ein Gentleman, und trug ein großes, versiegeltes Schreiben in der Hand.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte Serena.

„Ich bin der erste Buchhalter der Firma Cohn und Aron,“ erwiderte er, „und bringe diesen Brief von meinem Prinzipal mit der Bitte um sofortige Berichtigung.“

Serena nahm den Brief und betrachtete ihn. „Er ist an den Herrn Grafen adressirt,“ sagte sie, „aber der ist augenblicklich nicht hier.“

„In dem Falle,“ entgegnete der erste Buchhalter, „bin ich beauftragt, den Brief der Frau Gräfin auszuhandigen, das heißt nur gegen bare Bezahlung.“

„Gegen bare Bezahlung?“ wiederholte Serena; „wofür?“

„Der Brief enthält einen Wechsel, der auf diese Stunde fällig ist,“ antwortete der junge Mann.

„Einen Wechsel?“ fragte die unerfahrene Gräfin; „was ist das?“

Der erste Buchhalter maß sie mit einem erstaunten Blicke, dann erwiderte er: „Ein Wechsel ist eine Geldforderung.“

„Also eine Rechnung,“ sagte Serena. „Was aber kann mein Mann bei Ihrem Herrn gekauft haben, das er nicht sofort bezahlt hat?“

Mit unglaublichem Zächeln antwortete der Bote: „Es handelt sich nicht um eine Rechnung, sondern um ein Darlehen, das der Herr Graf von unserer Firma empfang.“

Serena erschraf. Schon wollte sie das Siegel brechen, da fragte sie noch einmal: „Hat der Herr Graf befohlen, daß dieser Brief mir übergeben werden soll?“

„Der Herr Graf?“ wiederholte der junge Mann, „o nein.“

„Wer sonst?“

„Ein — nun — mein Prinzipal.“

Sehr bestürzt zog Serena sich mit dem verhängnisvollen Brief in den Hintergrund des Zimmers zurück und betrachtete ihn dort, als wollte sie den Inhalt durch den verhüllenden Umschlag entziffern. „Warum mußte Maria gerade heute fort!“ seufzte sie im stillen. „Sie hätte Rat geschafft. Ich weiß ja gar nicht, ob ich den Brief öffnen soll, da er an Erich gerichtet ist, und ich weiß auch nicht, wo Erich jetzt ist. Aber der Mann dort macht mir angst, wie er so lauern hierher sieht. Vielleicht ist der Wechsel nicht so groß, vielleicht kann ich ihn bezahlen und es Erich nachher sagen.“ Mit bebenden Fingern begann sie das Siegel zu brechen, und während dieser zögernden That klopfte ihr das Herz, als beginge sie ein Verbrechen. Nun war es aber geschehen, das Couvert fiel herab, und in der Hand hielt sie einen Zettel mit der Unterschrift ihres Mannes, von dem sie weiter nichts verstand, als daß die Zahl 200 wohl die geforderte Geldsumme sein müsse. Zweihundert Thaler — das war doch mehr, als sie erwartet hatte. Woher sollte sie im Augenblick eine solche Summe nehmen? Mergstlich sah sie nach dem fremden Manne; da stand er mit demselben lauernnden Blick und schien nicht willens, ohne Bezahlung fortzugehen. Was thun? Wie ein Retter in der Not kam ihr da plötzlich die Erinnerung an die Geldrolle, die Barrnbek ihr für die Ponies gebracht hatte. Hastig ging sie an ihren Schreibtisch und nahm sie heraus. Was noch an den zweihundert Thalern fehlte, raffte sie aus allerlei kleinen Kassen zusammen. Das letzte Geburtstagsgeschenk ihres Vaters, sogar die Sparbüchse der kleinen Agnes mußte herhalten, und nun war die Summe vollständig, und aufatmend handigte sie sie dem ersten Buchhalter ein. Er dankte und entfernte sich viel bescheidener, als er gekommen war.

Netzt stand Serena da, den bezahlten Wechsel in der Hand. Zunächst hatte sie nur das Gefühl unfäglicher Erleichterung. Aber als sie das wichtige Stücklein Papier nun an Stelle der Geldrolle in ihren Schreibtisch verschloß und dann an ihr Arbeitstischchen zurückkehrte, da kamen ihr allmählich allerhand Bedenken. Wozu hatte ihr Mann das Geld gebraucht? und warum

hatte er ihr nichts davon gesagt? Die Worte fielen ihr ein, die sie selbst zu Augustin gesprochen hatte: „Immer noch, wenn er mir etwas verschwieg, geschah es in einer edeln Absicht.“ Gewiß, es konnte auch hier nicht anders sein. Vielleicht hatte er einen Kameraden aus der Not geholfen. Und dennoch: damals als sie ihn nach dem Schlosse fragte, war er böse geworden; was würde er jetzt erst sagen, wenn er erfuhr, daß sie einen an ihn gerichteten Brief geöffnet und sich zur Mitwisslerin einer Sache gemacht hatte, die nach seinem Willen vielleicht ihr verborgen bleiben sollte! Dieser letzte Gedanke begann vor ihren Augen zu wachsen, bis er zu einer Drohung wurde, die sie mit Angst und Bangen erfüllte.

Langsam schlich die Zeit. Wenn unten die Hausthür ging und Schritte hörbar wurden, schrak sie zusammen, und wenn die Schritte verhallten, ohne den Erwarteten zu bringen, seufzte sie leise. Sie erhoffte und fürchtete zugleich sein Kommen. Aber es wurde sieben, es wurde acht Uhr, und Reggfeld kam nicht.

Das Abendessen stand wartend auf dem Tische. Die kleine Agnes war verdrießlich, weil sie zu Bett gehen sollte und Marias Autorität dabei fehlte. Umsonst versuchte die treue Marianne ihre Ueberredungskunst, um Serena zum Essen und Agnes zum Schlafen zu bewegen. Bei der letzteren endete die Scene in einem eigensinnigen Weinen, und die erstere ging in quälender Unruhe auf und ab, während zwei rote Flecken auf ihren Wangen brannten.

Endlich gegen zehn Uhr wurde das Entree aufgeschlossen. Thüren klappten, Schritte näherten sich — Serena wollte dem Kommenden entgegengehen, doch die Aufregung machte ihre Kniee zittern, so daß sie sich an einem Stuhle festhalten mußte.

Jetzt trat Reggfeld herein. Er sah nicht sehr glücklich aus und setzte sich nach kurzer Begrüßung in die Sofaecke. „Warum steht denn noch das Gerät hier?“ fragte er, indem er mißmutig den gedeckten Tisch übersah. „Ich dachte, um zehn Uhr könnte der Burische es allenfalls fortgeräumt haben.“

„Ich habe noch nicht gegessen, Erich,“ antwortete Serena; „ich habe auf dich gewartet.“

„Das war sehr thöricht,“ entgegnete er. „Ein andermal iß, wenn es Zeit ist, und warte nicht auf mich.“

„Willst du denn jetzt nicht essen?“ fragte sie.

„Ich danke, ich habe keinen Hunger. Aber du hole das Versäumte nach.“

„Auch ich habe keinen Hunger.“

„Thorheit,“ sagte er. „Ich habe mit Sengern zusammen eine Flasche Wein getrunken; das hast du nicht gethan. Hier“ —

er füllte hastig eine Tasse mit Thee und schob ihr verschiedene Teller hin — „das nimm. Ich wünsche es,“ fügte er hinzu, als sie zögerte.

Schweigend gehorchte sie, obgleich ihr die Bissen im Halse stecken zu bleiben drohten. Dann deckte der Bursche den Tisch ab, und sie blieben wieder allein.

„Jetzt muß ich es sagen,“ dachte Serena, und von neuem fing ihr Herz stürmisch an zu klopfen. „Nur noch ein wenig will ich warten, bis er seine Cigarre raucht.“

Doch Reggfield schien heute die Cigarre zu vergessen. Schweigend saß er da, strich zuweilen mit der Hand über die Stirn oder stellte zerstreut eine Frage. Endlich sagte er: „Laß uns schlafen gehen ich bin müde.“

„Fehlt dir etwas, Erich?“ fragte sie.

„Ich bin ganz gesund,“ erwiderte er. „Aber warum sollen wir denn bis in die Nacht hinein aufsitzen?“

So gingen sie mit einander hinaus. Als dann das Licht gelöscht und alles dunkel und still war, begann Serena leise: „Erich, ich möchte dir noch etwas sagen.“

„Nun?“

„Ich fürchte mich,“ fuhr sie stockend fort; „ich glaube nicht, daß du dich darüber freuen wirst.“

„Ach,“ sagte er, „wenn es keine gute Nachricht ist, dann spare sie lieber auf morgen; ich habe heute schon genug Aerger gehabt.“

So schwieg Serena. Aber als Reggfield bereits ruhig atmend schlief, lag sie noch wach mit schwerem Herzen, und ihr Kissen wurde von einer heimlichen Thräne feucht.

Am anderen Morgen begann die Pein von neuem. Immer, wenn die arme Serena allen Mut zusammengerafft hatte, um die gefürchtete Mitteilung zu machen, kam ein kleiner Zwischenfall, der es verhinderte. Und so blieb der Wechsel im Schreibtisch liegen, und die Last auf ihrem Herzen, und dieses erste Geheimnis schwebte wie ein unsichtbares Wölkchen zwischen den beiden Gatten. Es war nur erst ein Wölkchen, wie die lustigen, weißen Gebilde, die wir zuweilen an heißen Sommertagen am blauen Himmel aufsteigen sehen. Oft sind sie die Vorboten eines nahenden Unwetters, oft aber auch kommt die siegende Sonne und nimmt die Wölkchen in ihre Strahlenarme, bis sie unter dieser Umarmung zu lichten Atomen zerstäuben.



Sechzehntes Kapitel.

Winterdessen zog der Herbst mit langsamem Schritten durchs Land, mild und freundlich, als sei er bemüht, die mancherlei Unbill vergessen zu machen, die er in früheren Jahren verübt hatte. Aber dennoch durfte er nicht versäumen, was seines Amtes ist, und so streifte er mit zögernder Hand das Laub von den Bäumen, daß die Füße der Lustwandelnden von den welken Rindern des Sommers umrauscht wurden.

Es war an einem hellen Nachmittage Anfang November, als Barrnbek zu seinem Freunde ins Zimmer trat und ihn bei einer recht sonderbaren Beschäftigung antraf. Er hatte rings auf den Tisch einen Kranz von Karten gelegt und stand nun davor mit gekreuzten Armen und düsteren Blicken.

„Was machst du denn da?“ fragte Barrnbek voller Erstaunen.

Bei der unerwarteten Anrede fuhr Reggfield zusammen und warf mit der Hand die Karten schnell durcheinander. „Ich habe dich nicht kommen hören,“ sagte er entschuldigend.

„Ich habe angeklopft,“ erwiderte Barrnbek, „aber du warst zu vertieft. Was sollen denn die Karten, Reggfield? Es sah aus wie eine Patience, oder wolltest du das Orakel befragen?“

„Keins von beiden,“ antwortete Reggfield; „es war nur ein müßiger Zeitvertreib.“

„So wollen wir uns doch weiter damit die Zeit vertreiben,“ schlug Barrnbek vor. „Komm, laß uns eine regelrechte Patience legen. Ich denke, es wird gehen; denn durch deine Güte bin ich jetzt reichlich in der Patience geübt worden.“

„Wie meinst du das?“ fragte Reggfield.

„Se nun,“ sagte Barrnbeß, sich umwendend, „ich meine bloß, daß ich mich bald mit der Erinnerung an dich und an vergangene Zeiten werde begnügen müssen; denn die Gegenwart speist mich leider sehr dürftig ab.“

„Und inwiefern soll ich daran schuld sein?“ fragte Reggfield etwas gereizt.

„Still,“ antwortete Barrnbeß, „keinen Streit, Kamerad.“ Er setzte sich und nahm ein Häuflein Karten in die Hand, um sie aufmerksam zu betrachten. „Sonderbare Dinger sind es,“ sprach er. „Man sagt, sie seien erfunden worden, um einen wahnsinnigen König zu zerstreuen. Darin liegt ein Widerspruch, aber etwas von beidem, von Wahnsinn und Zerstreuung, ist an diesen Blättchen haften geblieben. In der Hand des einen sind sie ein harmloser, müßiger Zeitvertreib, und in der des andern, die von Leidenschaft glüht, werden sie zum Dämon, der zuletzt dem Zerrinn in die Arme treibt.“ Er warf die Karten wieder auf den Tisch und heftete seine klugen Augen auf den Freund. „Auch dir wären sie einmal fast zum Verderben geworden,“ fuhr er fort, „weißt du noch? Ich habe damals um dich gezittert, Reggfield, aber Gott sei Dank, du fandest die Kraft, den Spielteufel von dir abzuschütteln.“

„Laß das,“ sagte Reggfield mit abgewandtem Gesicht. „Warum so dunkle Erinnerungen heraufbeschwören? Komm lieber zu meiner Frau; sie wird sich freuen, dich zu sehen.“

Sie fanden Serena am Schreibtisch, damit beschäftigt, einen Brief zu schreiben. „An Maria,“ erklärte sie auf Befragen.

„Wohl lauter Seufzer, nicht wahr?“ scherzte Barrnbeß. Aber er erschrak, als hätte er etwas Ungehöriges gesagt; denn Serena war blaß geworden und atmete rasch und gepreßt, wie im Kampfe mit Thränen. „Wird die schwesterliche Mama so sehr vermisst?“ fragte er teilnehmend. „Dann muß Reggfield sie am Ende wieder hereinholen.“

„Raum,“ sagte Reggfield; „Maria kann ja doch nicht immer hier bleiben; sie ist dem Vater unentbehrlich. Geh, Serena, besorge uns etwas zu trinken; Barrnbeß wird hierbleiben.“

Die junge Hausfrau eilte geschäftig hinaus, und als sie wieder allein waren, fragte Barrnbeß: „Ist deine Frau ganz gesund? Sie sieht so blaß und so schmal aus.“

Reggfield machte ein überraschtes Gesicht. „Zart sieht sie ja immer aus,“ antwortete er. „Sie hat noch niemals geklagt.“

„Das wird sie überhaupt nicht thun,“ bemerkte Barrnbeß.

„Aber mir ist es noch nicht aufgefallen, daß sie verändert aussieht,“ sagte Reggfield etwas beunruhigt, „und ich habe sie doch immer um mich.“

„Eben darum,“ erwiderte Barrnbeß; „die Gewohnheit stumpft ab, und du hattest nie sehr scharfe Augen, Reggfield.“

Serenas Rückkehr machte dem Gespräch ein Ende. Reggfield maß seine Gemahlin mit einem prüfenden Blicke und schüttelte dann gegen seinen Freund lächelnd den Kopf, als wollte er sagen: „Du siehst Gespenster am hellen Tage.“ Allerdings bot Serena jetzt einen rofigen, blühenden Anblick dar; die vorige Blässe war ganz verschwunden.

Als sie dann um den Kaffeetisch saßen, zog Reggfield mehrmals seine Uhr; er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Barrnbeß,“ sagte er endlich, „ich hoffe, du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich euch verlasse; eine getroffene Verabredung zwingt mich, jetzt aufzubrechen.“

„Was hast du vor?“ fragte Barrnbeß, „kann ich dich nicht begleiten?“

„Leider nein. Es ist eine Spazierfahrt. Ich habe bereits den Befehl zum Anspannen gegeben.“

„Necht so,“ sagte Barrnbeß; „eine Fahrt bei diesem milden Wetter wird für Frau Gräfin die beste Erfrischung sein.“

Reggfield wandte sich seiner Frau zu mit einem Ausdruck, der fast an Verlegenheit grenzte. „Ich kann dich heute nicht mitnehmen, Serena, so leid es mir thut,“ sprach er; „es ist kein Platz im Wagen. Ich habe den beiden Fräulein von Sengern versprochen, sie abzuholen, und der Baron wird sie begleiten.“

„Gewiß, Erich, ich bleibe zu Hause,“ antwortete sie; „du fährst mich dann ein andermal.“

Barrnbeß war aufgesprungen und starrte seinen Freund sekundenlang in sprachloser Vermunderung an. „Aber Reggfield, ist es denn möglich?“ brachte er endlich hervor. „Wenn die Fräulein von Sengern ausfahren wollen, warum benutzen sie dann nicht ihren eigenen Wagen, anstatt hier die rechtmäßige Besitzerin zu verdrängen?“

„Nimm es doch nicht gleich wieder so ernsthaft,“ sagte Reggfield. „Sengern deutete mir an, daß es seiner Schwester eine Freude sein würde, mit den Schimmeln zu fahren, und da ich viel Aufmerksamkeit von ihnen erfahre, kann ich wohl auch einmal eine für sie haben.“

„Du bist nicht klug, Reggfield,“ entgegnete Barrnbeß. „Die Sengernsche Sippschaft war mir zwar nie ans Herz gewachsen, nun wächst sie mir aber zum Hals heraus.“

„O Herr von Barrnbek!“ rief Serena entsetzt. „Ich kann es nicht hören, wenn Sie so böse Worte sprechen.“

„Ja, Frau Gräfin haben recht,“ sagte er; „ich bin heute ein bitterböser Mensch, und es ist besser, ich mache mich aus dem Staube, sonst stecke ich Sie noch mit meiner Bosheit an.“

Keggfield hatte während dieses Zornausbruches schweigend am Ofen gestanden, ohne seinen Freund anzusehen. Als dieser jetzt ohne Abschied hinausgehen wollte, sprang eben die kleine Agnes ins Zimmer und rief: „Papa, die Schimmel stehen vor der Thür, du möchtest herunterkommen.“ Dann gewährte sie den Gast, hüpfte auf ihn zu und erfaßte zutraulich seine Hand. „Onkel Barrnbek, nicht wahr, du spielst heute wieder mit mir?“ fragte sie.

„Nein, Kind, heute nicht,“ antwortete der Erregte und befreite sich.

Keggfield folgte ihm nach und sagte, während Barrnbek draußen seinen Degen einsteckte, vormaltsvoll zu ihm: „Wie kannst du nur so unvernünftig sein, Kamerad!“

„Kein Platz für deine Frau in euerem eigenen Wagen!“ erwiderte Barrnbek. „Da möchte ja ein — der Teufel bleibe dabei sanftmütig, ich kann es nicht.“ Und wirklich ging der lustige Rittmeister so bitterböse davon, daß sein langer Reiterfäbel flirrend auf jeder Treppenstufe aufschlug.

„Das war schrecklich, Erich,“ sagte Serena, als Keggfield zur Abfahrt gerüstet, wieder bei ihr eintrat. „Warum wurde denn Herr von Barrnbek so böse?“

„Er ist eifersüchtig,“ antwortete Keggfield; „er will nicht, daß ich mit Sengern verkehre. Du bist verständiger, Serena, nicht wahr? Du glaubst mir, daß ich lieber mit dir fahre, als mit irgend jemand auf der Welt. Aber es giebt leider konventionelle Verpflichtungen, denen man sich nicht entziehen kann. Glaubst du mir das?“

„Ja, Erich, ich glaube dir alles,“ sagte sie. Doch als er sich beugte, um sie zum Abschied zu küssen, wollte es ihm scheinen, als hätten die schönen dunklen Augensterne heute noch einen andern Glanz als gewöhnlich, einen feuchten Glanz. Diese Wahrnehmung trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu verbessern. Nachdenklich ging er hinaus, während Serena sich anschickte, ihren Brief zu vollenden.

Es mochte ein halbe Stunde vergangen sein, da verkündete die Glocke einen Besuch. „Herr von Sengern,“ meldete der Burfsche.

Bestürzt eilte Serena dem Kommenden entgegen und rief schon auf der Schwelle: „Ist ein Unglück geschehen? wo ist mein Mann?“

„Verzeihen Frau Gräfin,“ sagte Augustin, „es war ein Mißverständnis; ich habe mich der Partie gar nicht angeschlossen.“

„Aber dann wußten Sie ja, daß Sie meinen Mann nicht hier finden würden,“ sagte sie.

„Mein Besuch gilt Ihnen, Frau Gräfin,“ antwortete Augustin, sich tief verneigend.

„Mir?“ fragte sie betroffen und behielt knapp soviel Geistesgegenwart, um den Gast zum Niedersetzen einzuladen.

„Ja,“ erwiderte er; „ich weiß nicht, ob ich die Bitte wagen darf, mich als einen Freund zu betrachten.“

Die Frage war peinlich. Serena sann und sann, und sagte endlich: „Sie wissen, daß ich Fräulein Esther in aufrichtiger Freundschaft zugethan bin.“

„Es handelt sich nicht um meine Schwester, sondern um Ihren Herrn Gemahl, Frau Gräfin,“ erwiderte Augustin.

„Mein Mann!“ rief sie aus. „Also ist doch ein Unglück geschehen? O, warum sagten Sie es nicht gleich?“

„Kein Unglück im gewöhnlichen Sinne,“ entgegnete Augustin; „vorläufig ist es nur eine Drohung, aber sie kann zum Unglück werden, wenn nicht Einhalt gethan wird.“

„Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Ich glaubte, Frau Gräfin einigermaßen vorbereitet zu finden,“ bemerkte er; „wie mir gesagt wurde, hat man irrtümlicherweise einen Wechsel hierher gesandt, und er ist von Ihrer Hand eingelöst worden.“

„Der Wechsel —“ murmelte Serena, „woher wissen Sie davon?“

„Ich erfuhr es von dem Bankier,“ antwortete Augustin gelassen. „Es thut mir leid, daß durch seine Ungeglichkeit Ihnen ein Schrecken bereitet wurde, Frau Gräfin.“

„Ja,“ sagte sie, „ich habe viel Angst um diesen Wechsel ausgestanden; ich — ich habe es meinem Manne noch nicht gesagt.“

„Das war klug gethan,“ erwiderte er.

„Nein,“ sagte sie und richtete sich aus ihrer zusammengekauften Stellung auf, „es war unrecht gethan, unrecht und schwach, ich weiß es wohl. Aber ich bin schwach, und ich habe heute an meine Schwester geschrieben; sie wird mir helfen.“

„Haben Sie den Brief schon abgeschickt?“ fragte Augustin. Sie verneinte.

„Dann, wenn Sie meinen Rat annehmen wollen, übergeben Sie ihn dem Feuer,“ fuhr er fort. „Das drohende Unglück, von dem ich vorhin sprach, betrifft nicht jenen einzelnen Wechsel; er ist wie ein verschwindender Tropfen im Vergleich zu den übrigen Wechselschulden, die Graf Reggfield bereits gemacht hat.“

Ihre Augen öffneten sich weit, und auch ihre Lippen öffneten sich, ohne doch ein Wörtlein hervordringen zu lassen.

„Wie schmerzlich ist es mir, der Ueberbringer so peinlicher Nachrichten sein zu müssen!“ sagte Augustin. „Aber als Graf Reggfields Freund hielt ich es für meine Pflicht, die Gefahr, in der er schwebt, zur Kenntniss desjenigen Wesens zu bringen, das mit seinem Schicksal am innigsten verknüpft ist.“

„Wozu hat mein Mann soviel Geld gebraucht?“ fragte Serena.

„Gnädigste Gräfin,“ erwiderte Augustin, „ich kenne und bewundere Ihren kindlich unschuldigen Sinn. Warum soll ich ihn trüben durch Auseinandersetzungen, die Sie doch nicht verstehen würden? Wozu das Geld gebraucht wurde, bleibt sich im Grunde ziemlich gleich; die Thatsache einer großen Schuldensumme läßt sich darum nicht fortleugnen. Noch ist es möglich, Ihren Herrn Gemahl vor dem Abgrunde zu retten, dem er entgegen taumelt; ich hoffe es. Ich habe mich vorläufig bemüht, in den Besitz der Wechsel zu gelangen, denn es scheint mir besser, sein Schicksal in die Hand eines Freundes zu legen, statt in die des kalt berechnenden Börsenmannes.“

Er zog bei den letzten Worten eine Briefftasche hervor und breitete ihren Inhalt vor Serena aus. Da lag Bettel an Bettel, dem ähnlich, den sie in ihrem Schreibtische verwahrte. Es mochten wohl zehn an der Zahl sein oder mehr. Ihr schwindelte. „Wenn Sie sein Freund sind, Herr Baron,“ sagte sie nach einer Weile, „dann müssen Sie ihn warnen und ihm die Wahrheit sagen, wie Herr von Barrnek es thut.“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, das werde ich nicht thun,“ antwortete Augustin. „Graf Reggfield hat keine Ahnung von der Höhe seiner Schulden, und sie ihm jetzt plötzlich vor die Augen rücken, das wäre eine unverzeihliche Thorheit.“

„Ich verstehe Sie nicht, entgegnete Serena. „Wie kann mein Mann, wie Sie sagen, vor dem Abgrunde gerettet werden, wenn er die Gefahr nicht kennt?“

„Wissen Sie, Frau Gräfin, weshalb man einen Mond-süchtigen, der auf dem Dachrande nachtwandelt, nicht anrufen darf?“ fragte Augustin. „Er würde erwachen und — herunter-fürzen.“

Sie zuckte zusammen. Dann aber raffte sie sich mit plötzlichem Entschlusse auf und sagte: „Lassen Sie mir die Papiere, Herr von Sengern; wenn Sie ihn nicht warnen wollen, so muß ich es thun.“

„Wirklich?“ fragte Augustin mit mitleidigem Lächeln. „Warum haben Sie denn gezögert, jenen ersten Wechsel Ihrem Herrn Gemahl zu übergeben? Sie fürchten seinen Zorn, und mit Recht. Und dennoch kommen Ihnen gegenüber nur die sanften Seiten seines Charakters zur Geltung. Daß er aufahren kann, wie ein gereizter Löwe, haben Sie noch niemals erfahren.“

„Lassen Sie mir die Papiere,“ wiederholte Serena mit zitternden Lippen. „Ich will sie meinem Vater geben; er wird mit meinem Manne sprechen und ihm helfen.“

„Ich kann nicht,“ sagte Augustin. „Die Wechsel darf ich nicht aus den Händen lassen, und ich muß auch Sie bitten, Frau Gräfin, über die Angelegenheit tiefes Schweigen zu beobachten, selbst gegen Ihre nächsten Verwandten.“

„Warum?“ fragte sie.

„Gilt Ihnen die Ehre Ihres Gemahls so wenig?“ fragte er dagegen. „Ihr Herr Vater urtheilt nicht mit der gleichen Liebe, wie Sie. Er würde den Grafen verdammen schon um des Kammers willen, den er Ihnen macht. Oder zweifeln Sie daran?“

Serena seufzte und schwieg.

„Die Sache muß ein Geheimniß bleiben zwischen uns beiden,“ fuhr er fort, „bis sie zum guten Ende gebracht ist.“

„O, ein Geheimniß,“ sagte sie schauernd. „Das Geheimniß mit dem ersten Wechsel hat mich so unglücklich gemacht. Wie soll ich nun dies aushalten, und auf so unbestimmte Zeit!“

„Nur Mut!“ erwiderte Augustin. „Was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu raten und zu helfen, das will ich thun.“ Was er sonst noch sagen wollte, drängte er zurück, da er ihre Erschöpfung gewahrte.

Als er gegangen war, saß sie lange still, mit gesenktem Kopf, die Hände in einander verschlungen. Sie war unfähig, etwas zu thun, ja, nur einen Gedanken oder Voratz zu fassen. So fand sie Marianne, die mit Agnes hereinkam. Vergeblich bestürmte diese ihre junge Herrin mit Fragen, was ihr fehle, und riet endlich dringend, Serena solle sich niederlegen. Sie kannte sie von ihren ersten Lebensjahren an, und in Momenten der Gemütsbewegung passierte es dem redlichen Mädchen wohl, daß sie die respektvolle Anrede durch andere ersetzte, die noch der

Kinderstube im Forsthaufe entstammten. „Mein Herzensthöckchen, Sie haben ja ganz heiße Hände,“ sagte sie, „und der Kopf sieht aus wie eine Pöäonie. Ich will Zuckewasser holen, das trinken Sie, herzogoldiges Kind, und dann legen Sie sich hin und schlafen. Komm, Agnesmaus, wir wollen die liebe Mama nicht stören.“

Sobald Serena wieder allein war, stand sie auf und ging an ihren Schreibtisch. Sie nahm den fast vollendeten Brief an Maria, betrachtete ihn noch einmal und riß ihn mitten durch. Dann zündete sie ein Licht an, hielt die einzelnen Stücke darüber und sah zu, wie die Flamme das verzehrte, wöbon sie sich Rat und Hilfe versprochen hatte.

Wieder klingelte es draußen. Serena hörte, wie Marianne vorsichtig öffnete und flüsternd mit jemand sprach, der Einlaß begehrte. Dann hörte sie Barrnbek's Stimme mit unterdrückter Ungeduld: „Schläft sie denn wirklich? Nur eine Minute möchte ich sie sprechen.“

Sie ging hinaus und erschien auf der Schwelle, gerade in dem Augenblicke, als die hartnäckige Marianne die Entree-Thür schließen wollte. „Ich schlafe nicht, Herr von Barrnbek,“ sagte sie; „ich bin für Sie jederzeit zu sprechen.“

Er murmelte etwas und folgte ihr in das Zimmer. „Frau Gräfin,“ sagte er hier, „ich bin nur gekommen, um Ihre Verzeihung zu erbitten. Ich habe Sie erschreckt und Reggfield beleidigt. Das bereue ich jetzt; denn ich sehe ein, daß ich mehr gesagt habe, als ich zu sagen das Recht hatte. Wollen Sie die Güte haben und das meinem Reggfield ausrichten?“

„O wie gern!“ antwortete sie, „ich freue mich, daß ich ihm eine solche Botschaft bringen kann.“

„So will ich wieder gehen,“ sagte Barrnbek. „Aber, Frau Gräfin, wie unglücklich sehen Sie aus! Fehlt Ihnen etwas?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen,“ erwiderte sie. „Nur, nicht wahr, Herr von Barrnbek, Sie werden meinen Mann nie verlassen?“

„Fürchten Sie nichts,“ entgegnete er; „eine Freundschaft, die nun schon zwanzig Jahre gehalten hat, die reißt ein kleiner Sturmwind nicht gleich auseinander.“ Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Rippen. „Und nun adieu, sonst thut Ihre Marianne mir ein Leid an. Schlafen Sie, Frau Gräfin, Ruhe thut Ihnen not.“

Wirklich machte ihr zarter Körper jetzt seine Rechte geltend. Der heimkehrende Reggfield fand sie in den Armen des Schlummers. Er war, von Marianne benachrichtigt, leise eingetreten und stand nun vor dem Divan, auf dem sie ruhte. Wie

lieblich sah sie aus, wie holdselig! Es zog ihn zu ihr nieder. Als sein Hauch ihre Stirn berührte, öffnete sie die Lippen und flüsterte zweimal seinen Namen, innig und traurig. Da vergaß er, daß er sie nicht hatte wecken wollen; er drückte einen Kuß auf ihren Mund.

Sie erwachte und richtete sich auf. „Ich träumte von dir,“ sagte sie. „Wie gut ist es, daß du schon wieder da bist!“

Er setzte sich an ihre Seite. „Es war ein verdrießlicher Nachmittag,“ sprach er. „Denke, als ich zu Sengerns kam, stiegen nur die beiden Damen ein; der Baron sagte, er könne nicht mitfahren, er sei verhindert. Nun war Platz genug. Wie gut hättest du uns da begleiten können! Und der ärgerliche Zanf mit Barnbek wäre unterblieben.“

„Er zürnt dir nicht mehr,“ erwiderte sie und richtete ihre Botschaft aus. „Nicht wahr, Erich, er ist ein guter Freund?“

„Der beste, den es giebt,“ entgegnete er. „Aber ich kann keineswegs nicht mit Sengern brechen, ich darf es nicht. Früher konnte ich es wohl, aber jetzt nicht mehr.“ Das letzte sprach er wie für sich und versank dann in ein trübes Sinnen.

Serena betrachtete ihn aufmerksam. Nach einer Weile legte sie ihre Hand auf seinen Arm. „Erich,“ sagte sie, „du hast mich heute gefragt, ob ich dir glaube. Ja, ich glaube dir, selbst, wenn — wenn jemand kommen sollte, der anders von dir spräche. Und wenn ich dich einmal nicht verstehen kann, dann denke ich an den Ritt, den du für Barnbek thatest, an Sengerns Rettung und an vieles andere, und dann weiß ich, daß du mir nichts verschweigst, wenn nicht ehrende Gründe dich zwingen.“ Es war die Sprache eines vertrauenden Kindes, einfach und ungekünstelt, aber eben deswegen um so ergreifender.

Meggfeld sprang auf und durchmaß das Zimmer mit stürmischen Schritten. Dann kehrte er zurück, kniete vor dem Divan nieder und neigte sein blondlockiges Haupt auf ihre Hand. „Serena,“ sagte er, „das Leben ist nicht immer leicht. Bisher hat es uns sanft angefaßt, vielleicht sollen wir es nun auch von einer ernsteren Seite kennen lernen. Aber mögen Wogen und Wolken kommen, sie können uns nicht auseinander reißen. Noch der letzte Schlag meines Herzens wird dir gelten.“



Zwölftes Kapitel.

Mit dem alten Jahre ging es zu Ende. Die ältesten Leute konnten sich eines so sanften Absterbens nicht erinnern. Die Stürme schienen gefesselt in einer Höhle zu liegen und auch der Winter verschob seine Ankunft von Woche zu Woche. Gegen die Mitte des Dezembers machten sich noch kaum einige Nachtfrostgezeiten geltend. Am Tage schien die Sonne mild und freundlich und wußte manchen grünen Salm zu verlocken, daß er sein müdes Köpflein noch aufrecht erhielt, anstatt es zum langen Winterschlaf auf die mütterliche Erde zu betten. Aber dennoch ging es bergab, und die alten Leute sagten: „Je milder der Dezember, desto schärfer der Januar.“

Der laue Sonnenschein fiel auch auf das Sengernische Palais und drang durch die dunkelroten Fenstervorhänge in das Gemach des jungen Edelmannes, um dort die braune Holzbekleidung der Wände etwas zu erhellen. Er huschte von einem wertvollen Gemälde zum andern, er kostete mit den alten, wunderbar geformten Urnen und den Götterbildern, die Zeugnis ablegten von der Verehrung, die der klassischen Vorzeit hier gezollt wurde, und er spielte mit den Kugelhüchsen und Hirschgeweihen, die den Jagdliebhaber verrieten. Zuletzt sprangen die Sonnenstrahlen neugierig auf die Köpfe des Geschwisterpaares und blieben dort haften, als seien sie willens, das Gespräch zu belauschen, welches die beiden führten.

Esther hatte ihren Kopf in die Hand gestützt. Sie sah aus, wie jemand, der über eine unklare Sache sich klar zu werden wünscht. „Du weißt, Augustin,“ sagte sie, „seit du mein einziger Bruder bist, habe ich mich ganz an dich angeschlossen. Du be-

herrscht mich; ich kann deinen Einfluß nicht leugnen; aber ich bin manchmal ungewiß, ob das mich besser macht oder schlechter."

"Nun, ich wenigstens bin mit dir zufrieden, Essi," erwiderte der Bruder lachend. "Diese Redensarten vom Besserwerden hast du wohl dem frommen Fräulein Maria abgelernt?"

"Fräulein Biriletti ist ein edles Mädchen," sagte Esther, "du mußt sie nicht verspotten, Augustin."

"Ich verspottete keine Heilige," entgegnete er und zog aus seiner Cigarre eine Dampfwolke, die sich dann in zierlichen Ringeln durch den weiten Raum verbreitete. "Du hättest sie zu deinem geistlichen Ratgeber ernennen sollen," fügte er hinzu.

"Einen solchen brauche ich nicht," erwiderte sie, "oder," fuhr sie zögernd fort, "es wäre vielleicht besser für mich, wenn ich meine natürliche Ratgeberin nicht verloren hätte."

"Bedarfst du guten Rates?" fragte Augustin.

Esther schwieg und beobachtete die Sonnenstrahlen, wie sie schräg durch das Fenster hereinhuschten. "Augustin," begann sie dann, "du weißt recht gut, weshalb Herr von Elbeding hierhergekommen ist."

"Und du weißt es nicht?" bemerkte er mit neckendem Seitenblick.

"Ja, auch ich weiß es," sagte Esther, "aber ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll, wenn er wirklich eine Frage wagt."

Augustin legte seine Cigarre beiseite und nahm eine ernste Miene an. "Nun sieh, Esther," sprach er, "ich habe längst darauf gewartet, einmal dies Thema berührt zu sehen, und ich glaube, ich kann dir hier besser zur Klarheit verhelfen, als irgend jemand anders."

"Wieso?" fragte Esther, "kannst du mir sagen, was ich ihm antworten soll?"

"Nein mußt du antworten, wenn du ehrlich sein willst."

"Nein," wiederholte sie, "und warum?"

"Weil deine Liebe einem andern gehört," entgegnete Augustin; "der Grund ist einfach und durchschlagend. Glaube doch nicht," fuhr er fort, als er Esthers heftiges Erröten bemerkte, "daß du mich jemals hättest täuschen können. Ich habe vor fünf Jahren gewußt, wessen Bild dein Herz erfüllte, und ich weiß es heute. Aber ich muß dir gestehen, daß ich diese Beständigkeit in deinem Charakter nicht vermutet hätte."

Esther hatte sich abgewandt und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. "O Augustin!" murmelte sie, "wie kannst du so schonungslos bloßlegen, was ewig begraben sein sollte!"

"Warum ewig?" ärgerte Augustin. "Es ist ja noch nicht aller Tage Abend."

„Ich verstehe dich nicht,“ erwiderte sie. „Willst du dich über mich lustig machen, dann wähle einen anderen Gegenstand, als diesen.“

„Das liegt mir sehr fern,“ antwortete er. „Wie könnte ich das Leid meiner einzigen Schwester zum Gegenstand frivolen Scherzes machen! Nein, Esther, ich wünsche nichts sehnlicher, als dich noch einmal glücklich zu sehen.“

„Das kann ich niemals werden,“ sagte sie. „Und wenn du denkst, mich dadurch glücklich zu machen, daß du mich immer wieder mit ihm zusammenführst, dann irrst du, Augustin; seine Nähe ist das süße Gift, das mein Leben noch ganz verderben wird.“

„Du bist ein unerfahrenes Kind,“ entgegnete er. „Nicht immer sind die Bande unlösbar, mit denen die Kirche zwei Menschen aneinander gekettet hat. Es giebt Fälle und Verhältnisse, die eine Lösung nicht nur gestatten, sondern gebieten, und bei allem Liebreiz der jungen Gräfin glaube ich doch nicht, daß sie Geist genug besitzt, um einem Manne wie Reggfield auf die Dauer zu genügen.“

„Augustin, du wirst mir unheimlich,“ sagte Esther.

„Warum?“ fragte er. „Zwei gute Augen haben die Bemerkung gemacht, daß Graf Reggfield die Nähe meiner Augen Schwester aufsucht. Was ist daran Unheimliches?“

Es geschah ihr selbst unbewußt, daß sie ein wenig von ihm hinwegrückte, und daß auf ihrem Gesichte sich etwas wie Grauen spiegelte. „Mephisto,“ kam es leise und scheu von ihren Lippen.

„Die Vergleichen ist nicht sehr schmeichelhaft, Schwesterchen,“ entgegnete er lachend. „Immerhin, Mephisto ist ein gemüthlicher Teufel. Aber sage mir, Esther, glaubst du nicht, daß ich es gut mit dir meine?“

„Ich wollte dir nicht wehe thun,“ erwiderte sie, „und ich will dich auch jetzt nicht kränken; doch, Augustin, nicht Graf Reggfield sucht uns auf, sondern du suchst ihn auf, und, es will mir scheinen, er ist nicht glücklicher geworden, seit du sein Freund bist.“

„Ja,“ sagte Augustin, „das hat seinen guten Grund, und wenn du weniger aufgeregt wärst, könnte ich dir vielleicht einen Einblick gestatten.“

„Ich bin nicht aufgeregt,“ sprach sie, indem sie sich emporrichtete.

„Nein, gar nicht,“ antwortete Augustin, und in diesem Augenblick wurde ihr Gespräch durch einen Diener unterbrochen. „Graf Reggfield,“ meldete er.

Augustin warf seiner Schwester einen bedeutsamen Blick zu, der zu fragen schien: „Glaubst du mir noch nicht?“ Dann sagte

er laut: „Sehr angenehm,“ und hierauf wurde Reggfield eingeführt.

Bei seinem Erscheinen überzog Esthers Gesicht eine glühende Röthe; sie stand auf und wollte aus dem Zimmer gehen.

Reggfield grüßte sie artig und sagte: „Es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu vertreiben, gnädiges Fräulein.“

„Bleib' doch hier, Esther,“ sagte Augustin, „warum willst du uns verlassen?“

Alein in Esther war durch das vorangegangene Gespräch aller edle Stolz geweckt worden, den Gott in das weibliche Herz, selbst in das schwache, gelegt hat, und der seiner Eigentümerin oft das zu thun verbietet, wozu die Neigung sie verlocken möchte. Darum erwiderte sie nur: „ich muß dem Vater die Zeitung bringen,“ verneigte sich flüchtig und ging hinaus.

„Nun, mein lieber Herr Graf,“ sagte Augustin, „was fangen wir heute an? Wollen wir das schöne Wetter benutzen, oder wollen wir hier bei einer Flasche Wein das historische Werk durchsehen, das Sie neulich so sehr interessierte?“

„Nein,“ erwiderte Reggfield, „ich habe mir für heute einen schweren Gang vorgenommen, und ich wollte Sie bitten, mich dabei zu begleiten. Sie wissen ja, die Ruhe hat nicht lange gedauert, obwohl ich schon hoffte, gesiegt zu haben. Es ist mir unbegreiflich, wie die Versuchung so schrecklich nahe, mit so zwingender Gewalt mir auf den Hals rücken konnte, aber ich glaube, auch ein Stärkerer als ich, wäre ihr unterlegen. Seitdem habe ich Unglück gehabt, immer nur Unglück, und nun wollte ich heute einmal anfragen, wie hoch meine — meine Schulden sich schon belaufen. Es müssen mehrere Wechsel fällig sein, und doch kann ich mir nicht helfen, ich muß noch eine neue Summe aufnehmen.“

„Das wird sich schon arrangieren lassen,“ sagte Augustin; „die Wechsel werden prolongiert, und was die neue Summe anbetrifft, so leiste ich eben wieder Bürgschaft.“

„Wollen Sie das wirklich noch einmal thun?“ fragte Reggfield sorgenvoll und dankbar zugleich.

„Selbstverständlich,“ antwortete der Baron. „Mein Gut hält schon noch andere Bürgschaften aus, als die paar kleinen Gefälligkeiten, die ich Ihnen erwiesen habe. Ich werde Sie doch nicht im Stiche lassen. Und nun kommen Sie, Herr Graf. Erst das Geschäft, und dann sehen wir uns nach ein paar lustigen Rumpanen um.“

„Nein, nein,“ sagte Reggfield hastig und abwehrend, „heute nicht. Ich will nur auf die Bank gehen und dann wieder nach Hause.“

Augustin betrachtete ihn mit lächelndem Blick und erwiderte: „So melancholisch, Herr Graf? Ich möchte fast glauben, daß Freund Barrnbef Ihnen einmal wieder den Text gelesen hat.“

Reggfield schüttelte den Kopf. „Sie werden es vielleicht gering anschlagen, Herr Baron,“ sagte er, „aber mir macht die Sache vielen Kummer. Die neue Freundschaft mit Ihnen bringt mich fast um meine alte. Ich schäme mich vor Barrnbef; ich kann ihm nicht mehr ehrlich in die Augen sehen.“

„Ja, ja, er ist streng, der Herr Tugendritter,“ bemerkte Augustin; „ich selbst habe gewaltigen Respekt vor ihm. Aber seien Sie unbesorgt; es wird Ihrem Namen auch in meiner Gesellschaft kein Unglück widerfahren. Wir beide ergänzen einander vortrefflich; denn ich bin ebenso kühl, wie Sie leidenschaftlich sind.“

„So wollen wir denn gehen,“ sagte Reggfield, und gemeinsam verließen Sie das Haus. Ungefähr fünf Minuten mochten sie gegangen sein, da machte der junge Graf seinen Begleiter auf eine männliche Gestalt aufmerksam, die ihnen entgegenkam. „Das ist Barrnbef,“ sagte er leise. „Er darf nicht erraten, wohin wir gehen.“

„Ueberlassen Sie es mir, ihm Auskunft zu geben,“ antwortete Augustin sorglos, und als sie bald darauf mit Barrnbef zusammentrafen, rief er ihm munter zu: „Nun, wohin des Weges, Herr Rittmeister?“

„So könnte eher ich fragen,“ — erwiderte Barrnbef.

„Da haben Sie's, Herr Graf,“ lachte Augustin; „ich behaupte doch nicht mit Unrecht, daß Herr von Barrnbef der gestrigste Freund ist, den die Sonne bescheint. Es könnte mancher ratlose Vater von ihm lernen, wie er seine Autorität einem widerpenstigen Sohne gegenüber ausüben muß.“

„Ich mache keinen Anspruch auf Autorität,“ antwortete Barrnbef mit Stirnrünzeln. „Sparen Sie Ihre Gleichnisse für einen, Herr Baron, der mehr Fassungsgabe hat, als ich.“

„Oho!“ sagte Augustin, „das bedeutet schlecht Wetter. Nehmen wir uns in acht, Herr Graf.“

„Barrnbef,“ begann Reggfield mit sichtlicher Verlegenheit, „es thut mir leid, daß ich dich nicht bitten kann, mit uns zu kommen. Ich fürchte aber, du würdest wenig Vergnügen davon haben; denn es ist ein Geschäftsgang, und da —“

„Da bist du überflüssig,“ vollendete Barrnbef. „Schöne dich nicht, Reggfield, mir die unverblünte Wahrheit zu sagen; sie ist zwar manchmal bitter, aber heilsam.“

„Sei nicht wieder empfindlich,“ bat Reggfield.

Doch Augustin beugte einem weitem Wortwechsel vor, indem er sagte: „Kommen Sie, lieber Graf; wir richten mit dem Ge-

strengen da doch nichts aus. Auf Wiedersehen, Herr Rittmeister, und dann hoffentlich in besserer Stimmung." Er küßte mit etwas spöttischer Verbindlichkeit den Hut und zog seinen Begleiter mit sich fort.

Barrnbef blieb zurück und sah den beiden nach. Aber als sie etwa vierzig Schritte von ihm entfernt waren, sagte er halblaut: „Halt, langer Raban, so lasse ich mich doch nicht betrügen. Jetzt will ich mich einmal überzeugen, wohin du meinen Reggfeld führst, und was du mit ihm vor hast.“ Und so setzte er sich in Bewegung, immer in einiger Entfernung hinter den beiden her, die an eine derartige Verfolgung gar nicht zu denken schienen. Sie gingen durch mehrere Straßen, bis die Wanderung ihr Ende erreichte vor einem Gebäude, das die goldene Inschrift trug: „Bankgeschäft von Cohn und Aron.“ Als die beiden hohen Gestalten hinter der Glasthür verschwanden, entstieg ein tiefer Seufzer Barrnbef's Brust. „Ich dachte es mir,“ sagte er vor sich hin, und dann wandte er um und ging langsam zurück. Die freundliche Sonne am Himmel hätte alle ihre Strahlen vergeuden können, es wäre ihr nicht mehr gelungen, den Ausdruck des Wohlbehagens auf das Antlitz des Offiziers zu locken, der sonst so frohgemut der Welt und dem Leben ins Auge geblickt hatte.

Auf der Brücke, die über den Fluß führt, traf er mit Elbeding zusammen. Erstaunt redete der Man ihn an. „Warum so grimmig, Herr Kamerad?“

„Ich ärgere mich,“ erwiderte Barrnbef, „ärgere mich darüber, daß das alte Jahr zu Ende geht, und ich es nicht halten kann.“

„Sonderbarer Grund zum Nerger und wenig Aussicht auf Hilfe,“ lachte Elbeding. „Da hätte ich noch eher Ursache zum Verdrießlichsein. Eben von meiner Urlaubsreise zurückgekehrt, gedachte ich meine Geschäfte in hiesiger Stadt recht in Ruhe abzuwickeln, und nun bekomme ich heute früh den Befehl, binnen zwei Tagen wieder in meiner elenden Garnison zu sein. Jetzt heißt es: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.“

„Dann will ich Sie nicht aufhalten, wenn Sie's so eilig haben,“ sagte Barrnbef.

„O bitte,“ antwortete Elbeding. „Aber können Sie mir vielleicht sagen, ob ich den Baron von Sengern zu Hause treffen werde?“

„Den werden Sie nicht treffen,“ erwiderte Barrnbef grolend; „er hat wichtige Dinge zu besorgen, bei denen Sie und ich überflüssig sind.“

„Gut,“ sagte Elbeding, „nun, wollen sehen. Adien, Kamerad.“ Als sie jedoch schon eine Strecke von einander ent-

fernt waren, wandte der Man sich noch einmal um und rief: „Herr von Barrnbek, noch einen Augenblick!“ Aber der Gerufene hörte nicht mehr, und Elbeding sprach zu sich selbst: „Thut nichts; ich kann die Abschrift Sengern geben, wenn ich Reggfield selbst nicht mehr sehen sollte.“ Dann schritt er weiter, dem Sengernschen Hause zu. Er fragte den bereifstehenden Diener nach dem gnädigen Fräulein und wurde die Marmortreppe hinan in ein Zimmer geführt, wo Esther noch bei ihrem Vater saß. Nach Verlauf einer halben Stunde verließ der Man das Haus wieder, düster und niedergeschlagen, und mit dem Bewußtsein, er werde es nie wieder betreten.

Auf derselben Brücke, wo er vorher mit Barrnbek gesprochen hatte, begegnete er jetzt Augustin, der allein daherkam. „Glücklich zurückgekehrt von Ihrer Reise?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Elbeding, „und ich gehe jetzt, um in der elendesten, kleinen Stadt für einen Irrtum zu büßen.“

Augustin sah ihn aufmerksam an. „Was hat's gegeben?“ fragte er.

„Nichts hat's gegeben,“ erwiderte Elbeding etwas beißend. „Ich komme aus Ihrem Hause, Herr Baron — nun — das Weitere werden Sie sich denken können.“

„Sie thun mir leid,“ antwortete Augustin. „Ja, meine Schwester ist ein unberechenbares Mädchen, und doch kann ich nicht sagen, daß sie Ihrer treuen Zuneigung unwert sei.“

Elbeding schwieg. Er griff in seine Tasche und zog ein Schreiben hervor, das er Augustin reichte. „Wollen Sie die Güte haben, dies dem Grafen Reggfield zu übergeben,“ sagte er. „Ich gedachte ihn aufzusuchen, aber nun werde ich nicht mehr die Zeit dazu haben, da ich noch heute abend abreisen will.“

Augustin betrachtete den Brief.

„Es ist nichts Dienstliches,“ fuhr Elbeding fort; „es sind einige Aufklärungen über die Herkunft seiner Frau, die Reggfield dem alten Grafen gegenüber vielleicht von Nutzen sein können.“

„Ich werde es besorgen,“ erwiderte Augustin, und dann trennten sich die beiden; jeder ging seinen eigenen Weg.

Der kommende Tag brachte für Reggfield den unerwarteten Besuch seines alten Freundes. „Reggfield,“ sagte Barrnbek, „ich bitte dich — wenn anders eine Bitte von mir dir noch etwas gilt — mich heute einmal zu begleiten.“

„Wohin?“ fragte Reggfield, „hast du Geschäfte?“

„Wie man's nehmen will. Mein Hauptzweck ist aber, dich bei mir zu haben.“

„Wenn du bloß meine Gesellschaft suchst,“ sagte Reggfield, „dann können wir ja ebenso gut hier bleiben.“

„Nein, nicht hier,“ erwiderte Barrnbef, „komm hinaus an die frische Luft; hier muß ich ersticken.“

Mit einigem Befremden willfahrte Reggfield dem dringenden Begehr. Unten angelangt, schlug Barrnbef einen Weg ein, der einsam und wenig besucht war, und dann gingen die beiden Freunde schweigend neben einander her; denn jeder erwartete vom andern, daß er das erste Wort sprechen werde. Vielleicht stellten sie im Stillen auch Vergleichen an, wie es früher gewesen war, wo sie keine Handlung, kaum einen Gedanken vor einander verborgen hielten. Solche Wandlungen im Menschenleben sind aber nicht geeignet, das Herz froh und leicht zu machen, und die milde Dezember-Sonne strengte sich wieder vergeblich an, ein Lächeln auf die Gesichter der schweigsamen Wanderer zu locken.

„Reggfield,“ begann Barrnbef endlich, „was soll das lange Zerrn und Warten? Besser, du erfährst es sogleich, was ich dir zu sagen habe: Ich weiß, wo du gestern gewesen bist; ich bin dir gefolgt.“

Diese kurze Erklärung hatte eine schreckliche Wirkung. Reggfield wurde leichenblaß und ballte die Faust. „Barrnbef,“ stieß er dann hervor, „stünde jetzt ein anderer hier an deiner Stelle, —“

„So würdest du Satisfaktion fordern,“ vollendete Barrnbef in bitterer Gelassenheit. „Ich schlage mich nicht mit dir, Reggfield, aber ich stelle dir frei, mich nun auch physisch zu verwunden, nach dem du es moralisch bereits gethan hast.“

Es folgte wieder eine Pause, während deren Reggfields Fassung und Selbstbeherrschung soweit zurückkehrte, daß er im Stande war, zuzuhören, als Barrnbef weiter sprach: „Seit länger als zwei Monaten habe ich nun schweigend zugehört, wie du dich von dem schlauen Baron betrügen läßt. Weiß Gott, was er für eine Absicht dabei hat, gut kann sie nicht sein, da er dich zum Schuldenmachen verleitet hat.“

„Du bist ungerecht,“ sagte Reggfield; „der Baron betrügt mich nicht, im Gegentheil, ich bin ihm zu vielem Dank verpflichtet.“

„So hättest du keine Schulden?“ fragte Barrnbef. „Es ist mir gleich, ob du mich für ungerecht oder eifersüchtig hältst, ich verlange nur zu wissen, ob du jenes Vokal in anderer Absicht betreten hast, als um Geld zu leihen?“

„Jeder Ehrenmann kann einmal in Geldverlegenheit geraten,“ antwortete Reggfield ausweichend.

„Ja, das kann er,“ sagte Barrnbef, „aber ein Ehrenmann braucht sich auch nicht zu schämen, solche Verlegenheiten einzugehen. Reggfield, ich habe eine schreckliche Ahnung. Ich will sie nicht in Worte kleiden, denn ich denke und hoffe, die Kraft,

die du einmal fandest, wird dir doch beim zweiten Male nicht versagen.“ Er hielt inne, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann fuhr er fort: „Denke an unsere gemeinsame Corps-Zeit, Reggfield, wo wir nie ein Geheimniß vor einander hatten, denke an die Scene im Corps, wo du zwei Stunden vor der Thür meines Gefängnisses lagst, und dann sage mir, ob du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir hast?“

„Ich habe immer Vertrauen zu dir gehabt,“ antwortete Reggfield, unfähig, der Bewegung seines Gemüths zu widerstehen.

„Nun denn,“ sagte Barrnbeß, „so darfst du mir jetzt die Antwort nicht schuldig bleiben. Ich frage dich nicht, wozu du das Geld des Juden gebraucht hast, nur wieviel du gebraucht hast, das will ich wissen. Sieh,“ fuhr er fort, als Reggfield schwieg, „ich bin, was man so sagt, ein armer Schlucker, aber vielleicht wäre es doch möglich, ich könnte dir helfen. Du weißt, nach dem Kriege habe ich durch die außerordentliche Gnade Seiner Majestät eine Dotation erhalten in Anbetracht meiner Verwundung —“

„In Anbetracht deiner Tapferkeit,“ unterbrach ihn Reggfield.

Ein flüchtiges Lächeln erhellte für den Augenblick die Züge des jungen Rittmeisters. Er sprach weiter: „Die Ruren, die ich gebrauchen mußte, um wieder dienstfähig zu werden, haben die Hälfte der Summe verschlungen, aber die andere Hälfte ist noch da, und sie steht dir zur Verfügung, Reggfield, jederzeit, wenn du sie nur von mir annehmen willst.“

„Niemals!“ entgegnete Reggfield mit Ungestüm. „Eher versehe ich mein ganzes Hab und Gut und mich dazu.“

„Du willst es nicht?“ fragte Barrnbeß traurig, „wenn es Sengern wäre statt meiner, nicht wahr, dann würdest du's annehmen?“

„Schon wieder diese unleidliche Eifersucht!“ rief Reggfield.

„Du machst mich noch rasend, Barrnbeß.“

„Willst du mich los sein, so sprich es aus und mache der Marter ein Ende,“ sagte Barrnbeß.

„Du bist ein Thor,“ erwiderte Reggfield. „Ist es denn ganz unmöglich, daß ein Mann zwei Freunde haben kann?“

„O, ein ganzes Duzend, wenn es dir beliebt, besonders, wenn sie alle so leicht und so falsch sind, wie dieser Baron.“

Reggfield stampfte mit dem Fuße; er hatte eine zornige Antwort auf den Lippen, aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Ich kann nur denken, daß der unsinnigste Neid dir den Kopf verdreht hat.“

„Denke, was du willst,“ entgegnete Barrnbeß. „Ich sehe, die Zeiten sind vorüber, wo mein Wohl und Wehe noch Wert

für dich hatte. Sprechen wir nicht mehr davon. Aber denke an deine Frau und an die Stunde, in der ich dir sagte, du führest sie Kämpfen entgegen, denen sie nicht gewachsen sei. Gott verzeihe dir, Reggfield; mich dünkt, diese Zeit ist gekommen."

Vergeblich suchte Reggfield nach einer Antwort, und während er noch suchte, tauchte jenseits der Straße ein Bekannter auf, bei dessen Erscheinen sich Barrnbeks Gesicht in bedrohlicher Weise verfinsterte. Reggfield jedoch sprach halblaut: „Er hat auf mich gewartet."

Sie gingen einige Schritte weiter. Da legte Barrnbek seine Hand mit eiserner Schwere auf des Freundes Arm und sagte langsam und gepreßt: „Reggfield, so lange ich dich kenne, ist dein Weg der meine gewesen, aber läßt du von jenem Schurken nicht ab, so wird diese Stunde uns trennen."

„Du bist ein Thor," antwortete Reggfield wieder, doch ohne ihn anzusehen oder seinen Arm von der umklammernden Hand zu befreien.

Unterdessen war Augustin näher herangekommen. Er schwenkte grüßend den Hut und rief schon von weitem: „Ein günstiges Zusammentreffen, Herr Graf; ich glaubte, Sie noch lange suchen zu müssen." Dann, als er vor ihnen stand, fuhr er fort: „Ei, sieh da, auch der Herr Rittmeister! Nun, wie steht heute das Wetterglas?"

Barrnbeks Finger lösten sich langsam von Reggfields Arm, und seine Hand sank schlaff herab. So blieb er stehen, steif und stumm, nur den Blick voll schmerzlicher Erwartung auf den Freund gerichtet, der seinerseits ein Bild des unglücklichsten Zwiepalts bot.

Augustin betrachtete die Gruppe mit einem feinen, ironischen Lächeln. „Nun, Herr Graf," sagte er, „wie lange wollen wir hier stehen und warten, ob der Herr Rittmeister die Erlaubnis erteilen wird, uns von der Stelle zu bewegen?"

Die leise Anspielung auf die Abhängigkeit von seinem Freunde, die ihm früher schon manche Neckerei eingetragen hatte, blieb nicht wirkungslos, sondern weckte Reggfields Trotz. Finster entgegnete er: „Ich brauche nicht zu warten."

„So können wir ja gehen," sagte Augustin. „Es wehen keine Mailäfte heute. Kommen Sie, Herr Graf, vielleicht findet Herr von Barrnbek es dann für gut, unserm Beispiel zu folgen." Er reichte ihm seinen Arm.

Nur einen einzigen, flüchtigen Blick noch warf Reggfield auf den regungslosen Mann an seiner Seite, der der treue Gefährte seiner Kindheit und Jugend gewesen war, dann nahm er zögernd

den dargebotenen Arm und ließ es geschehen, daß Augustin ihn mit sich hinwegführte.

Wie am Tage vorher blieb Barrnbeß zurück und sah den beiden nach. Weiter und weiter entfernten sie sich, und als jetzt die hohe, edle Gestalt des Grafen Reggfield an der Seite des langen Barons um eine Ecke bog, da war es dem lebensfrohen Dragoner-Offizier, als ob ein Fiebersehauer ihn erfasse und schüttele. „Mein Reggfield,“ murmelte er; „hol’ der Geier die ganze Menschheit!“

Augustin indessen strengte sich vergebens an, die Gedanken seines Begleiters von dem Vorgefallenen ab- und auf etwas anderes zu lenken. Weder die geistreichen Witze noch die boshaftesten Sarkasmen vermochten Reggfields Aufmerksamkeit zu fesseln; er blieb still und in sich gekehrt, bis der Baron endlich sagte: „Ich hatte Ihnen eine Mitteilung zu machen, lieber Graf; Sie haben in Ihrer Abwesenheit Besuch bekommen, und zwar von Ihrem Herrn Schwiegervater.“

„So,“ sagte Reggfield. „Haben Sie ihn kommen sehen?“

„Ich war in Ihrer Wohnung, als er ankam,“ antwortete Augustin.

„Bei meiner Frau waren Sie?“ fragte Reggfield zerstreut.

„Ja, um nach Ihnen zu fragen,“ erwiderte Augustin. „Mir schien es, als wäre der Herr Oberförster in der Absicht gekommen, Ihre Frau Gemahlin mit fortzunehmen.“

„Dann muß ich nach Hause,“ sagte Reggfield, wie aus einem Traum erwachend. „Entschuldigen Sie, Herr Baron, ich komme heute nachmittag wieder.“

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie jetzt,“ erwiderte der gefällige Baron, und da Reggfield nichts dagegen einzuwenden hatte, gingen sie zusammen bis vor die Hausthür, wo Augustin sich verabschiedete.

Als Reggfield den ersten Treppenabsatz hinaufgestiegen war, blieb er stehen und senkte tief und schwer auf. „Harry Barrnbeß,“ flüsterte er vor sich hin und deckte die Hand über die Augen. Aber dann strich er schnell weiter, über die Stirn und durch sein Haar, als wollte er sich selbst glauben machen, daß die erste Handbewegung nur zufällig gewesen sei.

Drinnen bei Serena fand er wirklich, wie Augustin ihm gesagt hatte, seinen Schwiegervater. „Grüß’ dich Gott, mein Sohn!“ sagte der Oberförster. „Ich habe dir mehrere Neuigkeiten zu erzählen. Komm, setz dich zu mir. Du siehst nicht glücklich aus. Was fehlt dir?“

„Kleine Verdrießlichkeiten,“ antwortete Reggfield. „Daß deine Neuigkeiten hören, dann vergesse ich sie.“

„Nun, die erste Neuigkeit ist, daß ich ernstlich daran denke, mich pensionieren zu lassen. Mit siebzig Jahren will das Waidwerk nicht mehr gehen, ich muß es einer jüngeren Kraft überlassen, wenn auch der Abschied von meiner alten, grünen Heimat mir schwer werden wird.“

„So denkst du daran, deinen Wald zu verlassen?“ fragte Reggfield.

„Ja,“ antwortete der Oberförster, „das ist die zweite Neuigkeit. Es ist so still draußen geworden, Maria und mir will's manchmal bange werden; es fehlt uns etwas. Und da ihr, meine lieben Kinder, nicht zu uns kommen könnt, so sind wir eins geworden, daß es besser sei, wenn wir zu euch kämen. Wir wollen hierher in die Stadt ziehen.“

„Vater!“ rief Serena aufjubilend und flog ihm an den Hals.

„Nicht wahr, kleine Hexe, das war eine Ueberraschung?“ fragte der alte Herr, während er sie an sich drückte und streichelte. „Nun höre die dritte Neuigkeit. Es werden also dies Jahr die letzten Weihnachten im Walde sein, und da dachten wir, ihr müßtet sie mit uns feiern, und weil's jetzt noch so wunderschön draußen ist, so — ja — eigentlich wollte ich dich und die Kleine heute schon mitnehmen. Was meint ihr dazu?“

Serena sah Reggfield an.

„Erich kommt nach, selbstverständlich, sobald er Urlaub erhält,“ sagte der Oberförster, der den Blick verstand. „Bis dahin muß er freilich eine kurze Zeit allein bleiben.“

Aber der helle Freudenschein, der vorher Serena's Gesicht verklärt hatte, war erloschen. „Es geht nicht,“ sagte sie traurig; „ich muß bei dir bleiben, Erich.“

„Warum mußt du das?“ fragte er. „Ich sehe die Notwendigkeit des Opfers nicht ein; Marianne wird mich versorgen, wenn auch nicht so gut wie du, so doch immerhin noch gut genug.“

„Erich —“ sagte sie, sonst nichts. Aber es lag eine angstvolle, zitternde Frage in dem einen Wort.

„Mir wird nichts geschehen,“ antwortete er hastig. „Sei nicht kindisch, Serena. Der Vater hat ganz recht, ein paar Wochen in der schönen Waldluft werden dir gut thun und dich wieder frisch machen; es ist wahr, du siehst jetzt manchmal blaß aus. Kurz und gut, ich wünsche es, daß du mit dem Vater gehst.“

Da schwieg sie und der hereinbrechende Abend fand sie und Agnes auf dem Wege zum heimatlichen Walde. Die guten, runden Braunen trabten, vom alten Franz geleitet, bedächtig dahin, Agnes plauderte, und der Oberförster scherzte mit ihr und Serena,

obwohl er die letztere stiller fand als sonst. Er schob das auf den Trennungsschmerz.

Mond und Sterne standen längst am Himmel, als der Wagen vor dem Forsthaufe hielt. Es sind zumeist wehmüthige Gefühle, die uns bestürmen, wenn wir unter gänzlich veränderten Verhältnissen eine alte Heimat wieder betreten; jeder Schritt weckt Erinnerungen an Zeiten, die uns um so ferner dünken, je glücklicher sie gewesen sind, und doch sind es oft nur wir selbst, die die schmerzliche Veränderung im Herzen tragen. Eine derartige Empfindung beschlich auch Serena, als sie mit Maria die Treppe hinaufstieg, die zu dem Erkerstübchen führte. Wie früher standen hier zwei schneeweiße Gardinenbetten, und die ältere Schwester sagte: „Serena, mir war's, als könnte es nicht anders sein, als müßtest du noch einmal das Zimmer mit mir teilen, wie in alten Zeiten.“

„Ach ja,“ antwortete Serena, indem sie auf den Stuhl vor ihrem Bette niedersank, „sie waren glücklich, die alten Zeiten.“

„So sei nun wieder unser Sonnenkind,“ sagte Maria. „Dies Haus ist öde geworden, als du hinauszogst. Aber du sollst jetzt nichts thun, Serena, mir ausruhen und dich pflegen lassen.“

Und es schien, als wollte Serena den Wunsch ihrer Schwester treulich erfüllen; sie ließ sich pflegen und hüten, wie ein Kind. Doch auch mit dem Ausruhen konnte Maria zufrieden sein; stundenlang saß sie oft am Fenster und sah müßig hinaus in den stillen Wald, und wenn sie auf des Oberförsters Wunsch ihn bei seinen Wanderungen begleitete, dann mußte der alte Herr seine Schritte mäßigen, und zuweilen sagte er halb betrübt, halb zweifelnd: „Kleine Heze, mich dünkt, du hattest früher flinkere Füße.“

Eines Tages, als die Dezembersonne ganz besonders freundlich schien und die kleine Agnes beim Großpapa saß, um ihn mit ihrem Geplauder zu unterhalten, schlug Maria ihrer Schwester einen Spaziergang vor. Sie gingen Arm in Arm über den weichen Waldboden, der von den verschiedensten Moosen und Flechten überwuchert war. Bald grau, bald dunkelgrün, bald hell und leuchtend breiteten die zarten Pflänzchen ihre Zweiglein aus. Mutig kletterten sie an den starken Bäumen hinauf und umgaben deren Stamm an der Wetterseite wie mit einem Pelz, unbekümmert um Frost und Hitze.

Der Pfad, welchen die beiden Schwestern verfolgten, führte durch ein dicht verschlungenes Dickicht von Wachholdersträuchern und niedrigem Nadelholz, bis er auf eine Wiese hinauslief und sein Ende am Fuße einer kleinen Anhöhe erreichte.

„Sieh da, unser lieber Hügel!“ sagte Serena. „Wie oft habe ich Heimweh nach ihm gehabt! Komm, laß uns hinaufsteigen und oben ein wenig ruhen.“

Maria willfahrte der Bitte. Sorglich deckte sie ein Tuch über den Boden, und dann ließen sie sich darauf nieder. Die Wiese zu ihren Füßen war nicht mehr grün, sie hatte einen gelblichen Schein, es blühten auch keine Blumen mehr, und die Farrenkräuter am Rande des Baches waren welk und vertrocknet. Aber der Kranz von Bäumen, welcher die Wiese umrahmte, prangte in unverändertem, ernstem Grün, und dahinter lugte, wie ehemals, der Giebel des Forsthauses hervor, mit einer einzigen, lezten Weinranke geschmückt, die rot und gelb schillernd, das Erkerfenster umflatterte.

„Maria,“ begann Serena nach einer Weile, „erinnerst du dich jenes Nachmittags im Herbst vor fünf Jahren, wo wir auch hier saßen?“

„Wir haben ja oft hier gegessen,“ antwortete Maria.

„Aber jenes eine Mal,“ fuhr Serena fort, „weißt du nicht mehr? Es war im September, und ich flocht einen Kranz.“

„Ich erinnere mich,“ sagte Maria, „es war der Tag, an welchem Erich zum zweitenmale zu uns kam.“

„Ja,“ erwiderte Serena, „er kam durch den Wald geritten, als wir nach Hause gehen wollten. Er kam noch auf dem Focki, und sein blauer Rock leuchtete so hell durch die Bäume.“

„Und du ließt fort, als du ihn sahst,“ ergänzte die Schwester, „ich weiß es noch.“

„Ich mußte,“ entgegnete Serena; „die Freude, ihn wiederzusehen, drängte mir beklemmend zum Herzen, und doch war mir's unmöglich, zu warten, bis er herankam. Warum nur? Ich war ein thörichtes Mädchen. Aber weißt du auch noch, worüber wir an dem Tage hier gesprochen hatten? Wir sprachen vom Sterben. Du dachtest es dir so schön und wünschest dir ein Grab hier im Walde, gerade an dieser Stelle —“

„Und du wolltest lieber oben auf dem Grabe sitzen, als unten darunter liegen,“ sagte Maria.

„Ja,“ sagte Serena, „das war damals; da wußte ich noch nicht, daß es in der Welt oft so laut und wild ist, und daß einen das sehr müde machen kann.“

„Bist du so müde, Serena?“

„Ach, ja.“

Es trat eine Pause ein nach diesen Worten, und dann war es abermals Serena, die das Schweigen brach. „Nun habe ich dich traurig gemacht,“ sagte sie zu ihrer verstummten Schwester. „Das wollte ich nicht, Maria. Vergiß, was ich gesagt habe;“

du weißt, ich habe schon viele kindische Worte gesprochen. Wie oft hast du mich früher deswegen gescholten!" Und wieder nach einer Pause sagte sie: „Laß uns heimgehen, Maria; es wird kühl.“

Als die Sonne glutrot hinter dem Walde versank, stand Maria in dem traulichen Familienzimmer und sah nach dem Lehnstuhl, wo Serena, erschöpft von dem Gange, ruhte. Der Oberförster saß ihr gegenüber. Er beugte sich vor und blickte voll Besorgnis in das zarte, schmale Gesicht seines Lieblings, während sie versuchte, ihn froh und dankbar anzulächeln. Ihre Hand lag in der seinen, und Maria hörte, wie er bekümmert fragte: „Was hast du denn auf dem Herzen, mein Kind, was du deinem alten Vater nicht anvertrauen könntest?“

Serenas Antwort konnte Maria nicht verstehen, aber der Anblick that ihr weh; sie wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus.



Achtzehntes Kapitel.

Es kam so, wie die alten Leute gesagt hatten: „Je milder der Dezember, desto scharfer der Januar.“ Mit grimmiger Kälte war er herangezogen und mit Eis und Schnee, so daß die Bäume sich unter ihrer Last bogen und die Schritte der Fußgänger knirschten.

Im Thur des Forsthauses stand noch ein dunkler Tannenbaum, eine wehmüthige Erinnerung an das vor drei Wochen gefeierte Weihnachtsfest, wo der Jubel der kleinen Agnes die stillen Räume durchschallt hatte. Diese Erinnerung mochte es wohl sein, welche Maria am Nachmittag des 18. Januar auf dem Hausflur festhielt und ihren Blick zu dem schweigamen Zeugen so lauter Festesfreude zog. Sie durchlebte die vergangenen Tage im Geiste noch einmal, und dabei mußte sie sich gestehen, daß die Freude des Kindes diesmal die einzige aufrichtige und ungetrübte gewesen war. Warum auch mußte Heggfeld seinen Besuch so sehr abfürzen und schon unmittelbar nach den Feiertagen in die Stadt zurückkehren? warum mußten sie alle nach seiner Abreise eine Leere empfinden und dennoch erleichtert aufatmen, daß der unruhige Gast gegangen war? warum besonders wurde Serena immer weicher und anschniegender, je stiller und ängstlicher sie wurde? warum war sie ebenso bleich und müde nach der Stadt zurückgekehrt, nachdem es doch während ihres Besuches eine Zeit gegeben hatte, wo Vater und Schwester mit heimlicher Freude eine Wiederkehr der verlorenen Kräfte bemerkten?

Alle diese Erinnerungen und Fragen begannen Marias Augen zu trüben, als sie von ihrem Vater überrascht wurde. „Warum stehst du hier im kalten Flur, meine Tochter?“ fragte er. „Ich glaubte, du wolltest spazieren gehen.“

„Das will ich auch,“ antwortete Maria und schickte sich zum Gehen an. Sie hatte schon das Haus verlassen, da rief der Oberförster noch einmal ihren Namen.

„Mein Kind,“ sagte er, als sie zurückkehrte, „du meinst also wirklich, es ist besser, wenn wir morgen zu Hause bleiben?“

„Ja, Vater,“ erwiderte Maria; „wenn ich an unsern letzten Besuch denke, so meine ich, es ist ratsamer, wir fahren nicht. Ich glaube, es ist Erich lieber so.“

„Gut, gut, ja, ja, du hast recht,“ entgegnete der alte Herr mit einer gewissen Hastigkeit, dann ging er in sein Zimmer und Maria in den Wald.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit wählte sie diesmal die große Fahrstraße zu ihrem Spaziergange; denn auf dieser Straße war heute vor fünf Jahren der Graf Reggfield gekommen, fröhlich und glücklich, um am folgenden Tage sein junges Weib mit sich heimzunehmen.

An Erinnerungstagen ist es uns Menschen natürlich, Vergleichen zwischen dem Damals und Heute anzustellen. Auch Maria folgte diesem Triebe und ließ die vergangenen fünf Jahre vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen. Die ersten vier kamen als freundliche Bilder, deren friedliches Glück einen Widerschein auf das einsam gewordene Vaterhaus warf. Aber beim letzten Jahre, da wandelte sich das Bild und wurde trüber und trüber, je näher es dem unmittelbaren Jetzt kam. Was war es für eine Wolke, die sich so unheimlich zwischen die beiden Ehegatten gedrängt hatte, daß jedes schweigend und allein litt? Maria hatte dieses störende Etwas bemerkt, als es kaum noch mehr war als ein Schatten, und hatte vergebens nach der Ursache gesucht. Sie sah es wachsen und litt darunter, niemand wußte, wie sehr. Es war ja verzeihlich, daß sie sich gewissermaßen für die Gründerin des Ehebundes zwischen Reggfield und Serena hielt, daß sie glaubte, ohne ihre Fürsprache hätte der Oberförster nie seine Einwilligung gegeben. Aber nun hielt sie sich auch für das Glück der beiden für verantwortlich, und was dieses Glück bedrohte, das lastete wie eine Schuld schwer auf ihrem Herzen.

Wie damals glänzte und glitzerte heute der Wald in eifriger Pracht. Haarscharf stieg jede kleine Einzelheit jenes Tages in ihrer Erinnerung auf; fast meinte sie, noch das Schellengeläut

zu hören, als der Schlitten um die Ecke flog und die Hunde ihm bellend entgegen sprangen. Ihre Phantasie mußte heute wohl sehr rege sein; sie hörte jetzt wirklich das Schellengeläut; ganz aus der Ferne kam es, wie ein klingender Traum. Um ihrer erregten Sinne Herr zu werden, blieb Maria stehen und schloß die Augen. Doch die geistigen Bilder kehrten sich nicht an geschlossene Augen, sie kamen und gingen wie es ihnen gefiel. Und das Schellengeläut tönte fort, weither grüßend, bis der Gruß allmählich lauter und deutlicher wurde. Da schüttelte sie den Kopf und ließ ihren Blick wieder frei hinausstreifen in den schneeweißen Wald. „Wenn meine Ohren mich täuschen, so müssen's doch auch die Augen thun,“ dachte sie. „Ich erwarte jetzt, den Schlitten kommen zu sehen.“

Und siehe, da kam er. Dort hinten von der Biegung her bewegte sich ein dunkler Punkt auf sie zu, welcher nichts anderes sein konnte, als das erwartete, klingelnde Fahrzeug.

Marias Herz begann zu klopfen. Waren es wirklich ihre Geschwister, die dort kamen? Sie ging dem Schlitten eine Strecke weit entgegen, eilig, mit der Hast der Freude. Dann blieb sie wieder stehen. Nein, Erich Reggfeld konnte es nicht sein; er fuhr nicht in einem Mietschlitten und mit einem Kutscher, der die Reine in beiden Händen hielt. Wer aber war es sonst? Diese Straße führte in die Oberförsterei, und wer sie zog, mußte dort einkehren. Doch Gäste um diese Jahreszeit waren etwas Ungewöhnliches.

Das Gefährt kam näher. Ein Männerkopf bog sich jetzt heraus, und Maria erkannte — Doktor Berthold. Das Gesicht des Gelehrten erhellte sich merklich, als er das schlanke Mädchen begrüßte, das staunend am Wege stand. Er ließ den Schlitten halten und sprang heraus.

„Herr Doktor,“ sagte Maria. „Ihnen scheint es bestimmt zu sein, mich aus dem Gleichmaß des Alltagslebens aufzurütteln; fast jedesmal, so oft Sie meinen Weg gekreuzt haben, geschah es in überraschender Weise.“

„Ueberrascht es Sie wirklich, daß ich meiner Bundesgenossin bis in ihren Eispalast nachdringe?“ fragte er. „Da Sie sich in der Stadt gar so selten zeigen, lassen Sie mir ja keine andere Wahl. Oder werden Sie es für sehr zudringlich halten, wenn ich Sie heute bitte, mich Ihrem Herrn Vater vorzustellen?“

„Nein,“ antwortete Maria, „ich will es gern thun, und mein Vater wird sich freuen. Auch ihm werden Sie, dank des Nationalgefühls der himmlischen Unterthanen, nicht lange ein Fremder sein.“

Doktor Berthold lächelte ein wenig. Dann fragte er, ob das Fräulein gestatte, sie zu begleiten, und ob sein Schlitten unterdessen voraus in das Forsthaus fahren und dort einkehren dürfe.

Maria gab dem Kutscher Anweisung, und hierauf klingelte der Schlitten weiter. Die beiden Fußgänger aber schlugen einen Seitenweg ein, der sie in kürzerer Zeit zum Ziele bringen sollte. Als sie jedoch die Oberförsterei vor sich liegen sahen, blieb Doktor Berthold stehen und sagte: „Mich dünkt, wir haben unser Ziel zu schnell erreicht. Wenn Sie eines Sinnes mit mir sind, Fräulein Maria, dann wenden wir noch einmal um und gehen eine Strecke durch den Wald.“

Ohne Bedenken nahm Maria den Vorschlag an und wählte den Weg, der nach Serenas Lieblingsplatz, dem kleinen Hügel bei der Waldwiese führte.

Doch der Doktor folgte ihr nicht sogleich, er stand noch und sah hinüber nach dem beschneiten Hause. „Also dies ist Ihre Heimat,“ sprach er, mehr zu sich selbst, als zu seiner Begleiterin, „die Heimat des Kindes und der heranwachsenden Jungfrau. Wie still und lieblich ist sie anzusehen, recht wie die schützende Muschel, die die verborgene Perle umschließt!“

„Ja, sie ist schön, meine Heimat,“ sagte Maria, „und jetzt, wo ich bald von ihr scheiden muß, weiß ich erst, eine wie glückliche, sorgenlose Kindheit ich hier verlebt habe.“

„Ist denn die Gegenwart minder glücklich?“ fragte der Doktor, während er an ihre Seite zurückkehrte.

„Glücklich,“ wiederholte sie, „welcher Mensch kann sagen, daß er glücklich ist? Irgend eine wundte Stelle giebt es in jedem Leben, und je älter wir werden, um so empfänglicher wird unser Gemüt für den Kontrast von Licht und Schatten.“

„Aber eins hebt das andere,“ erwiderte er, „und unser gereiftes Auge erkennt auch den Ausgleich, den Friedensbogen, der in den Wolken steht.“

Sie gingen schweigend weiter; denn ihr Weg fing an, ziemlich beschwerlich zu werden. Die vorspringenden und niederhängenden Zweige der Bäume, die im Sommer die Köpfe der Wanderer sanft berührten, waren jetzt von gefrorenem Schnee wie gepanzert, und nicht selten drangen Eisstückchen gleich scharfen Nadelspitzen den darunter Schreitenden ins Gesicht. Doktor Berthold ging voraus und bog die vorwitzigen Äste zur Seite, um so seiner Gefährtin das Nachkommen zu erleichtern. Auch als sie die Anhöhe hinaufftiegen, schritt er voran und reichte Maria die Hand, sie vor dem Ausgleiten zu bewahren. Mühsam kamen sie hinauf, aber,

oben angelangt, wurden sie durch den Anblick eines herrlichen Schauspiels belohnt. Der Himmel, welcher den Tag über mit lichtgrauen Wolken bedeckt gewesen war, veränderte jetzt gegen Abend sein Aussehen und ließ die scheidende Sonne hervortreten. Wie ein gluthoter Feuerball schwebte sie über dem Waldbrande, rote und gelbe Streiflichter flogen über die Erde hin und tauchten den weißen Schnee in die zartesten Farbentöne, während die Kronen der Bäume in tiefem Rarmoisin leuchteten. Außer diesem mächtigen Farbenspiele regte sich nichts in der Natur, kaum daß ein verspäteter Sperling noch eilig in seinen Schlupfwinkel kroch. Es war Feierabend rings umher.

Die beiden Wanderer auf dem Hügel blickten schweigend in die bunte, blendende Pracht, die der Schöpfer dem kalten Winter verliehen hatte. Sie fühlten, daß, wo der Herrgott redet, die Menschen verstummen müssen.

Jetzt aber wechselte die Scene. Aus einer dunklen Schlucht, durch welche sich der Weg nach dem Dorfe wand, kamen zuerst zwei Pferdeköpfe hervor, denen alsdann ein Lastwagen folgte, bis zum Brechen schwer mit Holz beladen. Die Räder durchbrachen die obere harte Kruste und sanken tief in den Schnee ein, unwillig, bei solchen Hindernissen sich weiter zu bewegen. Keuchend schleppten die beiden Pferde an ihrer Last. Auch ihre Füße brachen durch die Eiszrinde und versanken in den lockern Schnee. Man konnte vom Hügel aus sehen, wie jeder Muskel und jede Sehne gespannt war vor ungeheurer Anstrengung. Doch nicht genug damit, daß die armen Tiere von der Unvernunft der Menschen zu leiden hatten, die das Fahrzeug des Sommers auch für den Winter beibehielt, so fauchte auch noch die lange Peitsche des Fuhrmanns unablässig durch die Luft, und die beiden auf dem Hügel konnten hören, wie sie mit grausamer Kraft auf die Rücken der gequälten Pferde aufschlug.

Maria wurde vor diesem schneidenden Gegensatz zur vorigen Feierabendruhe tief erschüttert. Sie wandte sich ab.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Wie die Worte des Dichters ihr einfielen, kamen sie über ihre Lippen.

„Es ist die Sünde,“ sagte Doktor Berthold, „der Fluch der Sünde, unter welchem selbst die arme Kreatur seufzen muß.“

„Ja,“ erwiderte Maria, „und alles Unglück und Elend, das auf uns lastet, es ist im Grunde weiter nichts, als dieser Fluch der Sünde. O, es ist schwer!“

„Aber nicht verzweifelt,“ entgegnete er. „Es kommt ein Tag der Erlösung, an dem der Fluch von uns genommen und in Segen verwandelt wird. Der Inbegriff der Seligkeit wird sein, daß wir frei von der Sünde den heiligen Gott schauen dürfen.“

Maria schwieg und sah in die verlöschende Glut des Himmels. Schon stiegen dort hinter dem Walde die Schatten der Nacht herauf und haschten mit den Nebelarmen nach dem fliehenden Tageslichte, um es zu verschlingen. Es wogte und wallte, weißlich, gespenstlich, es kämpfte und wurde besiegt und kam wieder und kämpfte von neuem. Auch über die beiden Pferde, die immer noch langsam mit ihrer Last weiter leuchteten, breiteten sich die wallenden Nebel und entzogen sie schließlich den mitleidigen Blicken.

„Herr Doktor,“ sagte Maria, als sie sich ihrem Begleiter wieder zuwandte, „warum sind Sie nicht Geistlicher geworden?“

„Predige ich zuviel?“ fragte er lächelnd.

„Das nicht,“ antwortete sie, „aber ich meine, Sie müßten sich in diesem Berufe am glücklichsten fühlen.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ erwiderte er. „Doch als ich meinen Lebensberuf wählte, war der Glaube in mir noch ein totes Besitztum, das ich aus Pietät für meine frommen Eltern mit mir herumtrug. Erst später, nach ihrem Tode, wurde er mir Ueberzeugung. Und heute denke ich, ist es gut, wenn auch auf anderen Posten Christen stehen; das Christentum ist doch nicht ein Privilegium der Pastoren. Auch in der Weltgeschichte, die mich von jeher mächtig anzog, waltet Gottes Hand, und sie dem heranwachsenden Geschlechte zeigen zu dürfen, das ist meine Freude.“

Unterdessen wogten die weißlichen Gebilde näher und näher; bald mußten sie den Fuß des Hügels erreichen. „Es ist Zeit, an die Heimkehr zu denken,“ sagte Maria.

Sie stiegen hinauf und gingen dann den Weg, der in die Fahrstraße mündete. Als sie die Stelle erreichten, wo Maria vorher den Schlitten hatte kommen sehen, blieb sie stehen und sagte: „Vor einer Stunde ging ich hier mit sehr schwerem Herzen. Jetzt ist mir wohl, und das danke ich Ihnen, Herr Doktor. Es wandert sich doch besser zu zweien, als allein.“

„Ja,“ erwiderte er mit einem tiefen Atemzuge, „diese Ueberzeugung lebt in mir schon seit Wochen und Monaten, seit — seit ich Sie kennen lernte, Fräulein Viriletti. Sie wurde stärker und stärker, bis sie zuletzt alle meine Gedanken beherrschte. Und heute hat sie mich hierher getrieben. O Maria, wollen Sie mit mir wandern meine Straße, die bisher so einsam war?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie verwirrt und erschrocken.

„Wie?“ entgegnete er. „Sollte dies das erstemal sein, daß wir uns nicht verstehen?“

Maria öffnete die Lippen zu einer Antwort und schloß sie wieder. Aber ihr jähes Erröten sagte auch ohne Worte, daß ihr Verständnis auf der rechten Spur war.

„Wenn,“ fuhr Doktor Berthold fort, „hier einer stünde, der Ihnen von hoher Leidenschaft spräche, dann könnten Sie wohl sagen: Ich verstehe solche Sprache nicht. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe mit der vollen, tiefen und starken Liebe eines ernstesten Mannes, sollten Sie hierfür wirklich kein Verständnis haben?“

„Vergeben Sie mir,“ stammelte Maria. „Habe ich jemals durch Wort oder Blick Sie in einem Irrtum bestärkt, so geschah es, weil ich glaubte, daß nie ein Mann in die Gefahr kommen könnte, mich zu lieben.“

„Maria!“ rief er fast erschrocken aus. „Wer wäre denn zu lieben, wenn nicht Sie? Ich habe Sie überrascht, wohlan, ich will ja warten und Geduld haben, nur lassen Sie mir die Hoffnung, daß dann die Stimme in Ihrem Herzen erwachen wird, die für mich spricht.“

„Nein,“ antwortete Maria, die sich inzwischen gefaßt hatte, „ich darf Sie nicht täuschen. Nicht die Liebe würde es sein, die mich ruft. Thäte ich, was Sie von mir begehren, so würde ich nur der innern Stimme folgen, die es dem Weibe zur Pflicht macht, für das Wohl eines anderen Wesens zu sorgen und zu leben. Eine solche Pflicht aber habe ich auch an meinem Vater zu erfüllen. Sein Recht ist das ältere, und darum, Herr Doktor, müssen Sie zurückstehen.“

„Ich muß zurückstehen,“ wiederholte er tonlos. „Ich müßte es nicht, wenn Sie fühlen könnten, wie ich. Aber Sie sind reiner als ich, und darum gewinnt die irdische Liebe keine Macht über Sie.“

„Sie irren,“ sagte Maria noch ernster als zuvor; „auch ich habe einmal erfahren müssen, wie die irdische Liebe thut. Es war eine schwere, dunkle Zeit, doch sie ging vorüber. Längst ist Friede geworden in meinem Herzen; Gott sei Dank dafür.“

Jetzt war es der Doktor, der vergeblich nach einer Antwort suchte. Er war bleich geworden bis in die Lippen.

„Vergeben Sie mir,“ bat Maria noch einmal und streckte ihm die Hand hin.

„Was soll ich Ihnen vergeben?“ fragte er mit einem schwachen, wehmüthigen Lächeln. „Daß Sie meinen Lebensweg

für eine kurze Zeit erhellt und meine Erinnerung um ein leichtes Bild reicher gemacht haben? Nein, nein," fuhr er hastig fort, „keine Thräne soll um meinetwillen Ihr Auge trüben. Sorgen Sie nicht um mich; ich werde die Kraft erlangen, meinen Schmerz zu überwinden. Und jetzt müssen wir scheiden, aber nur für dieses Leben, nicht auf ewig."

Während er noch sprach, erhob sich ein leises Beben, und auf den Schwingen des Windes schwebten Töne heran, ferne Glockentöne. Im Dorfe jenseits des Waldes wurde Feierabend geläutet.

Doktor Berthold nahm den Hut ab und verneigte sich vor dem stillen Mädchen. „Ave, Maria," sagte er leise, und dann ging er. Die flatternden Nebel, die inzwischen das Licht besiegt hatten, wanden ihre Schleier auch um seine Gestalt, und seine Schritte verhallten im Schweigen der sinkenden Nacht.

Nun ging auch Maria. Langsam wandelte sie, wie im Traum, und als sie ihr Erkerstübchen erreicht hatte und dort niedersank, da drang an ihr Ohr das Schellengeläut des abfahrenden Schlittens. Weiter und weiter entfernte es sich, bis es zuletzt nur noch ein melodisch verklingender Gruß war.

„Ave, Maria!"

Unterdessen ging der Oberförster in seinem Zimmer voll Unruhe auf und ab. Er war ärgerlich und hatte doch keinen Gegenstand, an dem er seinen Unmut auslassen konnte. Die Lampe hatte er sich, als es immer dunkler wurde, selbst angezündet, aber sonst war er ganz allein, und das ist, wenn wir ärgerlich sind, zwar oftmals gut, doch selten angenehm. Da kam endlich seine Tochter herein. „Nun bitte ich dich, Maria," sagte der alte Herr, vor sie hintretend, „was soll ich eigentlich von dem allen denken? Du gehst vor länger als einer Stunde in den Wald — nun ja, das war ja gut —, aber dann kommt hier auf den Hof ein wildfremder Schlitten gefahren, und der Kutscher sagt, er hätte einen Doktor gebracht, der wäre bei dir im Walde geblieben und würde nachher zu mir kommen. Nun sitze ich hier und warte und warte — weder du noch ein Doktor läßt sich blicken, und vor etwa zehn Minuten fährt der Schlitten wieder zum Hofe hinaus, wie er gekommen ist. Was bedeutet das alles?"

„Doktor Berthold war hier," antwortete Maria.

„Doktor Berthold?" wiederholte der Oberförster; „der Verwandte von Baron Sengern? warum ist er denn nicht hereingekommen?"

„Er wollte kommen," jagte sie.

„Er wollte kommen! Warum kam er nicht? Etwas Gesellschaft wäre mir nicht unlieb gewesen in dieser trübseligen Zeit.“

„Er ist schon wieder fortgefahren,“ antwortete Maria.

„Ja, das habe ich gehört,“ sagte der alte Herr verdrießlich. „Ich muß gestehen, dieser Doktor besitzt nicht viel Lebensart, wenn er nicht einmal weiß, daß er mir einen Besuch schuldig ist, wenn er mit meiner Tochter im Walde spazieren geht und seinen Schlitten auf meinen Hof schickt. Hat er denn wenigstens gesagt, ob er wiederkommen wird?“

„Er kann nicht wiederkommen, Vater.“

Der Ton, in dem diese letzte Antwort gegeben wurde, veranlaßte den Oberförster, seine Tochter genauer anzusehen.

„Maria,“ sprach er kopfschüttelnd, „du kommst mir heute merkwürdig vor. Was wollte denn der Doktor eigentlich?“

„Deine Tochter wollte er,“ erwiderte sie halblaut und suchte seinem forschenden Blicke auszuweichen.

„Herr des Himmels! Maria — dich?“ rief der Oberförster erschrocken.

Maria ging auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Fürchte nichts, mein lieber Vater,“ sagte sie. „Nicht umsonst hast du mich so oft Vergißmeinnicht genannt; ich werde dich nie verlassen.“

„Gott sei Dank!“ sprach er im ersten Gefühl der Erleichterung. „Was sollte ich nur anfangen ohne dich? Ich wäre ja ganz unglücklich und verlassen.“ Er strich liebevoll über ihr blondes Haar und drückte einen Kuß auf ihren Mund. Als sie aber dann ihren hausmütterlichen Pflichten nachging und er wieder allein seinen Gedanken überlassen blieb, nahmen diese eine andere Richtung. Immer zweifelhafter und bedenklicher wurde mit der Zeit seine Miene, und als Maria zurückkehrte und sich mit einer Handarbeit ihm gegenüber setzte, sprach er aus, was sein Gemüth bedrückte. „Ich habe mir das überlegt mein Kind; du hast doch nicht recht gethan, den Doktor so ohne weiteres fortzuschicken, und von mir war es sehr unrecht, zuerst an mein Behagen zu denken, statt an dein Glück.“

„Mein Glück liegt nicht in Doktor Vertholds Hand,“ antwortete Maria.

Der Oberförster ließ diesen Einwurf unbeachtet und fuhr fort: „Sieh, ich werde immer älter und gebrechlicher, wer weiß, ob meine Erdenzeit nicht bald abgelaufen ist, und dann würdest du ganz allein dastehen in der Welt.“

„Ich habe ja Geschwister,“ sagte sie.

„Freilich wohl,“ entgegnete er. „Serena, das liebe Kind, würde glücklich sein, dich immer bei sich zu haben, und Erich — er neckt dich gern; mitunter gefällt mir der Ton nicht, in dem er's thut, aber dennoch glaube ich, daß er es treu mit dir meint, wie ein Bruder.“

„Er hat uns noch niemals Veranlassung gegeben, das zu bezweifeln,“ erwiderte Maria. „Warum willst du dir und mir das Herz schwer machen mit trüben Zukunftsbildern, Vater? Noch habe ich ja dich, und ich bitte Gott täglich, daß er dich mir noch lange erhält.“

Aber der Oberförster war von seinem Gedankengange nicht abzubringen. „Die Liebe und der Schutz eines Gatten sind besser als eines Bruders Schutz,“ sagte er. „Du bist jetzt vierundzwanzig Jahre, Maria, und wenn du immer älter wirst — du wirst ja mit der Zeit — eine alte Jungfer.“

„Was schadet das?“ fragte sie. „Der Gedanke hat für mich nichts Schreckliches.“

„Um, nun ja,“ sagte der Oberförster und rückte an seinem Samtkäppchen, „eine alte Jungfer — eine Schande ist's freilich nicht, aber es ist doch auch nichts Hübsches. Man sieht die armen Dinger doch immer ein bißchen über die Achsel an. Nein, nein, Maria, ich bin unzufrieden mit dir; du handelst manchmal zu selbständig. Du hättest den Doktor zu mir bringen sollen, damit ich sehen konnte, ob er deiner würdig wäre.“

„O Vater,“ sagte Maria, „Doktor Berthold verdiente wohl noch eine andere Frau als mich; er ist ein frommer, edler Mann.“

„So,“ entgegnete der alte Herr. „Warum hast du ihn dann abgewiesen? Ich habe mir immer gedacht, wenn du einmal lieben würdest, dann müßte es ein solcher frommer und edler Mann sein.“

„Besten Vater, höre auf,“ bat Maria; „ich muß ja schließlich denken, daß du mich gern los werden möchtest.“

Wieder rückte der Oberförster an seinem Käppchen und betrachtete eine Weile seine erloschene Pfeife. Dann fing er noch einmal an: „Da war vor zwei Jahren der Forst-Meßtor; er gefiel mir gut, und ich weiß, er wäre wiedergekommen, wenn du nicht so mamorkalt gewesen wärst. Und nun dieser Doktor! Du bist doch sonst nicht anspruchsvoll, warum willst du gerade in diesem Punkte so hoch hinaus? Das ist nicht recht, Maria. Wir Männer sind auch nur sterbliche Menschen, es giebt keine Engel unter uns.“

„Ich suche ja auch keinen Engel,“ antwortete sie.

„Was suchst du denn?“

„Gar nichts.“

„Wunderliches Mädchen!“ sagte er, und dann ließ er endlich das Thema fallen. Erst spät am Abend kam er noch einmal darauf zurück. Als Maria ihm zum Gutenachtgruß die Hand reichte, hielt er sie fest und zog seine Tochter an sich. „Böses Kind,“ sprach er, „ich bleibe dabei, es war unrecht, aber — ich bin doch froh, daß du mich vor dem Doktor bewahrt hast.“



Neunzehntes Kapitel.

Enieder flutete blendendes Licht durch die Räume des Sengernschen Hauses, wie schon so manches Mal, und auf seinen Wellen schaukelte die Lust und die Freude und hatte den Leichtsinn als Steuermann an Bord. Wenig fragte der danach, was unter den schimmernden Wellen, über die er sein Fahrzeug lenkte, verborgen war, wie manche Klippe heimlich lauerte, und wie manches Opfer still und bleich tief unten auf dem Grunde lag.

In einer Fensternische stand die junge Gräfin Reggfield. Das helle Gewand, das sie trug, entsprach der festlichen Umgebung, aber die Rosen, die es schmückten, ersetzten nicht diejenigen, welche sonst auf ihren Wangen geblüht hatten; dort waren sie erloschen. Traurig blickten ihre großen Augen zu dem Gastgeber hinaus, der vor ihr stand.

„Frau Gräfin scheinen mir heute so betrübt und verlassen,“ sagte Augustin.

„Wo ist mein Mann?“ fragte Serena als Antwort hierauf.

„Ihr Herr Gemahl,“ erwiderte Augustin mit leichtem Achselzucken, „vergibt über seinen Freunden wie gewöhnlich alles, selbst seine liebreizende Frau.“

„Was sind das für Freunde?“ fragte sie. „Es können keine guten sein.“

„Wie man's nehmen will, Frau Gräfin,“ antwortete er; „sie treiben dieselbe harmlose Beschäftigung, wie Graf Reggfield.“

„Eine harmlose Beschäftigung,“ wiederholte Serena, „was für eine?“

„Nichts weiter, als ein Spiel,“ entgegnete er. „Es sind nicht nur die Kinder, welche das Spielen lieben.“

„O bitte, Herr von Sengern,“ sagte sie, „sprechen Sie deutlich zu mir, ich kann Sie so schwer verstehen.“

„Frau Gräfin sind noch so kindlich,“ erwiderte Augustin. „Ich wage es nicht immer, die nackte Wahrheit zu sagen.“

„Ich fürchte mich nicht vor ihr,“ antwortete sie, „ich möchte die Wahrheit wissen.“

„Nicht heute, nicht jetzt,“ entgegnete er.

„Lange halte ich es nicht mehr aus,“ sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wie lange soll ich noch warten?“

Augustin ließ seinen Blick sekundenlang auf ihr ruhen, prüfend und überlegend. „Nur bis morgen,“ sagte er dann; „ich sehe selbst ein, daß es nicht länger so weitergehen darf.“ Und nun begann er das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen. Aber trotz aller seiner Gewandtheit und Liebenswürdigkeit wollte es ihm nicht gelingen, Serenas Rüge zu erheitern. Da rief Esther herbei und übergab ihr die Gräfin mit dem Bemerkten, sie möge für deren Unterhaltung Sorge tragen.

Esther führte Serena in den Saal zurück und gab sich redliche Mühe, ihre Aufgabe zu erfüllen. Aber sie war befangen und nicht natürlich, und Serena war, trotz ihrer Vorliebe für das Fräulein von Sengern, zu müde an Leib und Seele, um auch ihrerseits zur Unterhaltung beizutragen. So that auch Esther, wie Augustin gethan hatte; als sich ein schicklicher Vorwand finden ließ, sprach sie von nöthigem Ausruhen und ließ ihre Pfllegebefohlene wieder allein.

Es war in der Passionszeit und das Vergnügen des Tanzes somit ausgeschlossen. Man suchte sich auf andere Weise die Zeit zu vertreiben, durch Geplauder, heitere Spiele und Musik. Serena sah und hörte das alles wie durch einen Schleier. Wenn man sie anredete, gab sie fast mechanisch Antwort, und dann wollte es ihr scheinen, als betrachte man sie mit anderen Blicken als früher. Sie bemerkte auch, daß einzelne Damen zuweilen die Köpfe zusammensteckten, und einmal hörte sie sogar flüsternd ihren Namen nennen. Aber alles verschwand gegen die furchtbare Sorge, die jetzt Tag und Nacht auf ihr lastete. Sie wußte ja auch nicht, daß man sich über die Schulden ihres Mannes unterhielt, und daß sie selbst ein Gegenstand des Mitleids geworden war.

Soeben hatte eine junge Dame unter dem Beifall der Höflichkeit ein Lied gesungen. Da erinnerte sich ein Ulanen-Offizier, daß ja auch die Gräfin Reggfeld eine schöne Stimme habe, und nun wurde Serena mit Bitten bestürmt, sie möchte die andächtige

Zuhörerschaft mit einem Sange beglücken. Vergebens wehrte sie ab und bat, man solle andere Sängerinnen auffordern. Das wurde ihr nur als Bescheidenheit ausgelegt. Der Ulanen-Offizier reichte ihr mit artiger Verbeugung den Arm, um sie an das Klavier zu führen.

„O, wenn Sie mir doch glauben wollten!“ sagte Serena halb verzweifelt! „Ich kann nicht singen.“

„Nur Mut, nur Mut, und es geht schon gut,“ gab er scherzend zur Antwort.

Da wurde er von einer andern Stimme unterbrochen, die ernst und fast verweisend sprach: „Lassen Sie die Gräfin Reggfield; sie würde singen, wenn es ihr möglich wäre.“

Während die höflichen Bittsteller etwas erstaunt zurückwichen, sah Serena sich nach ihrem Befreier um und erkannte Doktor Berthold, der nun einen Stuhl herbeizog und sich an ihre Seite setzte. „Ich kam wohl gerade zu rechter Zeit?“ fragte er freundlich, als er in ihr erregtes Gesicht blickte. „Es ist heute das erste Mal, daß ich diese Gesellschaftsräume wieder betrete.“

„O, ich wollte, ich hätte diese Räume nie gesehen!“ rief Serena mit ausbrechendem Schmerz und preßte die Hände auf ihre Augen.

„Sind Sie krank?“ fragte er besorgt.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie; „mir ist so angst und weh.“

Doktor Berthold schwieg. Marias Schwester war es, die da neben ihm saß, so unglücklich und so verändert in den wenigen Monden, die er mit seinem Gram allein verbracht hatte. Von allem, was seinen Mitmenschen in dieser Zeit begegnet war, Gutes oder Böses, war keine Kunde zu ihm gedrungen; er hatte sich gegen alles verschlossen. Sogar seine Wohnung hatte er aus dem Hause seiner Verwandten in eine entfernte Straße verlegt, um ungestört zu bleiben. Nun klagte er sich an, daß er in selbstsüchtiger Trauer diese Zeit verträumt hatte, anstatt die Augen offen zu halten; denn was mußte alles geschehen sein, um aus dem lieblichen, frischen Sonnenkinde dies bleiche, müde Wesen zu machen, das er jetzt wieder sah! „Aber es soll anders werden,“ gelobte er sich im stillen; „ich will über Marias Schwester wachen, wie über mein Leben.“

Und als Serena noch einmal leise seufzte: „Mir ist so angst,“ da legte er seine Hand auf die ihre und sprach: „Lagen Sie S dem, der gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

„Ja, das ist schön, das thut gut,“ antwortete sie. „Ich danke Ihnen. Auch Maria würde mir das gesagt haben.“

Der Doktor nickte nur; zu einer andern Antwort blieb ihm keine Zeit. Ein Bekannter war an ihn herangetreten, der ihn scherzend fragte, ob er von den Toten auferstanden sei, und an die Frage knüpfte sich ein längeres Gespräch.

Serena hörte die Worte bald nur noch wie ein entferntes Murmeln. Es pochte in ihrem Kopfe und in ihrem Herzen, sie gab dem heftigen Verlangen nach, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Was waren das für laute, zorneregte Stimmen, die da plötzlich an ihr Ohr schlugen, so laut, daß sie sogar die Musik übertönten? Sie fuhr auf und sah erschrocken umher. Dort drüben wurde soeben eine Thür geöffnet, man erblickte Augustin, wie er winkend und Ruhe gebietend auf der Schwelle stand. Dahinter aber wurden mehrere Gestalten sichtbar, die Karten in den Händen hielten und mit zorneregten Gesichtern mit einander stritten. Der aber am deutlichsten zu sehen war und am zornigsten sich gebärdete, das war Reggfeld.

Die Gäste hatten sich sämtlich erhoben, um neugierige Blicke in das kleine Zimmer zu werfen. Auf Serena achtete in diesem Augenblick niemand. Sie stand an ihren Stuhl geflammert und betrachtete das schreckliche Schauspiel mit weit geöffneten, starren Augen. Dann begann sie vorwärts zu schreiten, mechanisch, Schritt für Schritt, um gleich darauf wieder stehen zu bleiben und hilfseuchend sich umzusehen. Die in ihrer Nähe gestanden hatten, waren scheu zurückgewichen. Keiner war da, den sie um Beistand hätte bitten mögen. Doch ja, einer war da, ein einziger, Doktor Berthold hatte, durch das Gespräch mit seinem Bekannten gefesselt, den traurigen Zwischenfall nicht bemerkt. Jetzt aber vernahm er seine Nachbarin, sah sie mitten im Saale stehen mit allen Zeichen der Ratlosigkeit und des Entsetzens und kam rasch auf sie zu.

Sie ging ihm entgegen. In ihrer Aufregung vergaß sie aller Etikette; sie umfaßte seinen Arm. „Bitte, Herr Doktor, holen Sie meinen Mann,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Wo ist Ihr Herr Gemahl?“ fragte er.

„Da drinnen,“ antwortete sie zusammenschauernd. „Um Gottes willen, holen Sie ihn heraus!“

Ohne noch weiter zu fragen, ging er quer durch den Saal auf das kleine Zimmer zu und öffnete die Thür, die man in-

zwischen wieder geschlossen hatte. Drinnen herrschte jetzt Ruhe und Eintracht. Der Streit war vergessen, und völlig vertieft saßen die Spieler bei ihren unseligen Karten, so daß sie den Eintritt des Gelehrten gar nicht beachteten.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen, Graf Reggfield,“ sagte der Doktor Berthold ernst und streng; „Ihre Frau Gemahlin befindet sich nicht wohl.“

Reggfield wandte den Kopf zurück und sah den Sprecher verstört an, so daß dieser genötigt war, seine Worte zu wiederholen. Da antwortete er hastig: „Ja, ich komme,“ warf die Karten auf den Tisch und verließ mit dem Doktor das Zimmer. Die hellen Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Serena war jetzt wieder ein Gegenstand allgemeiner Beachtung geworden, als sie, einer Ohnmacht nahe, auf den Stuhl niedergesunken war, den ein herbeistürzender Kavalierr ihr noch zur rechten Zeit gebracht hatte. Reggfield fand sie, wie Esther vor ihr kniete und ihre Stirn und Hände mit wohlriechendem Wasser benetzte. Um sie herum drängten sich die Damen, die ihre Hilfe anboten. Es war immer eine der andern im Wege. Als Reggfield kam, entwirrte sich der Knäuel; man machte ihm eilig Platz.

„Was giebst du an, Serena?“ sagte er, indem er sich erschreckt über sie beugte, „was fehlt dir?“

„Nach Hause!“ bat sie mit matter Stimme, „Laß uns nach Hause gehen.“

Ein in der Nähe stehender Offizier lief dienstestrig hinaus, um einen Wagen herbeizuschaffen. Währenddem gelang es Esthers Bemühungen, Serena so weit zu bringen, daß sie sich aufrichtete und ihren Mantel anziehen konnte. Als dann der Wagen gemeldet wurde, fanden sich so viele Arme bereit, die die leidende Gräfin stützen und führen wollten, daß Reggfield abweisend sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, ich kann meine Frau allein unterstützen.“ Er umschlang sie und ging langsam mit ihr der Ausgangsthür zu.

Hier trafen sie mit Augustin zusammen. Aufrichtiger Schrecken malte sich in seinen Zügen. „Meine teure Frau Gräfin,“ sagte er, „wie unendlich beklage ich, daß dieser Unfall Sie in meinem Hause treffen mußte!“

Sie wandte das Gesicht zur Seite und gab keine Antwort. Augustin mußte, was er sonst noch sagen wollte, an Reggfield richten. „Ich werde mit Ihnen fahren, für den Fall, daß Sie irgendwelche Hilfe brauchen,“ sprach er.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr von Sengern,“ sagte jetzt Serena; „ich bin noch so stark, daß mein Mann keine weitere Hilfe braucht.“

Augustin verbeugte sich und trat zurück.

Sie gingen nun allein, nur von einem Diener begleitet, die Treppe hinunter. Der Wagen hielt dicht vor den Stufen, und als der Diener auf die Straße hinaus trat, fiel ein Strahl seiner Blendlaterne auf die Gestalt eines Mannes, die, bis an das Kinn in einen dunkeln Mantel gehüllt, sich dicht an die Mauer gedrückt hatte. In dem Augenblick, wo Reggfield mit dem Kutscher sprach, um ihm das Ziel der Fahrt zu nennen, glitt Serenas Fuß aus. Sie taumelte und wäre beinahe gefallen. Da war plötzlich die dunkle Gestalt an ihrer Seite, zwei kräftige Arme umfaßten sie und hoben sie in den Wagen. Bei den schnellen Bewegungen war aber dem Fremden der Mantel von den Schultern geglitten, und während er sich bemühte, ihn wieder heraufzuziehen, trat der Diener mit der Laterne herzu, so daß ein heller Schein dem Unbekannten ins Gesicht fiel.

„Herr von Barrnbek!“ rief Serena leise.

Bei dem Klange des Namens wandte Reggfield sich hastig um, doch er sah nur noch einen Schatten zur Seite des Wagens, der gleich darauf im Dunkel der Nacht ganz verschwand.

Die Pferde zogen an. Polternd rollte die schwerfällige Droschke durch die menschenleeren Straßen. Serena hatte sich zurückgelehnt und beide Hände auf ihr wildklopfendes Herz gepreßt. Ihr war zu Mute, als müsse sie laut aufschreien, um sich Lust zu schaffen.

„Wie konntest du nur ausgehen, wenn du dich so unwohl fühltest!“ sagte Reggfield nach einer Weile. „Du weißt, ich liebe es nicht, unnötiges Aufsehen zu erregen. Morgen wird man die interessante Geschichte in der ganzen Stadt besprechen.“

„Ich sagte dir heute Morgen, daß ich sehr müde sei, aber du meintest ja, ich solle mich aufraffen.“

„Thörichtes Kind,“ erwiderte er, „wenn du mir über Müdigkeit klagtest, so dachte ich natürlich, einige Stunden Schlaf würden dich wieder herstellen. Wie soll ich wissen, was dir fehlt, wenn du es mir nicht sagst? Ein andermal wehre dich energisch und sage: Ich kann und will nicht.“

„Das kann ich nicht,“ entgegnete sie, „ich kann so nicht mit dir sprechen.“

Reggfield schlang den Arm um sie und zog ihren Kopf an seine Brust. „Dachtest du wirklich, ich würde dich zu etwas zwingen, das dir so große Pein verursacht?“ fragte er weich. „Du hast kein gutes Zutrauen zu mir, Serena.“

Eine Antwort zu geben, war sie nicht imstande, sie fürchtete, im nächsten Moment würden die Thränen hervorbrechen. „Nicht weinen, nur jetzt nicht weinen!“ dachte sie immer wieder. Und mit einer Selbstbeherrschung, die niemand in ihr gesucht hätte, drängte sie wirklich die heißen Tropfen zurück, in denen sich das bedrängte Herz so gern erleichtert. Als jedoch der Wagen vor ihrem Hause hielt, war es mit ihrer Kraft zu Ende. Sie zitterte so heftig, daß sie nicht fähig war, sich zu rühren. Reggfield mußte sie herausheben und die Treppe hinauftragen. Er wunderte sich, daß er so leicht zu tragen hatte.

Auf halbem Wege begegnete ihnen Marianne. Entsetzt schlug sie die Hände zusammen und rief: „Ach, meine Frau Gräfin!“

„Still!“ sagte Reggfield. „Machen Sie kein Geschrei. Sorgen Sie lieber, daß Frau Gräfin gleich zu Bett gehen kann.“

„Ich weiß wohl, wofür ich zu sorgen habe,“ antwortete das Mädchen, „ich weiß es besser, als mancher andere.“ Da sie aber doch ungewiß war, welche Wirkung diese anzüglichen Worte haben könnten, so stieg sie eilig wieder die Treppe hinauf und machte sich oben im Schlafzimmer zu schaffen.

Als dann Serena, sorglich gebettet, in den Kissen lag, zog die treue Dienerin einen Fußschemel an das Bett und setzte sich darauf, bereit, ihrer Herrin auch den leisesten Wunsch von den Augen abzulesen. Reggfield hingegen ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Das ist nicht gut für Frau Gräfin, wenn Herr Graf hier immerfort herumlaufen,“ sagte Marianne nach einer Weile.

Er biß die Zähne zusammen und warf sich in einen Stuhl, daß dieser in allen Fugen krachte.

Wieder verging eine Weile. Da bat Serena um etwas Wasser. Sofort sprang Reggfield auf und füllte ein Glas. Doch ehe er es ihr reichen konnte, war Marianne ihm zuborgekommen und stand nun vor dem Bett, als wollte sie sagen: „Hier stehe ich und hier ist kein Platz mehr für einen andern.“

„Hören Sie, Marianne,“ sagte Reggfield mit gedämpfter Stimme, „Sie können jetzt hinausgehen; ich werde bei meiner Frau wachen.“

Das Mädchen rührte sich nicht.

„Haben Sie nicht gehört?“ fragte er. „Ich will allein hier bleiben.“

„So?“ murmelte Marianne mit feindseligem Blick, „hier wollen der Herr Graf bleiben? Ist ja ganz was Neues. Gätten's

Herr Graf mir schon früher gethan, dann sähe es heute vielleicht anders hier aus."

Da stieg ihm der Aerger bis in die Kehle. „Hinaus!" rief er und wies nach der Thür.

Serena richtete sich mühsam auf. „Geh hinaus, Marianne," sagte sie, „laß uns allein."

„Ja, ja, ich gehe schon," antwortete das alte Mädchen. „Aber um Gotteswillen, bleiben Sie fein ruhig liegen, Frau Gräfin. Wenn Sie krank würden, mein herzoggoldiges Kind! An meiner Hand haben Sie die ersten Schritte gethan." Und die Schürze vor die Augen drückend, verließ sie das Zimmer.

„Vergieh ihr," bat Serena, als die Thür sich geschlossen hatte. „Ein unverschämtes Frauenzimmer!" stieß Reggfield heftig hervor. „Sie haßt mich. Um deinetwillen habe ich zu vielem geschwiegen, aber alles kann ich mir doch nicht gefallen lassen."

„Es soll nicht wieder vorkommen," erwiderte Serena; „ich werde mit ihr reden."

Reggfield setzte sich nun auf den Rand des Bettes. „Warum machst auch du noch mir Kummer und Sorgen?" sprach er. „Du wirst doch nicht wirklich krank werden? Ich will zum Doktor schicken."

Sie schüttelte den Kopf. „Der Doktor kann mir nicht helfen," sagte sie halblaut.

„Was fehlt dir, Serena?"

Sie schwieg zuerst. Dann fragte sie: „Und du wirst bei mir bleiben, Erich? nicht zurückkehren zu Sengers?"

„Kannst du fragen?" Er strich liebevoll über ihr Haar, sie aber hielt seine Hand fest und drückte sie an ihre Rippen.

„Was fällt dir ein?" sprach er mit einem Anflug von Lächeln.

Es wurde hierauf still im Zimmer. Serena hatte die Augen geschlossen, und Reggfield saß und starrte vor sich hin. Eine tiefe Sorgenfalte hatte sich in seine Stirn gegraben, und zuweilen drängte sich ein Seufzer über seine Rippen.

„Erich," begann Serena plötzlich und berührte sanft seinen Arm, „willst du mir denn nicht sagen, was dich quält?" Als er stumm blieb, fuhr sie fort: „Bin ich nicht dazu da, um dir tragen zu helfen, wenn Sorgen über dich kommen?"

„Du?" fragte er. „Welche Last dürfte ich wohl auf deine Schultern legen, du schwaches Kind?"

„Erich," sagte sie mit leise bebender Stimme, „ich bin dein Weib."

„Du bist ein Kind,“ wiederholte er. „Alles, womit du meine Sorgen verringern kannst, ist, daß du bald wieder gesund und frisch wirst.“

„Ich werde morgen wieder gesund sein,“ antwortete sie tonlos. „Lege dich schlafen, Erich, durchwache nicht die Nacht um meinetwillen; es ist nicht nötig.“

Nach einigem Zögern gab er ihrer Bitte nach. Die dunkle Stille der Nacht hielt ihre Einskehr und wurde nur von den tiefen Atemzügen der Schlafenden unterbrochen, und die Thränen, welche lange unaufhaltsam über Serenas Wangen flossen, störten die Ruhe nicht.

Aber die Jugend ist elastisch. Am nächsten Morgen erhob sich Serena wie gewöhnlich, und nur die Blässe des Gesichts und die tiefen Schatten unter den Augen zeugten noch von dem gestrigen Unfall.

„Du hast dein Versprechen gehalten,“ sagte Reggfield, „du bist eben eine kleine Häre. Nun ruhe und schone dich noch heute vormittag, und wenn ich vom Dienst zurückkomme, wollen wir spazieren fahren.“ Völlig getröstet und beruhigt ihretwegen verließ er das Haus. Aber die Stunde, die er für seine Rückkehr angegeben hatte, ging vorüber und — er kam nicht.

Die Sonne stand schon hoch im Mittag, da erst ließen sich Schritte auf der Treppe hören, und die Glocke verkündete einen Kommenden. Doch nicht Reggfield war es, der nach dieser Ankündigung ins Zimmer trat, es war der Bursche, welcher das Fräulein von Sengern meldete, und Esther, die der Meldung fast auf dem Fuße folgte.

„Meine liebe Frau Gräfin,“ sagte sie, indem sie auf Serena zuellte, „das ist eine ganz unverhoffte Freude, Sie heute wieder so munter zu sehen, nachdem Sie uns gestern so erschreckt haben. Zwar hörte ich schon von Ihrem Herrn Gemahl, daß es Ihnen wieder gut geht, aber ich wollte mich doch gern persönlich überzeugen.“

„Haben Sie meinen Mann gesehen?“ fragte Serena.

„Ja, ich habe ihn gesehen,“ antwortete Esther; „er ist mit meinem Bruder über Land geritten, und er trug mir auf, Ihnen dies zu sagen, damit Sie sich nicht beunruhigten. Es könne Abend werden, ehe er wiederkomme.“

Serena sah stumm vor sich nieder.

„Wie wäre es nun,“ fuhr Esther fort, „wenn Sie, statt mit Ihrem Herrn Gemahl, mit mir spazieren führen? Unser Wagen

steht jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung. Sie dürfen nur die Zeit bestimmen."

"Ich danke Ihnen," sagte Serena, "Sie sind sehr freundlich, Fräulein Esther, aber ich möchte lieber zu Hause bleiben."

"Warum?" fragte Esther. "Eine Ausfahrt würde Ihnen so gut sein."

"Ich bin sehr müde," antwortete Serena.

Eine Weile schwiegen sie beide. Dann fragte Esther plötzlich: "Sind Sie mir böse, Frau Gräfin?"

"Nein," sagte Serena, "weßhalb sollte ich Ihnen böse sein? Sie wissen ja, wie gern ich Sie immer gehabt habe, schon seit unserer ersten Bekanntschaft, und das wird stets so bleiben. Sie tragen ja keine Schuld —," sie brach ab und wandte den Blick zur Seite.

Esthers Gesicht hatte sich, während sie sprach, dunkler und dunkler gefärbt. Jetzt glitt sie von ihrem Sitze herab, so daß sie neben Serena auf den Knien lag. Thränen entstürzten ihren Augen.

"Esther, liebe Esther, was thun Sie?" rief Serena erschrocken. "O nicht doch! Das kann ich nicht sehen."

"Lassen Sie mich," sagte Esther weinend. "Hier ist mein Platz, im Staube vor Ihnen."

"Nein, stehen Sie auf," erwiderte Serena. "Wenn es mir jetzt auch nicht so gut geht, wie früher, das ist doch kein Grund für Sie, um sich derartig aufzuregen. Stehen Sie auf, liebe Esther!" Sie reichte ihr die Hand, um sie zu sich emporzuziehen.

Esther ergriff die dargebotene Rechte und küßte sie. Dann sprang sie auf, zog den Schleier über ihr Gesicht und eilte fort.

Betroffen blieb Serena zurück. Was hatte diese Scene zu bedeuten? ahnte Esther, wieviel Kummer ihr Bruder über sie gebracht hatte? Und leise seufzte sie: "Soll wieder noch ein Tag vergehen, ehe ich aus der quälenden Ungewißheit erlöst werde?"

Nach der einsamen Mittagsmahlzeit, die sie mit der kleinen Agnes hielt, schickte sie das Kind hinunter in das Gärtchen vor dem Hause, mit der Weisung, drunten zu spielen. Sie selbst ging in ihr Zimmer und setzte sich auf den Stuhl am Fenster, um hinaus auf die Straße zu sehen. Sie sah aber alles nur sehr trübe, und bald sah sie gar nichts mehr; denn die Augen waren ihr zugefallen.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da erwachte Serena von unbestimmtem Geräusch in den Nebenzimmern. Es klang wie Thürensclagen und Fußtritte. Sie schüttelte den Schlaf ab und lauschte. Näher kam's. Die kleine Agnes huschte

herein, flog auf sie zu und sagte geheimnißvoll: „Mama, der Onkel ist wieder da.“

„Welcher Onkel?“ fragte Serena beßommen.

„Der, den wir beide nicht mögen,“ flüsterte die Kleine. „Er kam hinter mir die Treppe herauf, und ich konnte die Thüren nicht ordentlich zumachen, darum hat alles so geknallt. Guck, da ist er schon.“

Serena sah nach der Thür und gewahrte auf der halb von Vorhängen verdeckten Schwelle die große Gestalt eines Mannes, die sie trotz ihres heftigen Erschreckens für die des Barons von Sengern erkennen mußte. Sie ging ihm nicht entgegen und brachte auch kein Wort über die Lippen, das ihn zum Näherkommen einlud, so daß Augustin das letztere schließlich von selber that.

„Ich habe Sie erschreckt, Frau Gräfin,“ sagte er herbortretend. „Verzeihen Sie mir. Die kleine Komteß wollte aber meinen Auftrag durchaus nicht anhören, und so war ich genötigt, eigenmächtig zu handeln.“

Noch immer schwieg Serena. Wenn sie auch vor wenigen Stunden den Baron fast herbeigesehnt hatte, um endlich von dem Bann des Geheimnisses befreit zu werden, jetzt erfüllte sein plötzliches Erscheinen sie mit Angst und mit einem furchtsamen Beben vor seiner Nähe. In dem ungewissen Verlangen, noch ein drittes lebendes Wesen zwischen ihn und sich zu stellen, schlang sie ihren Arm um die kleine Agnes und zog das Kind dicht zu sich heran, als Augustin ihr gegenüber Platz nahm.

„Ich freue mich, Sie so wohl zu finden, Frau Gräfin,“ begann er die Unterhaltung. „Das wagte ich gestern kaum zu hoffen, und selbst heute früh noch nicht, obwohl mir Ihr Herr Gemahl schon die Kunde brachte.“

„Fräulein Esther sagte mir,“ antwortete Serena ohne ihn anzusehen, „daß Sie heute mit meinem Mann über Land geritten wären, deshalb erwartete ich Sie nicht mehr.“

„Ganz recht,“ erwiderte er. „Ich habe Ihren Herrn Gemahl begleitet, doch nur eine kurze Strecke, dann kehrte ich zurück, denn ich habe nicht vergessen, was ich gestern versprach.“

„Sie wollten mir heute die Wahrheit mitteilen,“ sagte Serena.

„Das will ich,“ erwiderte er, „aber ich glaube, unsere Worte gehören nicht vor dieses Kindes Ohren. Sieh einmal,“ wandte er sich an Agnes, „wie schön da draußen die Sonne scheint. Bei schönem Wetter pflegen kleine Mädchen, wie du, doch weit lieber im Garten umherzuspringen, als in der Stube zu sitzen. Meinst du nicht auch?“

„Ich lasse mich von niemand fortschicken, nur von Mama,“ antwortete Agnes trotzig, „und du schickst mich nicht fort, Mama, oder — doch?“

„Ja, mein Kind,“ sagte Serena seufzend, „es ist besser, wenn du hinausgehst und erst dann wiederkommst, wenn du gerufen wirst.“

„Ich gehe nicht gern, Mama,“ versicherte Agnes und bewegte sich zögernd und unwillig nach der Thür.

Serena winkte ihr, zu gehen, aber als die Thür sich hinter der essenartigen Gestalt des Kindes schloß, da beschlich sie ein Gefühl so gänzlicher Verlassenheit, als wäre der letzte Trost und die letzte Hoffnung von ihr gewichen. Sie wagte nicht, eine Frage an den Baron zu richten noch ihn anzusehen, aus Furcht vor dem nächsten Worte, das er sprechen würde.

Doch auch Augustin schwieg und betrachtete die schöne, junge Frau lange und nachdenklich.

„Was ist es nun?“ fragte Serena endlich kaum hörbar, als die Pause sich doch gar zu lange ausdehnte.

„Frau Gräfin haben gestern Abend leider ohne mein Zutun schon einen Einblick gewonnen,“ antwortete Augustin. „Sie wissen nun wohl, daß Graf Reggfield ein leidenschaftlicher Kartenspieler ist, und können sich erklären, wohin alle die Summen gegangen sind, die er nach und nach aufgenommen hat.“

„Er war es doch früher nicht,“ sagte Serena mit einem scheuen Blick auf ihren Gast. „Und was weiter? wie lange wollen Sie die Wechsel noch geheimhalten?“

„Ich kann sie nicht länger geheimhalten,“ erwiderte er; „ich würde mein und meiner Schwester Vermögen riskieren, wollte ich die letzten Wechsel aufkaufen. Denn — das ist die traurige Wahrheit — alles was Sie besitzen, Frau Gräfin, und alles, was Ihr Herr Gemahl besitzt, würde nicht hinreichen, auch nur den vierten Teil seiner ungeheuren Schulden zu decken.“

Wie geistesabwesend starrte Serena vor sich hin, und ebenso lang ihre nächste Frage: „Was wollen Sie nun thun?“

„Ich?“ entgegnete er. „Ich bin mit meiner Kunst zu Ende.“

„Sie haben mir doch so oft versprochen, Sie wollten meinen Mann retten,“ sagte sie, „und unzähligemal haben Sie versichert, Sie wären sein Freund.“

„Habe ich nicht gethan, was ich konnte?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie, „ich weiß nur eins: Herr von Barrabet hätte anders gehandelt. Er würde meinen Mann auf die Gefahr aufmerksam gemacht haben, noch ehe sie so riesengroß wurde.“

„Möglich,“ sagte Augustin, „ich glaube aber, man würde am Morgen nach solchem Freundschaftsdienst Ihren Herrn Gemahl gefunden haben, wie er sich — eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte. Und diese Schuld möchte ich doch nicht gern auf mich laden.“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Serena schauernd, „gibt es denn keine Hilfe mehr?“

„Ja,“ antwortete Augustin, „es giebt eine Hilfe, in Storrinet ist sie zu finden.“

„Storrinet,“ wiederholte sie, „was ist das?“

„Die Ahnenburg,“ ergänzte er, „ich habe sie Frau Gräfin ja einmal gezeigt. Dem Reichsgrafen von Storrinet würde es ein Leichtes sein, die Schulden seines Neffen zu bezahlen, zumal er der letzte Reggfield und sein direkter Erbe ist.“

„Mein Mann hat mir gesagt, daß er nicht der Erbe seines Onkels ist,“ erwiderte sie.

„Er hatte recht, d. h. in gewissem Sinne,“ jagte Augustin. „Es trat ein Ereignis ein, das den heftigen Zorn des alten Grafen heraufbeschwor und ihn zwang, seinen Neffen wenigstens vorläufig zu enterben. Es war dies vor ungefähr sechs Jahren. Frau Gräfin werden es vielleicht erraten können.“

„Ich kann es nicht erraten,“ antwortete die arme Serena. „Ach, bitte, Herr von Sengern, reden Sie deutlicher.“

„Sie stellen eine harte Forderung,“ sagte der Baron. „Nun denn, dem Grafen Reggfield steht Storrinet zu jeder Stunde offen, der Frau Serena geborenen Viriletti aber nicht.“

„O, um der Barmherzigkeit willen,“ rief die unglückliche Frau, der eine Ahnung aufzudämmern begann, „Sie wollen doch nicht sagen, daß ich schuld daran sei?“

„Wollte Gott, ich könnte es leugnen,“ entgegnete mit erheuchelter Betrübnis der Baron: „aber es ist wie Sie sagen, die vor schnelle Heirat Ihres Herrn Gemahls ist jetzt das Hindernis, das zwischen ihm und der ersehnten Hilfe liegt.“

„Ich bin schuld daran,“ murmelte Serena.

„Doch Sie können ihn retten,“ fuhr Augustin fort. „Sein Schicksal ruht jetzt ganz allein in Ihrer Hand.“

„Was kann ich thun?“ fragte sie, „wie kann ich ihn retten?“

„Die Kirche bindet, aber sie löst auch,“ sagte Augustin. „Es scheint freilich schwer, was von Ihnen verlangt wird, doch bei Ihrer großen Jugend braucht darum noch von keinem Opfer des Lebensglücks die Rede zu sein. Wie oft hört man nicht von — Ehescheidungen!“

Es war gesprochen, das verhängnißvolle Wort, und Augustin hielt inne. Aber selbst er war nicht im Stande, gefühllos die Qual mit anzusehen, deren Urheber er war. Er beschattete seine Augen mit der Hand und wartete, bis Serena sprechen würde.

„Ja, ich will gehen,“ sagte sie endlich, „weit und für immer will ich gehen, aber nur, wenn er mich schickt.“

„Frau Gräfin,“ — begann Augustin.

Sie schüttelte mit dem Kopfe und wiederholte: „Nur wenn er mich schickt.“

Nach diesen Worten wurde es still. Serena verblieb regungslos, wie sie war, und Augustin war an das Fenster getreten. Jetzt schien er nicht mehr kühl und besonnen, wie die Welt ihn kannte; eine leidenschaftliche Erregtheit malte sich in seinen Zügen. Er ballte die Hände und knirschte mit den Zähnen. „Den Teufel!“ sprach er bei sich, „eher könnte man ja einen Felsen von der Stelle rücken, als dies furchtsame Kind in seiner Treue erschüttern.“

Viele Minuten mochten so vergangen sein, da erhob Serena den Kopf, sah sich nach ihrem Peiniger um und fragte: „Was wollen Sie jetzt von mir?“

„Gnädigste Gräfin,“ sprach Augustin, indem er wieder näher kam, „Ihre Antwort ist keine entscheidende; sie läßt die Sache wie sie war.“

„Ich habe keine andere Antwort,“ sagte sie. „Bitte, verlassen Sie mich jetzt, Herr von Sengern. Ehe ich Sie kannte, habe ich nicht gewußt, was es heißt, den Menschen großen. Hätten Sie sich nicht zwischen meinen Mann und mich gedrängt, hätten Sie mich nicht verhindert, meinem Vater von den Schulden zu sagen, als sie noch gering waren, dann wäre diese Stunde nie über mich gekommen.“

„Nicht?“ entgegnete Augustin. „Wie aber, wenn Graf Reggfield an der rührenden Treue seiner Gemahlin gar nichts gelegen wäre, wenn er sie als drückende Fessel empfände, von der er vielleicht gern befreit sein möchte?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte sie.

„Nun,“ fuhr Augustin fort, „ehe Graf Reggfield in das Haus Ihres Herrn Vaters kam, war ihm von seinem Onkel ein Mädchen zur Braut bestimmt, das ihm auch keineswegs gleichgültig gewesen ist. Dann sah er Sie, und jenes Mädchen ward vergessen. Jetzt aber — das menschliche Herz ist wandelbar.“

Serena war zurückgewichen. Um nur nicht mehr die blitzenden Augen ihres Gastes sehen zu müssen, wandte sie den Blick zum Fenster hinaus. Da kam, wie in höllischem Einverständnis mit Augustins Plan, die Sengernsche Equipage die

Straße entlang gefahren, und die beiden, die fröhlich plaudernd darinnen saßen, waren Reggfield und Esther.

„Dies ist das Mädchen,“ flüsterte Augustin, der neben sie getreten war.

„Esther!“ schrie sie auf, und dann schlug sie die Hände vor das Gesicht, um nichts mehr zu sehen.

„Serena,“ sagte Augustin da und beugte seine Kniee vor ihr, „wenn alles dich verläßt, komm zu mir! Wie ich, hat keiner dich geliebt, schrankenlos und über alles in der Welt.“

Doch als er nun zum erstenmal seit vielen Wochen die Wahrheit sprach, da traf ihn ein Blick, so zornig und so majestätisch, wie er es dem „furchtsamen Kinde“ niemals zugetraut hätte. Dann hörte er das Rauschen eines Gewandes, das Oeffnen und Schließen einer Thür, und dann war er allein.



Zwanzigstes Kapitel.

Als Reggfield am Morgen desselben Tages sein Pferd bestiegen hatte und soeben fortreiten wollte, war eine Person an ihn herangetreten, deren Anblick noch niemals freudige Gefühle in ihm geweckt hatte. Es war der erste Buchhalter der Firma Cohn und Aron. Mit tiefer Verneigung überreichte er dem Herrn Grafen einen Brief seines Prinzipals. „Es ist gut,“ sagte Reggfield und steckte das Schreiben in die Tasche.

„Ich bitte, Herr Graf, die Sache ist dringend,“ bemerkte der Buchhalter.

„Schon gut,“ entgegnete Reggfield und winkte mit der Hand Entlassung.

„Sehr dringend,“ fuhr der junge Mann fort, „sie muß heute noch erledigt werden.“

„Kenne das,“ erwiderte Reggfield, „muß prolongiert werden, damit noch haarsträubendere Prozente herauskommen. Adieu, mein Herr!“ Und damit sprengte er von dannen. Erst, als ihm während des Dienstes einige Minuten blieben, zog er den Brief wieder hervor und las ihn. Nun stockte ihm doch für Sekunden der Atem, er war auf Schlimmes gefaßt gewesen, aber die Ziffern, die da vor seinen Augen tanzten, überstiegen denn doch fast das Glaubliche. Still steckte er das Papier wieder ein, und trübfinnig ritt er nach beendigtem Dienst vor das Haus des Barons von Sengern.

„Sie sehen aus wie ein Ueberbringer schlechter Nachrichten,“ sagte Augustin, als er ihn begrüßte. „Ich will nicht hoffen, daß Ihre Frau Gemahlin erkrankt ist.“

„Meine Frau ist gesund,“ erwiderte Reggfield. „Heute sind es andere Sorgen, die mich drücken.“

„Ich kann mir's denken,“ gab Augustin zur Antwort. „Und was wollen Sie thun?“

„Nach Storrinet reiten,“ sagte Reggfield.

„Um,“ erwiderte Augustin, „also doch? Nun, hoffen wir das Beste.“

„Ich werde einen harten Richter finden,“ sagte Reggfield, als spräche er mit sich selbst, „aber doch einen, der noch nicht vergessen will, daß ich seinen Namen trage. Weshalb hätte er mich sonst gerufen?“

„Hoffen wir das Beste,“ wiederholte Augustin.

„Ich habe eine Bitte,“ fuhr Reggfield fort, „eine Bitte an Fräulein Esther. Sie würde mich sehr zu Dank verpflichten, wenn sie meiner Frau die Nachricht brächte, daß ich einen notwendigen Ritt vorhabe und sie mich erst gegen Abend zurück erwarten dürfe. Wenn ich um diese Zeit wieder hier sein will, muß ich jetzt ohne Säumen aufbrechen und darf nicht erst den Umweg nach meiner Wohnung machen. Meine Frau wird nun leider den ganzen Tag allein sein, und ein Besuch von Fräulein Esther würde sie sehr erfreuen.“

Esther wurde gerufen und übernahm den Auftrag.

Dann sagte Augustin: „Wenn Sie jetzt noch fünf Minuten warten wollen, gerade so lange, um stehenden Fußes einen Imbiß zu nehmen, dann werde ich Sie ein Stück Weges begleiten, ich wollte heute ohnehin einmal auf meinem Gute nachsehen.“

Reggfield konnte nichts dagegen sagen, und so ritten die beiden Herren zusammen fort. Noch in der Stadt kamen sie an einer Gruppe von Offizieren vorüber, die nachlässig grüßten, dann aber stehen blieben, um den Reitern nachzusehen.

„Ein sonderbares Gespann,“ sagte der eine, ein Garde-Gusar.

„Mit jedem allein läßt sich allenfalls verkehren, aber beide zusammen sind unausstehtlich.“

„Was ist aus dem einst so bewunderten Reggfield geworden?“ sagte ein Dragoner. „Früher der lebenswürdigste, leutseligste Kamerad, und jetzt schroff und unangenehm, daß er mehr Feinde als Freunde hat.“

„Der Sengern hat ihn auf dem Gewissen,“ erwiderte ein zweiter Dragoner; „er hat ihn zum Spielen verführt.“

„Verführt?“ wiederholte der Garde-Gusar. „Ist Reggfield denn ein Kind? Ein Mann muß wissen was er thut.“

„Seine Schulden sollen enorm sein,“ bemerkte ein dritter Dragoner.

„Nun, einmal Schulden zu haben, halte ich für kein so großes Verbrechen,“ sagte der Garde-Gusar; „wir alle haben's wohl auch fertig gebracht. Aber wie's Reggfield jetzt treibt, das ist denn doch nicht mehr zu entschuldigen; er soll ja fast keinen Abend zu Hause sein, und dabei hat er Weib und Kind.“

„Es ist ein Jammer,“ sagte der erste Dragoner, „und ich meine doch, wir anderen dürften es nicht ruhig mit ansehen, daß ein Kamerad sich zu Grunde richtet. Wir sollten ihn warnen.“

„Wenn Sie es übernehmen wollen, immerhin,“ lachte der Gusar. „Aber machen Sie sich darauf gefaßt, daß Ihre Warnung taube Ohren findet; denn wie Reggfield denjenigen lohnt, die es treu mit ihm meinen, das können Sie an Barrnbek sehen.“

„Ja,“ sagte der zweite Dragoner, „bisher habe ich Reggfield immer noch die Stange gehalten, aber seit dem Bruch mit Barrnbek gebe ich ihn verloren. Er kann Deutschland durchwandern von Nord nach Süd und von Ost nach West, er wird keinen zweiten finden, wie der war. Es erscheint mir wirklich unsäglich, was die beiden Freunde jetzt entzweien konnte, und wie Reggfield sich an den langen Baron hängen mag, der doch nicht wert ist, Barrnbek die Schuhriemen zu lösen.“

„Man munkelt da allerlei von Bürgschaft und Vorschüssen,“ sagte der dritte Dragoner. „Wissen möchte ich wohl, was den Sengern dazu treibt, sein Geld auf diese Weise zu riskieren. Freundschaft? Pah, das mache mir einer weiß!“

„Der Baron ist schlau, schlauer als wir alle,“ erwiderte der Garde-Gusar. „Daß er einen Zweck verfolgt, darauf möchte ich ein Glied verwetten.“

„Und das arme Ding, die junge Gräfin,“ sagte der erste Dragoner. „Das Herz im Leibe möchte sich einem vor Mitleid umdrehen.“

„Lirum, larum,“ sprach der Gusar, „die Welt ist groß genug, und viel Jammer hat darin Platz. Wollte man sich um jedes Unglück grämen, das der liebe Nächste sich selber eingebrockt hat, wahrhaftig, das wäre eine größere Thorheit, als wenn man in der Schlacht einzig darauf bedacht wäre, den Nebenmann vor allen Bajonettstichen zu schützen. Ihre rührende Geschichte, Herr Kamerad, hat mich durstig gemacht, und ich schlage vor, daß wir zum Frühshoppen gehen. Wer weiß, wie bald die Reihe des Unglücks auch an uns kommt.“

Das war ein Grund, dem die anderen nicht widersprechen konnten, und so bogen sie alle von ihrem bisherigen Wege ab, um in dem nächsten Weinlokal Einkehr zu halten.

Reggfield und Augustin hingegen zogen ihre Straße weiter. Ueber ihnen wölbte sich ein klarer, wolkenloser Himmel, und um sie herum regte sich Frühlingsleben. Aber nur Augustin achtete darauf und ließ hin und wieder eine Bemerkung fallen, die das Interesse des Landwirts an den Vorgängen in der Natur befundete. Reggfield war in seine Gedanken versunken und ritt schweigend neben dem Manne her, mit dem ihn keinerlei Sympathie, sondern nur das drückende Gefühl der Verpflichtung und eine Verkettung von Umständen verband.

Endlich sagte Augustin: „Hier müssen wir uns trennen, Herr Graf. Ich wünsche Ihnen nochmals alles Glück und bitte Sie, mich heute nach Ihrer Rückkehr bald von dem Erfolge Ihrer Reise zu unterrichten.“

Reggfield versprach es, und dann schieden sie von einander. Nun, nachdem er des Begleiters ledig geworden, mäßigte Reggfield das Tempo und ritt in langsamen Trabe weiter. Doch war es auch jetzt nicht der geheimnisvolle Reiz des Vorfrühlings, der seine Sinne gefangen nahm; er sah nicht die keimenden Gräser am Boden, noch die Sperlinge, die emsig Halme und Floeden suchten zum voreiligen Nesterbau, er sah immer nur geradeaus auf das Kopfzeug seines Pferdes oder auf die leichten Staubwölkchen, die der Wind zuweilen in die Höhe wirbelte, und von denen die Landleute sagen: „Ein Scheffel Märzstaub ist eine Krone wert.“ Als er dann in eine Gegend kam, wo es Tags zuvor geregnet hatte, sah er mit derselben Beharrlichkeit geradeaus auf die kleinen Pfügen, die seinen Weg unterbrachen, und als endlich vor ihm der Hügel mit der alten Ritterburg auftauchte, hielt er und deckte die Hand über die Augen.

„Gott wolle verhüten, daß du jemals in die Lage kommst, beim Onkel Hilfe suchen zu müssen; er würde kein Erbarmen mit dir haben, selbst wenn du ihn auf deinen Knien darum bätest,“ so hatte vor Jahren seine Schwester gesprochen. Wie stolz hatte er damals den Gedanken an eine solche Möglichkeit zurückgewiesen! Und jetzt? Er zog einen Brief aus der Tasche und las ihn noch einmal, obwohl er den kurzen Inhalt beinahe auswendig konnte. „Lieber Nefte, allerhand dunkle Gerüchte sind zu mir gedrungen, aus denen ich nur soviel entnahm, daß du dich in großer Verlegenheit befindest. Komm zu mir und laß uns sehen, ob wir deine Angelegenheiten ordnen können. Karl Sigismund.“

Nein, er kam nicht als Hilfesuchender, sondern einfach als Berufener. Und doch, und doch! Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, als er den Brief wieder einsteckte, und dann langte er fast im Schritt vor dem Burghore an, das in gegenwärtigen friedlichen Zeiten halb offen stand.

Der Hufschlag seines Pferdes rief alsbald zwei Diener unter das Schloßportal. Einer von ihnen war der alte, graubärtige Johann, über dessen faltiges Antlitz ein heller Schein flog, als er den Reiter erkannte. „O, Graf Erich, mein lieber junger Herr Graf,“ rief er, „nein die Freude! So lange ist es her, seit ich Euer Gnaden zum letztenmal sah, daß ich schon dachte, der Herr Graf hätte den Weg zu seinem Schlosse vergessen.“

„Zu meinem Schlosse,“ wiederholte Reggfield wie im Traum, und während der andere Diener den Kappen in den Stall brachte, ließ er sich von dem Alten durch die Gänge und Säle führen, als beträte er sie zum erstenmal. Dann ging Johann voraus, um den seltenen Gast beim Schloßherrs zu melden, und unterdessen legte Reggfield Mantel und Degen ab.

Er wurde bei diesem Geschäft unterbrochen durch den Eintritt eines schlanken, etwa fünfzehnjährigen Knaben, der zuerst vorsichtig durch die Thürspalte lugte und dann mit lautem Jubel auf ihn zustürzte. „Onkel Erich, du bist es!“ rief er aus. „Ich habe dich gleich erkannt.“ Als Reggfield ihn hierauf stauend betrachtete wie ein vom Schlaf Erwachender, fuhr er enttäuscht fort: „Aber du scheinst mich nicht mehr zu kennen, Onkel. Ich bin Karlis, Karl Sigismund von Osten.“

„Du bist Karlis,“ wiederholte Reggfield und begrüßte nun seinen schlanken Neffen mit einer Umarmung. „Daß dich's nicht wundernehmen, daß ich dich nicht erkannte; denn du bist groß geworden und ich wußte nicht, daß du hier bist. Ist deine Mutter bei dir?“

„Nein, ich bin allein,“ antwortete Karlis. „Mama schickt mich in den Ferien immer hierher, damit ich den Onkel erheitern soll. Aber ich bin nur darauf bedacht, mich selbst zu erheitern, und der Onkel kümmert sich nur dann um mich, wenn er mich schelten will. Er kann vortrefflich schelten, weißt du's noch, Onkel Erich? Jetzt mache ich mir gar nichts mehr draus, ich habe einen logischen Schluß gefunden, der mich darüber erhebt.“

„Einen logischen Schluß?“ fragte Reggfield eingermäßen verwundert.

„Der Onkel kann mich nicht leiden, und ich kann den Onkel nicht leiden, basta,“ erwiderte Karlis, indem er mit den Fingern schnippte.

„Anabe,“ sagte Reggfield ernst, „eine solche Sprache schickt sich nicht für dich.“

„Aber, Onkel Erich,“ rief Karliz, „du redest wie Mama; geh, das kommt dir doch nicht vom Herzen. Ich studiere mit meinen Freunden mancherlei und bin nicht mehr so dumm, wie du vielleicht denkst; ich weiß, daß es eine Thorheit wäre, sich wegen der Grillen eines alten Mannes die schöne Jugendzeit zu verderben. Wir sind nur einmal jung, und der Onkel würde seine Grillen behalten, selbst wenn ich mich darüber grämen wollte.“

Die Rückkehr des alten Johann machte dem logischen Gespräch ein Ende. Er meldete Reggfield, daß der Schlossherr ihn erwartete.

„Mach's wie ich, wenn er dir fatale Dinge sagt,“ flüsterte Karliz dem Hinausgehenden zu.

Karl Sigismund stand in der Mitte des Zimmers, als sein Nefse bei ihm eintrat. Er ging ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. „Sei willkommen, Erich,“ sagte er.

Schweigend verneigte sich Reggfield; die Antwort blieb ihm in der Kehle stecken.

„Nimm Platz,“ fuhr der Graf fort, „wir haben einander viel zu sagen.“ Und als sie sich gegenüber saßen, begann er: „Ein Besuch von dir ist etwas Außergewöhnliches hier geworden. Wir dürfen uns darum beide nicht verhehlen, daß er auch eine außergewöhnliche Ursache hat.“

„Ja, eine sehr außergewöhnliche,“ erwiderte Reggfield mit dumpfer Stimme.

„Und welche?“ fragte der Graf.

„Onkel,“ sagte Reggfield bleich und nach Fassung ringend, „erspare es mir, eine Mitteilung zu machen, die dir, nach deinem Brief zu urteilen, schon bekannt sein muß.“

„Du hast recht,“ entgegenete Sigismund; „ich weiß, weshalb du gekommen bist. Du hast Schulden.“

„Ja,“ stammelte Reggfield, „ich habe Schulden.“

„Und weshalb?“

Reggfield biß die Zähne zusammen und schwieg.

„Erich, Erich,“ sagte Karl Sigismund und erhob warnend die Hand, „du bist der letzte Reggfield, willst du der erste sein, der in Schande und Unehre versinkt?“

„Ich hab's verdient,“ murmelte Reggfield. „Du bist nur gerecht.“

„Wie oft,“ fuhr der Graf fort, „hast du mit deiner männlichen Kraft, deinem Stolz und deiner Energie geprahlt, wenn es

galt, mir zu troßen! Warum haben sie dich im Stiche gelassen, jetzt, wo du ihrer am nötigsten bedurft hättest? was hast du zu deiner Entschuldigung vorzubringen?"

„Nichts,“ antwortete Reggfield, „es giebt keine Entschuldigung.“

„Und nun erwartest du von mir,“ sagte der Graf, „ich solle dir helfen, ich solle deine Spielschulden bezahlen, und denkst nicht an das, was zwischen uns vorgefallen ist, und was uns trennt?“

„Nein,“ entgegnete Reggfield, „ich erwarte nichts und bitte um nichts, ich weiß, daß ich weder zum einen noch zum andern ein Recht habe. Du hast mich gerufen, und ich bin gekommen.“

„Du wärst nicht gekommen, wenn nicht die Noth dich gezwungen hätte,“ sagte Karl Sigismund ruhig. „Höre mich an, Erich; wohl kann ich deine Schulden bezahlen, und ich will sie bezahlen, selbst wenn es viele Tausende wären, aber — du wirst dir selber sagen können, welche Bedingung ich daran knüpfe.“

„Sprich sie aus,“ bat Reggfield beklommen.

„Wenn du reumütig umkehrst, steht das Haus deiner Väter dir offen,“ antwortete der Graf, „aber wohlgemerkt, nur dir allein. Mit deiner jetzigen Umgebung mußt du brechen für alle Zeit.“

„Das kann ich nicht,“ sagte Reggfield.

„Du mußt, du hast die Wahl zwischen Rettung und Untergang, zwischen Leben und Tod, entweder oder, einen Mittelweg giebt es nicht.“

„Ich kann nicht,“ wiederholte Reggfield. „Das Leben auf diese Weise erkaufte, wäre ein siebenfacher Tod. Soll ich mein Weib von mir stoßen, jetzt, nachdem ich Jammer und Elend über sie gebracht habe?“

„Der Jammer wird größer werden, wenn du meine Bedingung nicht annimmst,“ erwiderte der Graf.

„Ich bin von deinem Fleisch und Blut,“ sagte Reggfield, „wenn du mir helfen willst, warum dann eine Bedingung stellen, die zu erfüllen mir unmöglich ist? Könntest du wirklich mit kaltem Blute eine Unschuldige büßen sehen, was ich verbrochen habe?“

„Sie ist nicht unschuldig,“ entgegnete der Graf. „Warum mußte sie sich in dein Leben eindringen?“

„Nicht sie hat sich an mich gedrängt, sondern ich habe sie an mein Leben gekettet,“ erwiderte Reggfield, „und sie hat mir das Leben erst lieb und wert gemacht. Und nun verlangst du von mir, ich solle sie verstoßen, um hierher zurückzukehren, wo ich noch nie

eine glückliche Stunde verlebt habe? Wer ist schuld, daß mir Storrinek verhaßt ist? wer trägt die Schuld, daß ich nur mit Grauen an meine Kindheit denken kann? Gott weiß, wie ich hinter diesen Mauern manchmal nach Liebe und Theilnahme geschrien habe. Fremde Menschen haben mir gegeben, was ich brauchte, und wenn ich vor Stumpfsein bewahrt geblieben bin — dein Verdienst ist es nicht.“

„Nur weiter,“ sagte der Graf, „jetzt bist du im richtigen Fahrwasser, du Phantast.“

Dieser Hohn auf seine erbitterten Worte brachte Reggfield vollends außer sich. „Gott im Himmel,“ rief er, „wo war mein Verstand, als ich hierher kam und Hilfe zu finden dachte!“

Karl Sigismund nickte. „Wo dein Verstand geblieben ist, möchte auch ich dich fragen.“

Reggfield sprang auf und schleuderte seinen Stuhl zurück, daß er mit lautem Knall zu Boden fiel. Dann ging er in den entferntesten Theil des Zimmers, um seiner schrecklichen Aufregung Herr zu werden. Als er wiederkam, war er totenbleich, und eine starre Ruhe lag über seiner ganzen Gestalt.

„Was hast du beschlossen?“ fragte Karl Sigismund. „Zu meiner Hand liegt für dich die ersehnte Hilfe, und sie soll dir werden, doch nur gegen bedingungslose Unterwerfung.“

„Ich unterwerfe mich nicht,“ antwortete Reggfield. „Wenn ich meine Frau nicht retten kann, so will ich mit ihr zu Grunde gehen.“

„Besinne dich, Erich,“ sagte der Graf und erhob sich nun gleichfalls. „Du weißt noch nicht, was es heißt, zu Grunde gehen.“

„Ich darf mich nicht besinnen,“ erwiderte Reggfield. „Ein Schurke, ja, ein Mörder wäre ich, wollte ich mich anders entscheiden. Lebe wohl, du harter Mann, und möge nie die Stunde kommen, in der Gott mein Blut von deinen Händen fordert.“ Nach diesen Worten ging er hinaus.

Als er den langgestreckten Saal durchheilte, der ihn von dem Vorzimmer trennte, in dem er seine Waffe abgelegt hatte, schien es ihm, als husche jemand ihm nach. Allein er hatte nur die dumpfe Empfindung und dachte nicht daran, sich umzusehen. Als er jedoch seinen Degen umgeknallt hatte und eben den Mantel unwerfen wollte, wurde er plötzlich von rückwärts umfaßt, und über seinen Arm beugte sich ein Kopf, der mit funkelnden Augen zu ihm auf sah. „Onkel Erich,“ rief Karls' Stimme, „das war schön, das war prächtig! Ich habe alles mit angesehen; denn ich

saß draußen auf dem großen Birnbaum, und jetzt bin ich durchs Fenster hereingesprungen. O, wie du da standest, so stolz und schön, wie ein König!"

"Laß mich gehen," sagte Reggfield und versuchte, ihn von sich abzuschütteln.

Aber Karlis blieb ihm zur Seite wie sein Schatten. Mit der Begeisterung einer feurigen Knabenseele hing er an dem jungen Oheim, der ihm seit seiner frühesten Kindheit als das Urbild aller Ritterlichkeit erschienen war. "Nimm mich mit, Onkel Erich," bat er, als Reggfield das Zimmer verließ, "nimm mich mit! Dir will ich immer gehorchen, ich will alles thun, was du mir befehlst."

Reggfield schritt weiter, ohne Antwort zu geben, ja, seine Schritte wurden immer hastiger, und als er die Treppe erreichte, stieg er sie in fliegender Eile hinunter, immer zwei bis drei Stufen auf einmal.

Ebenso schnell Karlis, der das Erdgeschoß noch eher erreichte, als Reggfield. "Nimm mich mit," bat er wieder, "auch der Tante Serena will ich gehorchen und will ihr keinen Aerger machen. Ich weiß wohl, wir sollten ihren Namen gar nicht erfahren, aber ich habe ihn doch ausgekundschaftet, und ich liebe Tante Serena, weil sie deine Frau ist."

"Laß mich, Knabe!" sagte Reggfield und rief dann mit Kommandostimme über den Hof nach seinem Pferde.

Ein Stallknecht stürzte herbei. "Das Pferd frißt," sagte er, "ich kann es jetzt nicht satteln."

"Sofort soll es gefattelt werden," entgegnete Reggfield.

"Gnädigster Herr," wandte der besorgte Stallknecht ein, "der Rappe ist müde, er muß ein wenig ausruhen."

"Er soll gefattelt werden, sofort!" rief Reggfield mit dem Fuße stampfend.

Erschreckt zog sich der Gescholtene zurück. "Ich neide dich nicht um deinen Herrn," sprach er beim Aufzäumen. "Wäre ich du, so würde ich ihn in den Graben. Die Reggfields sind allesamt nicht bei Troste, die alten wie die jungen nicht."

Nach kaum zwei Minuten stand das Pferd reisefertig im Hofe. Reggfield schwang sich hinauf und sprengte davon im wildesten Galopp.

"Leb' wohl, leb' wohl, Onkel Erich!" rief Karlis ihm nach.

Er erhielt keine Antwort, der dröhnende Hufschlag verschlang jeden andern Laut. Wie geheht flog der Reiter die Allee hinunter. Eine Strecke, zu der er vorhin eine halbe Stunde gebraucht hatte, legte er jetzt in fünf Minuten zurück. Aber am Fuße des Hügels, wo ein Grenzhügel das Aufhören des Schloßgebietes bezeichnete, hielt er noch einmal an und sah zurück. Die stolze

Burg mit ihren Zinnen und Thürmen wurde vom Frühlings-
sonnenschein umspielt; die grauen Mauern schimmerten und
blinkten, als träumten sie von ihrer Jugendzeit, und hoch oben
auf der äußersten Umfassungsmauer stand die schlanke Knaben-
gestalt des jungen Karl Sigismund; er wehte mit einem Tuche
dem wilden Reiter einen Scheidegruß nach. Das war das letzte
Bild, das der letzte Reggfeld von seinem Erbe mit hinweg nahm,
und also schied er von der Heimaterde seiner Väter, um sie nie
mehr zu betreten.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Noch eine Stunde lang war Reggfield so weiter gejagt, da strauchelte sein Pferd und brach zusammen. Im Sturze riß es auch den Reiter zu Boden. Er lag mit einem Fuße unter dem Tiere und konnte sich nur mit Mühe hervorarbeiten. Die Untersuchung, welche er dann anstellte, hatte ein trauriges Ergebnis; der Schade, den der arme Rappe erlitten hatte, war unheilbar. Keuchend und zitternd lag er da, und seine ausdrucksvollen Augen flehten um Erbarmen. Da zog Reggfield den Degen und gab mit eigener Hand dem treuen Gefährten den Gnadenstoß. Im Staube der deutschen Landstraße verendete das muntere Franzosenblut. Trübsinnig stand der Reiter dabei. „Das erste Opfer,“ sprach er, und dann setzte er seine Reise zu Fuß fort.

Warum war er so unsinnig geritten, als wäre das wilde Heer ihm in Rücken? wovor war er geflohen? vor dem harten Manne dort oben auf der Burg? Der verfolgte ihn ja nicht; er rief ihn nicht einmal zurück. Und wenn er auch noch so hart und unbarmherzig gewesen war, er war in seinem Rechte; selbst Reggfield in aller seiner Erbitterung wagte das nicht zu bestreiten. Nein, was er hatte fliehen wollen, das saß in ihm, es war die Reue, das Erwachen jenes furchtbaren Etwas, dessen Wurm nicht stirbt, und dessen Feuer nicht erlischt. Es zog jetzt mit ihm, es verdunkelte den leuchtenden Himmel, es trübte seinen Blick, wenn er vorwärts schauen wollte, es ließ ihn schauern, wenn er zurück sah, und er fühlte, dies war nur erst der Anfang.

Ein Wagen kam ihm entgegen. Als er dicht bei ihm war, hielt er an, ein Damenkopfbogte sich heraus, und Esthers Stimme

fragte: „Herr Graf, wie kommen Sie hierher, bestaubt und ohne Pferd?“

„Mein Pferd ist tot,“ antwortete Reggfield; „ich habe es zu schanden geritten.“

„Bitte, steigen Sie ein,“ bat Esther. „Ich bin zufällig diesen Weg gefahren, nun freue ich mich des Zufalls, da er mir Gelegenheit giebt, Ihnen gefällig zu sein.“

Reggfield stieg ein, der Wagen wandte um und fuhr nach der Stadt zurück. Lind wehten die Rüste und flüsterten schmeichelnd von den kommenden Freuden des Frühlings. Aber Esther hatte kein Ohr mehr für sie und kein Auge für das geheimnisvolle Regen der Natur, wie sie es noch vor einer Viertelstunde gehabt hatte. Sie sah jetzt nur noch den Begleiter, der ihr so unerwartet geworden war. Das war nicht der strahlende Leutnant von vor sechs Jahren, der alle anderen in den Schatten gestellt und dem die Herzen sich widerstandslos ergeben hatten. Das war auch nicht mehr der edelmütige, ritterliche Mann, der ohne Besinnen sein Leben gewagt hatte, um ein anderes Leben zu retten. Wortfarg und mit unwölkter Stirn saß er neben ihr, die Uniform mit Staub bedeckt, und doch fühlte Esther, daß ihre Theilnahme für ihn niemals größer gewesen war, als jetzt. Sie fragte nicht nach den näheren Umständen, die den Verlust seines Pferdes begleitet hatten; denn ihr rascher Verstand begriff, daß ihm dies peinlich sein mußte. Statt dessen erzählte sie, daß sie seine Botschaft vom heutigen Morgen ausgerichtet und Serena so wohl angetroffen habe, wie man es nach dem gestrigen Anfall nur immer wünschen könnte. Er gab einsilbige und zerstreute Antworten, doch sie ließ nicht nach; etwas von der lebenswürdigen Gewandtheit ihres Bruders war auch ihr eigen. Unmerklich lenkte sie das Gespräch Gegenständen zu, von denen sie wußte, daß sie seine Theilnahme hatten, und als sie die Stadt erreichten, war es ihr wirklich gelungen, seine Schwermut zu überwinden; er hörte und sprach. So kam es, daß der Eindruck, den die an Serenas Fenstern vorüberfahrende Equipage machte, so furchtbar war.

Eingedenk seines Versprechens, Augustin von dem Erfolge des Besuchs in Storrinet zu benachrichtigen, stieg Reggfield in dem Sengernischen Hause ab, und als er erfuhr, daß der Baron hinterlassen habe, er werde in einer halben Stunde zurückkehren, nahm er Esthers Vorschlag an, so lange bei ihr zu warten. Sie ließ Wein und andere Erfrischungen bringen, um ihn nach dem anstrengenden Ritte zu stärken, und er empfand diese Fürsorge mit einer Art Wohlbehagen.

Dann kam Augustin. Beim Anblick des Grafen glitt ein Zug über sein Gesicht, ähnlich dem Bauern des Tigers, der sich zum

Sprunge bereitet. „Wie stehen die Sachen?“ fragte er ohne weitere Umschweife.

Reggfield zögerte, und sein Gesicht färbte sich dunkel. Daß Augustin auch rücksichtslos und unziert sein konnte, erfuhr er jetzt zum erstenmal.

Esther aber, der die liebevollste Zuneigung das Bartgefühl geschärft hatte, stand geräuschlos auf und ging hinaus.

„Ist mir recht,“ sagte Augustin, warf sich in einen Stuhl und zündete eine Cigarre an. Dann wiederholte er seine Frage: „Nun, wie stehen die Sachen?“

„Schlecht,“ antwortete Reggfield; „mein Onkel stellte mir eine Bedingung, die ich nicht annehmen kann.“

„Um,“ sagte Augustin. „Sie werden sie doch annehmen müssen, mag sie sein, wie sie will.“

„Warum?“ fragte Reggfield schroff.

„Weil Ihnen das Messer an der Kehle sitzt und Ihr Kredit zu Ende ist. Vielleicht haben Sie unterwegs gute Vorsätze gefaßt und wollen von jetzt an dem Spiel abschwören. Selbst dann ist Ihre Lage verzweifelt, wenn es Ihnen nicht gelingt, irgendwo eine Goldmine zu entdecken. Und — nebenbei bemerkt — ich halte nicht viel von guten Vorsätzen; das Spiel ist ein Dämon, der keinen wieder losläßt, den er einmal in den Krallen hat.“

„Aber Sie haben mir diesen Dämon auf den Hals geheßt,“ sagte Reggfield mit plötzlich ausbrechender Bitterkeit.

„Ich, Herr Graf? Das ist denn doch eine seltsame Beschuldigung. Ich spiele selten und dann nur zum Zeitvertreib und mit kühlem Blute, nie aus Passion. Daß ich Ihre erste Bekanntschaft am Spieltische machte, scheinen Sie vergessen zu haben; es ist allerdings schon lange her. Und ebenso haben Sie wohl vergessen, wie oft ich in jüngster Zeit zum Aufhören mahnte, weil ich sah, daß die Leidenschaft mit Ihnen durchging. Aber ich kann ja auch, wenn Sie befehlen, die Zahl der abgedankten Freunde vermehren, die Sie, Barrnbek an der Spitze, bereits von sich gestoßen haben.“

„Das wagen Sie mir zu sagen?“ rief Reggfield aus. „Wer anders hat mich mit Barrnbek entzweit, als Sie? Und Sie haben nicht einmal eine Ahnung davon, was er mir gewesen ist.“

„Gemach, Herr Graf,“ erwiderte Augustin. „Sie sind sehr kampflustig aus Storrinet zurückgekehrt. Aber es ist unklug von Ihnen, Streit mit mir zu suchen; Sie haben nicht viele Freunde mehr. Und nochmals rate ich Ihnen, nehmen Sie die Bedingung Ihres Herrn Oheims an, es bleibt Ihnen keine andere Wahl.“

„Ich sehe nicht ein, was Sie für einen Vorteil dabei haben, mir einen solchen Rat zu geben,“ antwortete Reggfield. „Und wenn ich lieber sterben, als jene Bedingung annehmen will, so kann Ihnen das einerlei sein.“

Augustin strich langsam die Asche seiner Cigarre ab. Dann erst sagte er: „Vielleicht giebt es doch etwas, das mich nötigt, Einspruch zu erheben: die Rücksicht auf mein gefährdetes Eigentum.“

„Nun,“ entgegnete Reggfield stolz, „soviel, wie Ihre Bürgschaften betragen, beträgt auch mein Vermögen, und mehr noch. Sie brauchen also um Ihr Eigentum nicht zu sorgen, selbst wenn ich keine Goldmine entdecke.“

„Sie irren, Herr Graf,“ entgegnete Augustin; „es handelt sich nicht nur um jene Bürgschaften, sondern fast um die ganze Schuldensumme. Außer den beiden letzten Wechseln hat der Jude Rohn nichts mehr von Ihnen zu fordern; denn nicht er ist Ihr Gläubiger — ich bin es.“

„Wieso?“ fragte Reggfield nach einer kurzen Pause.

„Auf sehr einfache Weise,“ antwortete Augustin, „ich habe die Wechsel gekauft. Durch die verschiedenen Bürgschaften war ich ohnehin ziemlich stark an der Geschichte beteiligt und zog es darum vor, sie lieber ganz und gar in die Hand zu nehmen. Ich würde noch lange geschwiegen haben, wenn nicht durch die letzten Wechsel Ihre Schulden eine solche Höhe erreicht hätten, daß sie fast dem Werte meines Gutes gleichkommen. Sie sehen nun wohl ein, daß ich allerdings einen Vorteil dabei habe, wenn ich Ihnen rate, die Storrineker Bedingung anzunehmen.“

Reggfield war aufgesprungen. „Herr Baron,“ sagte er mit zuckenden Lippen, „ich beuge mich vor Ihrer Klugheit, denn um sie zu begreifen, dazu bin ich zu dumm oder zu ehrlich. Vielleicht haben Sie darum selbst die Güte, mir zu sagen, für was ich diese Ihre Handlungsweise halten soll.“

„Für was Sie wollen,“ antwortete Augustin gelassen.

„So will ich sie für Freundschaft halten,“ versetzte Reggfield mit herbster Ironie. „Leben Sie wohl, mein teurer Freund! Sie sind mir in Wahrheit sehr teuer zu stehen gekommen. Wenn ich bedenke, was alles ich auf Ihren Rat geopfert habe, Geld, Ruhe, Gewissen und meinen alten Varrnbek obenein — Tod und Teufel, Herr, Sie können sich Glück wünschen, daß ich ohne Waffe hier vor Ihnen stehe.“

„Sie vergessen sich, Herr Graf,“ sagte Augustin. „Aber,“ fuhr er fort, und die weißen Zähne blinkten durch den zierlichen Schnurrbart, „wenn es Ihrem Gefühle natürlicher scheint, so

können Sie mich ja auch von dieser Stunde an für Ihren Feind halten.“

„Mein Feind sind Sie immer gewesen,“ entgegnete Reggfeld, „ich weiß es jetzt und werde mich darnach richten.“

Ihm schwindelte, als er hinausging, und selbst die frische Märzlust, die ihm draußen die glühende Stirn kühlte, vermochte nicht seine Gedanken zu klären oder den Aufruhr in seinem Gemüthe zu besänftigen. Sein Feind! Warum war Augustin sein Feind? Esthers wegen? Ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo er gegen Esther einen wärmern Ton angeschlagen hatte, als vielleicht gut und recht war, weil — nun weil eben noch keine andere da war, die ihm besser gefiel. Aber konnte sich ein solches Vergehen wirklich so fürchterlich rächen? konnte es der Grund werden eines Hasses, wie der sein mußte, der mit emsiger Hand den Stein ins Rollen gebracht und dann dem Abgrunde zugetrieben hatte? Fein, sehr fein waren die ersten Fäden des Netzes, das dieser Haß um ihn gesponnen hatte; er konnte sie nicht deutlich erkennen, er fühlte nur die Schlinge, die um seinen Hals lag, bereit, bei der nächsten Gelegenheit zugezogen zu werden. Und nun regte sich wieder der nagende Wurm, der draußen auf der Landstraße seine Arbeit begonnen hatte. O, daß es kein Mittel gab, um Geschehenes ungeschehen zu machen! Ekel erfüllte ihn, wenn er an das dachte, womit er in den letzten Monaten Zeit und Geld vergeudet hatte. Er fühlte, daß er von seiner verderblichen Leidenschaft geheilt sei für immer, aber um welchen Preis!

Nur zwei Dinge waren jetzt noch möglich, entweder die Umkehr nach Storrinet oder die Entlassung aus des Königs Dienst mit Schimpf und Schande, nach beiden Seiten ein Leben ohne Ehre, eins so unerträglich wie das andere. Ja, Karl Sigismund hatte recht gehabt, als er ihm sagte: „Du weißt noch nicht, was es heißt, zu Grunde gehen.“ Jetzt, wo er vor dem Abgrunde stand, überlief es ihn doch eiskalt, und er griff nach eine Stütze, nach einer Hand, die ihn von der gähnenden Tiefe wieder hinwegleitete auf festen, sichern Boden. Aber ach, er griff ins Leere.

Chelos! Wohl wußte er, was in einem solchen Falle die meisten seiner Kameraden für den einzigen Ausweg hielten, er aber verabscheute diesen Weg. Feige aus dem Leben zu gehen und anderen das zu überlassen, was zu ordnen die eigene Kraft nicht ausreicht, das hatte ihm von jeher erbärmlich geschienen. Auch hatte er nicht umsonst jahrelang an der Seite einer kindlich frommen Frau gelebt; er glaubte an einen ewigen Richter, der zu der Frage berechtigt ist, wie der staubgeborene Mensch es

wagen dürfe, seinem göttlichen Rathschluß vorzugreifen. Nacht war es, wohin auch sein Auge blickte, und so irrte er wie im Fieberwahn durch die Straßen der Stadt, bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts, ziellos, planlos, abenteuerlich, wie er selbst es nannte mit der Ironie der Verzweiflung.

Da blieb er plötzlich stehen und schlug sich an die Stirn. „Besser noch ein Abenteurer, als ein ehrloser Graf.“ Wie fielen ihm nur auf einmal diese Worte ein? hatte nicht er selbst vor Zeiten sie gesprochen und dabei an die Möglichkeit gedacht, als schlichter Mann hinauszuziehen in die Welt, um mit seiner Kunst sein Brot zu verdienen? Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es ihn jetzt: Das war die Rettung, die Zuflucht, der einzige Weg, den er gehen konnte. Nein, dem Namen seiner Väter sollte durch ihr kein Brandmal aufgedrückt werden; mit ehrlicher Arbeit wollte er sühnen, was er verbrochen hatte, und niemand sollte einmal das Recht haben, seinem Andenken zu fluchen. So mußte es gehen. Er mußte, daß er sein Instrument künstlerisch spielte, und daß er es darin mit jedem Virtuosen von Beruf aufnehmen konnte. Auch für seine Compositionen war ihm schon einmal Geld geboten worden. Damals hatte er lachend abgelehnt und gesagt, noch brauche seine Kunst nicht nach Brot zu gehen. Das war nun anders geworden.

Mit Eifer begann er, den Plan für das neue Leben auszu-denken. Zunächst galt es, eine Beichte bei seinem Schwiegervater. Wohl wurde ihm heiß bei dem Gedanken, doch es mußte sein; wie groß auch der Zorn und Groll des alten Herrn sein mochte, er würde ihn nicht im Stiche lassen, sondern ihm helfen, Augustin wenigstens fürs erste zu befriedigen. Dann hieß es, des Königs Rock ausziehen, und dann ging es hinein in ein Leben voll Arbeit und Entbehrung. Es war ein harter Weg, der vor ihm lag, aber es war doch ein Weg da, wo er zuvor nur einen Abgrund gesehen hatte, und mit dieser Gewißheit zog neuer Mut in seine von Reue gefolterte Seele.

Als er endlich vor seiner Wohnung stand, war die Sonne untergegangen, Dämmerung breitete sich über die Erde. Noch zögerte er, einzutreten. Serena, ach das zarte Kind, wie würde sie einen solchen Wechsel der Verhältnisse ertragen? Er wollte sie noch schonen, er konnte ihr nicht schon heute die traurige Mittheilung machen. So versuchte er, seine Stirn von den Sorgenfalten zu glätten, als er in ihr Zimmer trat.

Dort lag sie auf dem Sofa. Sie mußte ihn doch kommen hören, und dennoch wandte sie den Kopf nicht um. War sie krank? Er näherte sich, er beugte sich über sie, — da sah sie ihn an, starr

und fremd, kein Wort der Begrüßung kam über ihre Lippen, ja als er sie umfassen wollte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sie vor ihm zurückbebt und wie schauernd aus seinem Arm sich zu befreien sucht.

„Was hast du, Serena?“ fragte er. „Kennst du mich nicht?“

„Ja, ich kenne dich,“ antwortete sie und legte die Hand über die Augen.

„Bist du krank?“ fragte er weiter. „Du kommst mir so sonderbar vor.“

„Ich bin gesund,“ sagte sie.

„Nun, wenn du nicht krank bist,“ erwiderte Reggfield, „dann komm und setze dich zu mir. Wir haben uns ja den ganzen Tag noch kaum gesehen und gesprochen.“

Sie gab ihre vergeblichen Bemühungen, sich von ihm zu befreien, auf und ließ sich müde und widerstandslos zu dem kleinen Divan führen, der, lauschig hinter blühenden Topfgewächsen verborgen, in einer Ecke des Zimmers stand. Dort nahmen sie Platz, aber ein Gespräch wollte auch hier nicht in Gang kommen; jedes versank in seine eigenen Gedanken. Durch die hohen Fenster drang noch ein Widerschein des letzten Abendroths, der sich dann in fliegenden Figuren von dem Teppich abhob, um bald darauf von der im Hintergrunde lauern den Dunkelheit verschlungen zu werden.

„Serena,“ sagte Reggfield endlich mit gepreßter Stimme, „kannst du nicht irgend etwas thun, das uns erheitert? Kannst du nicht ein Lied singen? Du hast schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr gesungen.“

Sie stand auf und ging an das Klavier. Ohne nach Noten zu suchen oder ein Licht anzuzünden, spielte sie eine Melodie, die Reggfield wohl kannte. Es war seine eigene Melodie, er hatte sie einmal auf Serenas Bitten zu einem Spittaschen Liede komponiert, um Maria damit zu erfreuen. Aber der Text hatte damals anders gelaundet.

„Stimm' an das Lied vom Sterben,
Den ersten Abschiedsang;
Vielleicht läuft heut zu Ende
Dein ird'scher Lebensgang,
Und eh die Sonn' sich neiget,
Verschließeſt du den Lauf,
Und wenn die Sonne steigt,
Stehst du nicht mit ihr auf.“

„Wie kommst du zu diesem Text?“ unterbrach Reggfield den Gesang. „Gältest du den für sehr erheitend?“
Erschrocken schwieg sie still.

Er jedoch konnte jetzt nicht mehr schweigen. Alles, was er an diesem Tage schon erlitten hatte, drängten sich nun zusammen in ein einziges Gefühl der Gereiztheit, und es mußte sich Luft machen. „Auch das noch!“ sagte er. „Kummer, Aerger und Sorgen vom frühen Morgen an, und wenn ich des Abends abgehezt nach Hause komme, dann singst du mir Sterbelieder vor. Wen wünschst du denn so sehnlich unter die Erde, dich oder mich?“ Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher, heftig und ruhelos, so daß selbst der weiche Teppich seinen Schritt nicht ganz zu dämpfen vermochte. „Ja,“ sagte er dann wieder, „alles, was wahr ist, Serena, ich habe noch nie einen Tadel an dir gefunden, aber was Ueberlegung und Lebensklugheit anbetrifft, darin könntest du ein wenig von Esther von Sengern lernen.“

Bei diesem Namen erstarrte Serenas Herz zu Eis. Sie sah und dachte nichts mehr, sie hörte nur noch die ruhelosen Schritte, immer auf und ab, immer auf und ab, und bei jedem Schritt ging ein stechender Schmerz durch ihren Kopf. Sie fühlte ihre Sinne schwinden und erhob sich. „Ich kann nicht mehr, Erich,“ sagte sie leise. Dann ging sie wandelnd hinaus.

Erstaunt sah er ihr nach. Sein erstes Gefühl war Reue über seine Unfreundlichkeit und der Wunsch, der Hinausgegangenen zu folgen, um sie zu trösten. Doch er besann sich und blieb mitten auf dem Wege wieder stehen. „Es hilft nichts,“ dachte er. „Das Leben wird uns fortan nicht auf Rosen betten, darum muß sie endlich auch einmal ein rauhes Wort ertragen lernen. Wenn sie immer geschont und auf Händen getragen wird, kann sie ja niemals erstarren.“ So nahm er seine unterbrochene Wanderung wieder auf, um durch die äußere Unruhe die innere zu über-täuben.

Beim Ummenden fiel sein Blick auf einen dunkeln Gegenstand, der in dem Winkel zwischen Fenster und Nähtisch hockte. Er blickte sich und erkannte, daß es ein lebendes Wesen war. „Agnes, bist du es?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete das Kind und sah schüchtern hervor.

„Was thust du hier?“

„Ich sitze oft hier, und heute habe ich einen Brief geschrieben. Er ist noch nicht ganz fertig, weil es jetzt dunkel ist.“

„Komm her und erzähle mir das,“ sagte Reggfield, froh, einen Ableiter gefunden zu haben. Er faßte seine kleine Tochter beim Arm und wollte sie in die Höhe ziehen. Jedoch Agnes jammerte: „Meine Tafel, meine Tafel!“ und setzte der väterlichen Hand Widerstand entgegen.

„Was ist's mit deiner Tafel?“ fragte Reggfield. „Gieb sie her.“

„O bitte, bitte, Papa, ich kann sie dir nicht geben, du löschst es aus,“ klagte die Kleine.

„Närrchen,“ erwiderte Reggfield, „wenn ich dir sage, du sollst kommen, dann kommst du. Verstanden?“ Er ergriff sie energisch mit beiden Händen und brachte so Kind und Tafel zugleich in die Höhe. „Nun erzähle mir,“ sagte er, nachdem er die Kleine auf seine Kniee gesetzt hatte, „einen Brief hast du geschrieben? steht er da auf der Tafel?“

„Ja,“ antwortete Agnes, die mit einem Händchen ihr Kleinod frampfhast emporhielt, „jetzt steht er hier auf der Tafel, aber nachher kommt er auf Papier.“

„Und an wen hast du denn geschrieben?“ fragte Reggfield weiter.

„An Tante Maria,“ sagte das Kind. „Sie soll wieder herkommen, damit Mama nicht mehr weint.“

„Wie?“ entgegnete Reggfield, aufmerksam werdend, „hat denn Mama geweint?“

„Ja,“ antwortete Agnes, „wenn der Onkel dagewesen ist, dann weint sie jedesmal.“

„Wenn wer dagewesen ist?“ fragte Reggfield, für den die bisher fast gedankenlos geführte Unterhaltung plötzlich einen andern Charakter bekam.

Die Kleine erschrak, als sie in seine sprühenden Augen sah, und blieb vor Entsetzen die Antwort schuldig.

„Wer ist hier gewesen?“ wiederholte er. „Hast du nicht gehört, was ich dich fragte?“

„Ich kann ja nichts dafür,“ stammelte das erschrockene Kind.

„Wer war hier?“ fragte Reggfield immer heftiger.

„Der Onkel,“ jagte Agnes.

„Welcher Onkel?“

„Ach, sieh mich nicht so böse an,“ flehte die Kleine und brach in Thränen aus.

„Welcher Onkel?“ fragte Reggfield wieder, und als Agnes schluchzend schwieg, schüttelte er sie so ungestüm, daß die Schiefertafel auf den Teppich fiel. „Mädchen,“ jagte er drohend, „wirst du antworten, wenn ich dich etwas frage.“

„Mein Brief!“ schluchzte das Kind.

„Laß den Brief,“ entgegnete Reggfield und stieß die Tafel mit dem Fuße hinweg. „Warte, ich will dich Gehorsam lehren! Wirst du mir jetzt auf der Stelle sagen, welcher Onkel hier gewesen ist? war es Onkel Barrnbe?“

„Nein, der nicht,“ sagte das Kind zitternd, „der andere Onkel, der lange, der immer zu Mama kommt, wenn du nicht da bist.“

„Wie heißt er?“ fragte Reggfield, bebend vor Zorn und Entrüstung.

„Ich sollte es dir nicht sagen, hat die Mama einmal gesagt,“ stotterte das weinende Kind. „Du kennst ihn ja, Papa. Ich glaube, er heißt August.“

Mit einem plötzlichen, unsanften Ruck fand Agnes sich nach diesen Worten auf den Boden versetzt. Sie raffte ihre Tafel von der Erde auf und lief hinaus, um bei Marianne Trost zu suchen für die erlittene Unbill.

Reggfield aber war an das Fenster getreten und preßte die Stirn gegen die Scheiben, daß diese leise klirrten. „Also deshalb,“ rief er mit einem wilden, grimmigen Lachen. „Deshalb sein Drängen! Ja, nun wird mir alles sonnenklar. Deshalb hat sie geweint, deshalb soll ich ans Sterben erinnert werden. Nun, Serena, dazu könnte ja Rat werden; du hast dafür gesorgt. Narr, der ich war, daß ich noch einem Menschen auf Erden trauen konnte, daß ich glaubte, in einem Engelsbilde könnte keine Falzheit wohnen. Serena, auch du, auch du! Aber du sollst mich nicht ungestraft so fürchterlich hintergangen haben. Glender, was habe ich dir gethan, daß du mich also hassest? Es war dir noch nicht genug, daß du mich um Hab und Gut, um Stand und Namen gebracht hast, nein, auch das Herz mußtest du mir vergiften. Rechenschaft sollst du mir geben, aber nicht mit Worten; zwischen uns dürfen nur noch Angeln reden.“ Er trat vom Fenster zurück und ging in seine Stube, wo er ein Licht anzündete und sich an seinen Schreibtisch setzte. Dort kramte er lange herum, ordnete Papiere und zerriß andere. Zuletzt schrieb er mit fliegender Feder einige Seiten, siegelte sie ein und setzte oben darauf die Worte: „Mein letzter Wille.“ Dann stand er auf. „Lug und Trug alles und überall,“ sprach er. „Nur einen einzigen kenne ich, der noch nie gelogen hat, und zu ihm will ich jetzt gehen.“ Er hüllte sich in seinen Mantel, drückte die Mütze auf seine Stirn und verließ das Haus.

Nacht war's jetzt draußen, nur das Licht der Gaslaternen erhellte die Straßen und beleuchtete die Gestalten, die hin und wider eilten. Reggfields Weg war weit. Auf einem wenig belebten Platze schien er sein Ziel erreicht zu haben; da blieb er vor einem Hause stehen und sah eine Weile wie unschlüssig hinauf. Dann ging er hinein, stieg eine Treppe hinauf, und noch eine und stand nun vor einer Thür, zu deren Seite eine aufgeklebte Visitenkarte

das übliche Porzellanschild ersehte. Es hing keine Lampe bei der Karte, und so konnte man den darauffstehenden Namen nicht entziffern. Reggfield klopfte.

„Herein!“ rief von innen eine Stimme.

Aber Reggfield blieb stehen.

„Herein!“ rief es wieder.

Reggfield rührte sich nicht.

„Wer ist denn da?“ fragte nun die Stimme, und zugleich wurden Schritte hörbar, die sich der Thür näherten. Sie ward geöffnet, und da standen sich die beiden Männer gegenüber, die einst die besten, treuesten Freunde gewesen waren.

Das Licht in Varrnbef's Hand fing an, unsicher hin und her zu flackern, als hätte es seine feste Stütze verloren, und die klugen Augen des nunteren Dragoner-Rittmeisters sahen auf den Kameraden in höchster Spannung. „Reggfield!“ sprach er, weiter nichts, und trat zurück, um so den Gast zum Näherkommen einzuladen.

Varrnbef stellte das Licht auf den Tisch; die beiden Männer aber schwiegen, der eine, weil ihm die Kehle wie zugeschnürt war, der andere, weil er durch ein Wort den schönen Traum zu zerstören fürchtete.

„Varrnbef,“ begann Reggfield endlich mit abgewandtem Gesicht, „du wunderst dich, mich hier zu sehen, und magst dich mit Recht wundern nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist. Vielleicht wäre ich auch nicht gekommen, wenn ich außer dir noch einen Menschen wüßte, den ich vertrauen könnte. Sie haben mich alle betrogen oder verlassen. Darum stehe ich jetzt hier und bitte dich, nur einmal noch an die alte Freundschaft zu denken, die uns früher verband —“

„Sprich nicht so,“ unterbrach ihn Varrnbef mit halberstidter Stimme, „ich habe nie aufgehört, dein Freund zu sein.“ Er neigte sich vorwärts, um ihm ins Auge zu sehen, und fuhr fort: „Gott allein weiß, was ich gelitten habe ohne dich, und wie ich mich gesehnt habe nach einer Stunde, wie diese ist.“

Reggfield hatte seine Augen mit der Hand bedeckt. „Harry,“ sagte er erschüttert, „vergieb mir! du bist besser als ich.“

„Daß das,“ antwortete Varrnbef. „Sage mir lieber, was dir geschehen ist, und womit ich dir helfen kann.“

Und nun erfuhr er von Reggfield, was er allerdings schon ahnte, die ganze, traurige Geschichte, wie sie durch fremde Bosheit und eigene Schuld allmählich entstanden war. Es wetterleuchtete zuweilen über Varrnbef's Gesicht, aber als Reggfield zuletzt mit

der Bitte kam, er möchte sein Sekundant sein, da schüttelte er bedenklich und sorgenvoll den Kopf.

„Wie ich über Sengern denke, das weißt du,“ sagte er. „Ich wünsche ihm aus aufrichtigem Herzen des Himmels oder der Hölle Strafen. Daß er falsch und unedel an dir gehandelt hat, das unterliegt keinem Zweifel, wohl aber, ob du das Recht hast, dafür blutige Genugthuung zu fordern. Es ist meine Pflicht, einen friedlichen Ausgleich zwischen euch wenigstens zu versuchen.“

Da aber kam sie zurück, die maßlose, nur mühsam bezähmte Empörung. In wilden Worten und unzusammenhängenden Sätzen sprühte es von Reggfields Lippen, was er bisher noch verschwiegen hatte und was doch sein Herz und Gehirn mit lodernder Glut erfüllte.

Barrneß stand da wie vom Blitz getroffen. Er wagte nicht, den wild Erregten zu unterbrechen. Erst, als dieser von selber erschöpft innehielt, fand er Worte. „Komm zu dir, Reggfield,“ sagte er, „du bist von Sinnen. Auf die Aussage eines Kindes hin willst du eine so ungeheure Beschuldigung auf deine engelreine Frau wälzen? Das ist sündhaft. Da braucht's doch noch anderer Beweise.“

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit,“ entgegnete Reggfield voll unsäglicher Bitterkeit. „Aber geh und frage den Schurken selbst, frage ihn, ob er hinter meinem Rücken zu meiner Frau gegangen ist, und ob sie ihn empfangen hat. Ich kann ihn nicht danach fragen; wenn ich ihn jetzt wieder sähe, so würde ich zum Mörder.“

Barrneß war schon an der Thür.

„Salt!“ rief Reggfield, „hier meine Karte nimm noch mit, und vergiß nicht, ich habe nur eine einzige Bedingung: Auf Leben und Tod.“

Reggfield war wieder allein, eine qualvolle halbe Stunde. Gleich den Wellen des sturmgepeitschten Meeres wogten seine Gedanken hin und her. Wie, wenn er sich nun doch geirrt hätte? Ein schwache Hoffnung wollte aufglimmen. Aber — „ich sollt's dir nicht sagen, hat die Mama gesagt.“ Wozu die Heimlichkeit, wenn es nichts Unrechtes war? warum ihr stilles, scheues, verschlossenes Wesen nun schon seit Wochen und Monaten? warum ihr seltsames Gebaren am heutigen Abend? Ach, der Argwohn, wenn er einmal erwacht ist, braucht wenig Nahrung, um sein Dasein zu fristen. Er gleicht dem Nachtlichte, dem wenige Tropfen Del genügen, um in die nächtliche Finsternis einen trüben Schein zu werfen.

Und jetzt kehrte Barrneß zurück. „Er hat es eingestanden,“ sagte er tonlos.

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich Reggfields Brust. Minutenlang wurde kein Wort gesprochen. Dann fragte er: „Ist alles in Ordnung?“

„Ja,“ antwortete Barrnbeck wie vorher, „morgen früh bei Sonnenaufgang, auf der Heide vor dem Jägerthor. Pistolen —“

„Es ist gut,“ sagte Reggfield. „Besorge alles. Ich habe schon geordnet, was sich ordnen ließ. Und nun — habe Dank.“

„Willst du gehen?“ fragte Barrnbeck traurig. „Bleibe hier, Reggfield, geh jetzt nicht zu deiner Frau; ehe sie dich in diesem Zustande sieht, ist es besser, sie sieht dich garnicht. Ich will meinen Burschen schicken und ihr sagen lassen, daß du bei mir bist.“

„Nein,“ sagte Reggfield, „schicke nicht, aber auch ich werde nicht zu ihr gehen.“

„Bleibe hier,“ bat Barrnbeck wieder. „Sieh, du kannst in meinem Bett schlafen, und ich lege mich auf die Erde.“

„Schlafen?“ wiederholte Reggfield, „glaubst du, ich könnte schlafen? Laß es gut sein Harry, ich taue nicht mehr unter die Menschen.“ Er wandte sich nach der Thür.

„So will ich dir wenigstens leuchten, es ist draußen so finster,“ sagte Barrnbeck und folgte ihm mit dem Licht. Er blieb oben am Treppengeländer stehen und lauschte den langsamen Tritten, wie sie hinunter stiegen, abwärts, immer abwärts. Als sie unten in der Hausflur verhallten, kehrte er in seine Stube zurück. Sie kam ihm jetzt so verändert vor, so schrecklich leer und öde, und doch waren es dieselben verschwiegenen vier Wände, die schon die Zeugen so manchen Seufzers gewesen waren. An diesem Abend nun hatten die stillen Wände noch ein anderes, ein neues Schauspiel: Da saß ihr lustiger Rittmeister, hatte den Kopf in die Hände gelegt und weinte bitterlich.

Der aber, um den er weinte, irrte draußen umher in Nacht und Nebel, ärmer fast, als der Bettler, welcher nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll. Was ein Mensch verlieren kann, das hatte er verloren. Glühender Haß war in sein Herz gezogen, Eifersucht und Verachtung. So wanderte er durch die Straßen, der gespenstige Schatten jenes Grafen Reggfield, der einst der Liebling und die Zierde der vornehmen Welt gewesen war. Schwer und dumpf klangen seine Schritte auf dem Steinpflaster, schwer und dumpf wie die Glockenschläge der Turmuhren, wenn sie das abermalige Ablaufen einer Stunde verkündeten.

Als die Füße ihm fast den Dienst zu versagen drohten, ging er dem Orte zu, der am Morgen der Schauplatz eines blutigen Kampfes werden sollte. Hinter dem Jägerthor dehnte sich ein einsames Heideland. Wohl eine Meile lang zog es sich hin, am

Anfang standen noch einige Bäume, dann nichts weiter als dorniges Gestrüpp und Heidekraut. Unter einem dieser Bäume, die ihre laublosen Aeste zum nächtlichen Himmel emporstreckten, warf Reggfield sich auf die Erde nieder und sah hinauf zu den Sternen, welche unwandelbar und getreulich ihre vorgeschriebenen Bahnen zogen. Wie sie da oben flimmerten und blinkten, hell und kalt, daß ihm ein Schauer durch die Glieder lief! Sein Denken bestand jetzt nur noch in verworrenen Bildern, die an ihm vorüberzogen gleich den weichen Gestalten einer *Laterna magica*. Nur etwas blieb, das sich nicht und wechselte nicht, wie das andere; es war kein Bild, es waren die Worte, die Serena am Abend gesungen hatte. „Stimm' an das Lied vom Sterben,“ flüsterte es in sein rechtes Ohr. „Stimm' an das Lied vom Sterben,“ flüsterte es auch in das linke. Ja, selbst die Sterne flimmerten und blinkten nicht nur; ihm schien es, als riefen sie: „Und wenn die Sonne steigt, stehst du nicht mit ihr auf.“

Die Stunden vergingen. Im Osten begann ein schmaler, gelber Streifen das Nahen der Sonne zu verkünden. Er wuchs von Minute zu Minute, bis er zuletzt als feuriges Rot den ganzen östlichen Himmel bedeckte und die Sterne nötigte, vor dem größeren Glanze zu erblichen. Und dann zeigte sich das siefreiche Tagesgestirn am Horizont; wie flüssiges Gold stieg es herauf, langsam und majestätisch, während tausende von Streiflichtern über die dürre Heide hinzuckten, daß der gelbe Sand bald hier, bald da wie ein Rosenbeet glühte. „Und wenn die Sonne steigt, stehst du nicht mit ihr auf.“

Reggfield hatte sich auf seinem harten Lager etwas emporgerichtet und sah mit trüben Augen dem königlichen Schauspiele zu. Sorch, da erwachte über ihm noch ein anderes Leben, das fing an, in dem Baume über ihm sich zu regen. Ein kleiner Vogel war's, der in den kahlen Zweigen genächtigt hatte und nun von dem immer mächtiger werdenden Lichtglanze geweckt wurde. Reggfield sah, wie das zierliche Tierchen von Ast zu Ast hüpfte, seine Federn zupfte und dann den Schnabel öffnete, um den jungen Tag zu begrüßen: „'s ist, 's ist, 's ist noch viel zu früh.“ Der Ton zerriß mit einemmal alle die verworrenen, nebelhaften Bilder. Er fand sich zurückversetzt in den grünen Wald, an jenen sonnigen Tag, wo er mit Serena die Vogelsprache studierte; er dachte an das warme, junge Glück, das damals sein Herz durchströmte, und wie der Vogel da über ihm gerufen hatte: „'s ist, 's ist, 's ist noch viel zu früh.“ Und dann dachte er an den Tag, an welchem Serena seine Braut geworden war. Dieselbe Vogelstimme war da wie eine Warnung an sein Ohr gedrungen und hatte ihn verstimmt und geärgert. Und jetzt? Ach ja, es war

zu früh gewesen, viel zu früh! Er sah die zarte, liebliche Gestalt seiner Frau, wie sie an eben jenem Tage ihr ganzes, junges Leben vertrauensvoll in seine Hand gab, und dann sah er sie wieder, wie sie ihn am vorigen Abend anstarrte mit den großen, traurigen Augen, und hörte sie singen: „Stimm’ an das Lied vom Sterben.“ Da beugte er das Haupt und barg sein Gesicht in den Händen. „O Serena, Serena,“ stöhnte er, „hätte ich dich doch nie gesehen! Alles wollte ich ja ertragen, aber was du mir angethan hast, das war zuviel. Ich habe der lockenden Hilfe den Rücken gekehrt, weil ich dich nicht verraten wollte, und nun finde ich dich Hand in Hand mit dem, der mich zu verderben trachtet. Na, ich wollte, ich hätte dich nie gesehen und könnte jetzt sterben, ohne daß dein Bild mich umgaukelte.“

Und wie er so dachte, da sang das Finkenhähnchen im Baume über ihm zum drittenmal: „’s ist, ’s ist, ’s ist noch viel zu früh.“



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dem Frühling entgegen! Auch die Bäume und Sträucher draußen im Walde dachten das und trieben ihre Knospen mit Macht. Sie saugten neue Kraft aus der mütterlichen Erde und trieben den duftenden Saft dann durch Stamm und Geäst den kleinen, grünlich schimmernden Spitzen zu, um sie schwellen und wachsen zu machen dem Frühling entgegen. So oft schon hatten sie erfahren, daß der holde, goldlockige Knabe niemals blieb, daß der heiße Sommer und der erbarmungslose Herbst ihm folgten, der sie des mühsam getriebenen Laubes immer wieder beraubte. Aber dennoch keimten und sproßten sie unverdrossen, hoffnungsvoll, freudig dem Frühling entgegen.

In der Wohnstube des Forsthauses saßen die beiden Bewohner am Kaffeetisch. Der Oberförster hatte seine Tasse zur Hälfte geleert und that zwischendurch einen Zug aus der langen Pfeife. Zu seinen Füßen lag ein Dachshund, der mit halb schlauen, halb schläfrigen Augen den Herrn anblinzelte. Er erfuhr keine Beachtung; des Oberförsters Blick hing an dem geöffneten Fenster, durch welches ein lauer Wind zuweilen die noch kahlen Weinranken hereinbog. „Maria,“ sagte er, „ist es nicht merkwürdig, daß auch ein altes Herz manchmal noch jung werden will? Mir ist heute so frühlingsmäßig zu Mute, wie einem wanderlustigen Burschen.“

„Geh doch nachher in den Wald, Vater,“ schlug Maria vor.

„Ja, das will ich,“ antwortete der alte Herr, indem er seine vergessene Tasse zum Munde führte, „und du könntest mich begleiten. Früher ist an solchen Tagen Serena mit mir gegangen. Wie konnte die kleine Hexe laufen, flink wie ein Wiesel! Weißt

du, Maria, mir steht der Sinn heute noch weiter als in den Wald; ich möchte wandern und wandern, immer weiter, bis ich zuletzt zu meinem Kinde käme."

"Laß uns in die Stadt fahren," sagte Maria schnell, „auch mich zieht es zu den Geschwistern."

"Ja," erwiderte der Oberförster und strich mit der Hand über die Stirn, „es ist närrisch, Maria, ich fürchte mich fast, hineinzufahren, ich fürchte, wir könnten Schlimmes hören. Der arme Erich! Gott mag wissen, was ihm fehlt, er will mir garnicht mehr recht gefallen."

„Es wird ja nun nicht lange mehr dauern, dann ziehen wir ganz in ihre Nähe," sagte Maria. „Vielleicht sieht es sich nur aus der Ferne so trübe an."

Der Oberförster nickte, trank seinen Kaffee aus und erbat sich noch eine zweite Tasse. Da trat der alte Franz mit einem Briefe herein. „Hier, Fräulein Maria," sagte er, „da haben Sie kleines Briefchen. Ist sich Postbote hier."

Während der wackere Pöle wieder hinausstampfte, nahm Maria den Brief und betrachtete ihn. Er lockte ein Lächeln auf ihren Mund; die Adresse war so sonderbar verfaßt und so steif geschrieben. Als sie dann das Rouvert erbrach und ihr Blick auf den darin enthaltenen Bogen mit den großen, kindlichen Schriftzügen fiel, kehrte das Lächeln wieder, doch nur für kurze Zeit; es brauchte nicht lange, um von dem Inhalte Kenntniß zu nehmen. „Gibe tante maria," stand da, „kom doch wider zu uns, damit Mama nich mer weint. Deine kleine Agnes."

„Von wem ist denn der Brief?" fragte der Oberförster, als Maria den Bogen gar nicht wieder hinlegte.

„Von Agnes," antwortete sie.

„Wie? von Agnes?" wiederholte er staunend. „Das kleine Ding kann ja noch garnicht schreiben."

„Ich habe ihr im Herbst das kleine Alphabet gelehrt, um den Wildfang zu beschäftigen," sagte Maria; „auch wird ihr wohl Marianne geholfen haben."

„Zeige her!"

Still reichte sie das Blatt hinüber, und als der Oberförster die wenigen Worte gelesen hatte, überzog dunkle Röte sein Gesicht. „Damit Mama nicht mehr weint," wiederholte er. „Serena hat nicht geweint, so lange sie bei mir war und ehe sie Erich kennen lernte. Aber diese Thränen werden ihm noch auf der Seele brennen, und Gott wird sie einst von ihm fordern."

„Soll ich gehen auf diesen Ruf?" fragte Maria.

„Freilich," antwortete er; „das arme Kind sehnt sich nach dir. Geh sogleich."

Sie ging hinaus, um einige Sachen einzupacken und das Anspannen zu bestellen. Als sie wiederkam, fand sie ihren Vater am Fenster stehend, wie er hinüber sah nach der Waldecke. Er hatte ihren Eintritt nicht bemerkt, und sie mußte erst seinen Arm berühren, ehe er sich ihr zuwandte.

„Maria,“ sagte er finster, „Gott verzeihe mir, wenn es eine Sünde ist; aber ich vermünsche die Stunde, in der ich mich von den treuherzigen, blauen Augen bethören ließ und ihn selbst über meine Schwelle brachte, und mehr noch vermünsche ich die Stunde, wo ich mich von dir —“

„Sprich es nicht aus!“ unterbrach sie ihn jäh. Sie war leichenbläß geworden, und ein Beben ging durch ihren Körper.

Der Oberförster hielt erschrocken inne. Noch nie hatte er den Ausdruck solcher Seelenangst und Pein in diesen friedlichen Zügen gesehen. „Du hast recht,“ sagte er nach einer Weile; „ein Christ muß ertragen, was Gott der Herr ihm auflegt, und er muß verzeihen können, auch wenn man ihm sein Liebstes kränkt und verwundet. Aber es ist schwer.“

Nach einer halben Stunde trabten die runden Brauen mit Maria durch den Wald. Der alte Franz trieb sie zur möglichsten Eile an; denn er hatte erraten, daß diese schleunige Abreise mit dem Brief in Verbindung stehen und daß sie keine erfreuliche Ursache haben müsse. Aber trotz allen Silens schien Maria der Weg doch endlos. Sie verfolgte den Zug der Wolken oder zählte die Meilensteine, um immer beim nächsten wieder zu vergessen, welche Nummer der vorangegangene gehabt hatte. Wie jedoch alles auf Erden einmal ein Ende nimmt, so auch diese Fahrt. Der Wagen hielt vor dem ersuchten Hause, und Maria sprang herab, eilte hinein und die Treppe hinauf. Es war doch in dem Brief von keinem Unglück die Rede gewesen, warum denn pochte ihr Herz so ungestüm, daß sie einmal im Steigen anhalten mußte, um Luft zu schöpfen? Nun stand sie vor der Entree-Thür und streckte die Hand nach der Klingel aus. Wer würde ihr öffnen?

Es vergingen wohl zwei Minuten, nachdem der helle Klang der Glocke den Besuch gemeldet hatte, ehe sich Schritte hören ließen und jemand von innen aufschloß. Marianne war es. Als sie das Fräulein erkannte, griff sie nach ihrem Schürzenzipfel und trocknete sich die Augen.

„Was ist geschehen?“ fragte Maria. „Wo ist meine Schwester?“

„Krank,“ antwortete das Mädchen.

„Und der Herr Graf?“

„Fort, schon seit gestern, und niemand weiß, wohin.“

Maria legte im Vorzimmer Hut und Mantel ab, wies das Mädchen an, ihren Koffer heraufzuholen, und durchmaß mit fliegenden Schritten die Räume, die sie von dem Schlafgemach trennten.

Serena war krank. Mit glühenden Wangen und fieberglänzenden Augen lag sie im Bett und sah der Schwester sehnsüchtig entgegen. „Bist du gekommen, Maria?“ fragte sie. „Ach, Gott sei Dank!“

„Ja, ich bleibe bei dir, bis du wieder gesund bist,“ antwortete Maria. „Was ist dir geschehen, Serena?“

„Es war zu Ende, Maria, ich konnte nicht mehr,“ erwiderte Serena. Dann richtete sie sich mühsam ein wenig auf, schlang ihren Arm um den Hals der Schwester und legte ihren Kopf an deren Brust. „O, ein Herz,“ sagte sie, „ein Herz, das für mich schlägt, treu und unwandelbar. Verlaß mich nicht, Maria!“

Tröstend und beruhigend strich Maria über den heißen Kopf. Sie neigte sich und küßte die Schwester. „Erzähle mir, was geschehen ist,“ bat sie.

„Ja, ich will dir alles erzählen; jetzt braucht's ja kein Geheimnis mehr. Aber nicht heute. Es tobt und braust in meinem Kopfe. Sage mir das vom Sturmesstoben, Maria, da wird es besser werden.“

Maria legte sie sorglich in die Kissen zurück, setzte sich dann und begann, ein Lied zu sprechen. Sie wußte wohl, was Serena meinte.

„Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland.
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und stille, sanfte Huld;
O folg' ihm stets hinieden,
Dem Engel der Geduld.

Er macht zu linder Wehmut
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demut
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will.
Er tadelst nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: Warum?
Dann deutet er nach oben.
Mild lächelnd, aber stumm.

Er hat auf jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: Ertrage;
Die Ruhstatt ist nicht weit.
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
Ans schöne, große Ziel.“

Still lag Serena mit geschlossenen Augen und lauschte. Ein Summen und Murmeln wie von vielen rieselnden Wasserbächen war in ihrem Kopf und vor ihren Ohren, so daß sie Marias Stimme nur noch wie aus weiter Ferne vernahm. Aber als sie mit Anstrengung die bleicheren Augenlider noch einmal hob, sah sie an ihrem Bett den Engel sitzen, von dem das Lied redete. Die Hände zum Gebet gefaltet, das edle Antlitz dem Lichte zugewendet, welches durch das Fenster hereinbrach, so sah er da und dachte in die Weite, ans schöne, große Ziel. Ein tiefer Seufzer kam über Serenas Lippen, und dann entschwand ihr das Bewußtsein.

„Was soll man nur thun?“ fragte Marianne, die leise hereingekommen war.

„Vor allen Dingen einen Arzt holen,“ antwortete Maria.

„Ja, Fräuleinchen, das habe ich schon lange gesagt,“ erwiderte das Mädchen. „Aber wenn ich das herzogliche Kind beschwor, dann bekam ich jedesmal zur Antwort: Der Doktor kann mir nicht helfen. Und der Herr Graf — der hatte eben keine Augen.“ Sie nickte energisch mit dem Kopfe, um das Letztgesagte zu bekräftigen, und entfernte sich hierauf leise, wie sie gekommen war.

Nun saß Maria da und betrachtete ihre unglückliche Schwester, die wie in tiefer Ohnmacht lag, regungslos, ja kaum noch atmend. Eine verzehrende Angst kam über sie. Sie glitt von ihrem Stuhl herab auf den Fußboden und legte die gefalteten Hände auf den Bettrand. „Du bist das Opfer, du,“ flüsterte sie. „Was ich in der dunkelsten Zeit meines Lebens wähnte, daß

es recht wäre, wenn wir beide elend würden, nun bist du es geworden, und du wurdest es, weil ich damals Gottes Gebot zu erfüllen glaubte und mein eigenes Ich darangab. Herr Gott, laß mich nicht irre werden! Ich erkenne deine Hand nicht mehr.“

Von der Nebenstube her bewegte sich eine kleine Gestalt auf das Bett zu, halb von sehnstüchtiger Freude getrieben, halb von kindlicher Schüchternheit zurückgehalten. So näherte sie sich zögernd Schritt für Schritt, immer hoffend, die stille Tante werde doch endlich einmal aufsehen. Als dies aber nicht geschah, sah Agnes sich genötigt, selbst etwas zu thun, das ihre Gegenwart bemerklich machte. Sie schlich auf den Fußspitzen bis dicht hinter die Knieende und tippte ihr mit einem Finger auf die Schulter. „Tante, ich bin auch da,“ sagte sie, als diese sich umsah.

Maria nahm die Kleine in ihre Arme und küßte sie. „Habe ich dich noch gar nicht bemerkt, mein Liebling?“ fragte sie ruhig.

„Nein,“ antwortete Agnes, „aber ich wußte ja, daß du kommen würdest. Nicht wahr, es war ein schöner Brief, den ich dir geschrieben habe?“

„Ja,“ sagte Maria, „ich wäre ohne den Brief nicht gekommen.“

„Siehst du!“ rief die Kleine leise und triumphierend. „Das habe ich Marianne gleich gesagt; sie wollte es erst nicht glauben. Nachher hat sie mir geholfen, und das Auswendige auf dem Brief hat sie geschrieben. Aber ausgedacht habe ich den Brief ganz allein, und auch auf der Tafel habe ich ihn allein geschrieben. Papa hat mich so geschüttelt, daß es sehr weh that; ich hatte nachher blaue Flecke am Arm, sieh, hier. Ich habe viel Mühe mit dem Briefe gehabt, Tante.“

„Warum hat dich denn Papa geschüttelt?“ fragte Maria. „Bist du unartig gewesen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Agnes, „ich glaube, ich war ganz artig. Ich saß nur im Winkel und schrieb, wie Papa meine süße Mama so gescholten hat, daß sie wegging. Dann erzählte ich ihm, daß der lange Onkel dagewesen war, und da wurde er schrecklich böse. Solche Augen hat er gemacht, Tante, so groß, und dann hat er mich geschüttelt. Ich bin froh, daß er jetzt fort ist, sonst würde er mich am Ende nochmals schütteln.“

„Nein,“ sagte Maria, „so ist es nicht recht, Agnes. Du mußt mit mir beten, daß Papa bald wiederkommt.“

„Aber wenn er böse ist?“ wandte Agnes ein. „Fürchtest du dich nicht vor ihm, Tante, wenn er so große Augen macht? Hast du ihn dann auch lieb?“

„Ja,“ antwortete Maria.

„Ich habe ihn ja auch lieb,“ versicherte Agnes etwas beklommen, „wenn er mich nur nicht wieder so anschreit und schüttelt. Bleib’ du hier, Tante Maria, geh’ nicht wieder fort.“

Die flüsternde Unterhaltung wurde unterbrochen durch den Eintritt des Arztes. Es war ein kleiner, alter Herr, der nicht sehr freundlich aussah. Er grüßte kurz und wandte sich sogleich der Kranken zu, die nach wie vor völlig teilnahmslos dalag. Lange dauerte das Beklopfen und Stochen mit und ohne Rohr und das Messen mit dem kleinen Thermometer. Während Maria in banger Spannung auf den Ausspruch des Arztes wartete, hatte Agnes die Hände auf den Rücken gelegt und sah neugierig dem Gebaren des fremden Mannes zu, als habe sie einen Taschenspieler oder Hexenmeister vor sich. Endlich richtete er sich wieder auf, warf einen tadelnden Blick auf Maria und fragte: „Warum hat man mich nicht schon eher einmal rufen lassen?“

„Ich bin erst vor einer halben Stunde hier angekommen,“ antwortete sie. „Was ist es nun, Herr Doktor?“

„Fieber,“ erwiderte er lakonisch, verlangte dann Papier, um ein Rezept zu schreiben, gab noch einige Verhaltensmaßregeln und ging mürrisch wieder fort.

Als Maria alles für die Pflege geordnet hatte, begann sie sich, daß sie ihrem Vater Nachricht senden müsse, und begab sich darum nach der Küche, um dort mit dem redlichen Franz Rücksprache zu halten. Schon von weitem hörte sie erregtes Sprechen, und beim Näherkommen konnte sie sogar die einzelnen Worte verstehen.

„Wir müssen’s schon glauben,“ sagte die Stimme des Burschen, „er hat sich erschossen. Die Grünzeughändlerin drüben im Keller hat einen Bruder, der in dem Dorf in der Jägerheide wohnt, dessen Junge hat’s gesehen, wie sie ihn fortgetragen haben.“

Maria zuckte zusammen, sie tastete nach der Wand und lehnte sich daran, um nicht umzusinken. So vergingen Sekunden. Dann raffte sie sich auf und öffnete die Küchentür.

Bei ihrem Erscheinen verstummte sofort das Gespräch. Der Bursche flüchtete sich in den entlegensten Winkel, und Marianne beugte sich über den Kochherd. Nur der wackere Pole hielt stand und sah mitleidig in das geisterbleiche Gesicht seines Fräuleins.

„Franz,“ sagte Maria, „ich möchte meinem Vater Nachricht senden, aber du und die armen Pferde, ihr werdet müde sein.“

„Schad’t sich nix müde sein, Freilinka,“ erwiderte Franz, „werde ich meinen Herrn Oberförster nix lassen warten. Soll ich — soll ich was erzählen, wenn er fragt?“

„Nein,“ antwortete Maria, „erzähle nichts; ich werde schreiben.“

Nach einer Stunde trabten die rundlichen Braunen wieder dem heimatlichen Walde zu. Ihr Lenker knallte mit der Peitsche, sah gen Himmel, betastete den Brief in seiner Rocktasche, pffif dann durch die Zähne und knallte wieder mit der Peitsche.

Maria aber saß am Krankenbett, wechselte die Eisumschläge und hörte, wie Serena mit irrem Lächeln von Glück und Freude sprach, wie ihr Geist in heiteren Gefilden und heiteren Zeiten weilte, und ihr war es, als müsse sie die Kranke beneiden. „Mache mich stille, mein Gott!“ flehte sie, wenn die Angst über sie kam wie ein Bote der Finsternis, der mit harter Hand nach ihrer Seele griff. „Laß mich nicht zweifeln an deiner Gnade und Allmacht!“ Und wenn es stille wurde um sie her, wenn Serena in den Zustand der Ermattung zurücksank, daß man kaum noch ihre Atemzüge hörte, dann seufzte Maria: „Güter, ist die Nacht schier hin?“

Sa, sie ging vorüber; auch diese lange, bange Nacht nahm einmal ein Ende, der Morgen kam, und gegen neun Uhr brachte Marianne die Meldung, daß ein fremder Herr Fräulein Viriletti zu sprechen wünsche.

Maria überließ ihren Platz am Krankenbette dem treuen Mädchen und eilte hinaus, zitternd vor Furcht und Hoffnung, es könnte ein Bote sein, der ihrer wartete. Doch als sie das Zimmer betrat und den Besucher erkannte, durchfuhr sie ein Schrecken, und unwillkürlich that sie einen Schritt nach der Thür zurück; denn der Herr, der dort mit dem Hut in der Hand ihrer harnte, war Doktor Berthold.

Der Gelehrte sah ihre Bewegung und näherte sich ihr rasch entschlossen. „Warum mich fliehen?“ fragte er mit mildem Vorwurf; „Sie brauchen mich nicht zu fürchten; jeden Gedanken und jeden Wunsch, der Sie beleidigen könnte, habe ich in meinem Herzen begraben. Ich kam hierher, weil ich glaubte, Sie würden in diesen schweren Tagen einen Freund brauchen, der Ihnen zur Seite steht. Wenn Sie aber stark genug sind, um ihn entbehren zu können, so will ich wieder gehen.“

„Ach nein,“ sagte sie nun und schlug die Augen zu ihm auf, die voller Thränen standen, „ich bin nicht stark, ich bin arm und schwach und verlassen hier.“

„Das sind Sie nicht,“ erwiderte er und ergriff ihre Hand mit festem Druck. Nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich bringe Ihnen Nachricht vom Grafen Reggfeld, Fräulein Viriletti.“

„Lebt mein Schwager?“ fragte sie kaum vernehmlich.

„Ja, er lebt,“ antwortete Doktor Berthold, „aber er ist schwer verwundet, sehr schwer — im Duell,“ schloß er mit gedämpfter Stimme.

Maria hatte die Hände gegen das Herz gepreßt, und ihr Blick suchte den Himmel, während Thräne um Thräne über ihre Wangen floss. „Gott sei Dank!“ sagte sie voll Inbrunst, „daß er lebt, und daß nicht seine eigene Hand es war, durch die er fiel.“ Sie wandte sich wieder dem Doktor zu und fuhr fort: „Was ich seit gestern durchkämpfen und durchringen mußte, daß läßt sich nicht beschreiben. Aber bis an mein Ende will ich nicht vergessen, daß Sie es waren, der mir die erlösende Botschaft brachte, der mir sagte, daß er lebt.“

Doktor Berthold schwieg. So hatte er sie noch nie gesehen, wie jetzt, wo ihr Angesicht und ihre ganze Gestalt von einer unwiderstehlich hervorbrechenden innern Glut wie verklärt wurde. Es ward ihm eigen zu Mute, und der Gedanke, daß nicht er es sein durfte, der diese Wandlung in dem geliebten Mädchen bewirkte, wollte ihm einen Seufzer auf die Rippen drängen. Doch der feste Wille zwang solche Regungen zurück.

„Haben Sie meinen Schwager gesehen?“ fragte Maria dann.

„Ja, ich habe ihn gesehen,“ antwortete er; „ich habe diese Nacht bei ihm gewacht.“

„Sie, Herr Doktor?“ rief Maria aus.

„Ja,“ sagte er wieder. „Der Rittmeister von Barrnbek und ich haben uns in die fernere Pflege geteilt, je nachdem Dienst und Amt uns freie Zeit lassen.“

„D,“ sagte sie, „das ist ein Trost, zu wissen, daß zwei so treue Männer über ihn wachen. Wie soll ich Ihnen danken, Herr Doktor!“

„Danken Sie mir nicht,“ erwiderte er; „ich handle nur nach einer innern Notwendigkeit. Graf Reggfield ist nicht allein Ihr Schwager, es gilt für mich auch, wenigstens einen geringen Teil von dem zu sühnen, was mein naher Verwandter an ihm gesündigt hat.“

„So war Herr von Sengern sein Gegner?“ fragte Maria, und als der Gelehrte nur bekräftigend nickte, fuhr sie fort: „Geahnt habe ich's freilich, daß diese Freundschaft kein Glück war, aber wie sie ein so schreckliches Ende nehmen konnte, das erscheint mir doch unbegreiflich.“

„Es ist eine dunkle Geschichte,“ antwortete er. „Nur mit Mühe ist es Herrn von Barrnbek und mir gelungen, einiges Licht hineinzubringen.“ Er erzählte hierauf mit möglichster Schonung, was er von Barrnbek über Reggfields Schulden und über Augustins Beteiligung daran erfahren hatte. „Was zuletzt das

Duell herbeigeführt hat," schloß er, „das wird Ihnen der Rittmeister vielleicht besser erklären können, als ich. Mein Better kehrte gestern Morgen nach Hause zurück mit einer Wunde am Arm, und das Wundfieber zwang ihn, das Bett zu hüten. Anfänglich gab er vor, sich die Verletzung selbst zugezogen zu haben, als er ein geladenes Gewehr von der Wand genommen habe. Doch schon im Laufe des Tages drangen die Gerüchte von einem Duell in der Jägerheide bis hierher, und in der Nacht hat sich mein Better weiteren Nachforschungen durch die Flucht entzogen. Wir wissen nicht, wohin er sich gewendet hat.“

„Und wo ist mein Schwager?“ fragte Maria, als er kummervoll schwieg.

„Graf Reggfield,“ entgegnete er, „wurde von den Sekundanten und dem Arzte in ein Wirtshaus an der Heide getragen, ungefähr zehn Minuten von dem Kampfplatze entfernt. Dort muß er vorläufig bleiben; denn einen Transport hierher würde er jetzt nicht aushalten. Und nun möchte ich Sie fragen, Fräulein Maria, wie steht es hier?“

„Traurig,“ antwortete sie; „meine Schwester liegt seit gestern ohne Bewußtsein, und ich glaube, sie ist sehr krank.“

„Ich sah es kommen,“ erwiderte er; „der zarte Körper war den feelischen Leiden nicht mehr gewachsen. Haben Sie einen zuverlässigen Arzt?“

„Zuverlässig mag er wohl sein,“ sagte Maria, „er hat nur Augen für die Kranke, aber kein Wort des Trostes für die Pflegerin, wenn der auch das Herz zum Brechen schwer ist. Nicht einmal worin die Krankheit eigentlich besteht, hat er mir gesagt.“

„Nun,“ entgegnete er, „da könnte ich Ihnen vielleicht helfen. Sie wissen ja wohl, daß ich auch Medizin studiert und selbst ein Examen darin abgelegt habe. Ein Urtheil traue ich mir wohl noch zu. Darf ich Ihre Frau Schwester sehen?“

Maria führte ihn in die Krankenstube, wo Doktor Berthold dieselben Untersuchungen anstellte, wie der Arzt am vorigen Abend. Was er entdeckte, mußte nicht erfreulicher Art sein; denn er sah noch ernster aus als sonst und folgte seiner Führerin schweigend wieder hinaus.

Sie standen schon draußen im Vorzimmer, da sagte Maria endlich: „Sie halten nicht, was Sie mir versprochen haben, Herr Doktor, Sie machen es ebenso, wie der andere.“

Er zögerte mit der Antwort, und als er dann sprach, vermied er es, ihrem Blicke zu begegnen. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich,“ sagte er.

Sie zuckte zusammen. Er sah es und reichte ihr die Hand.

„So ist es hoffnungslos?“ brachte sie mühsam hervor.

„Nicht doch,“ entgegnete er, „das habe ich nicht gesagt. Hoffen dürfen und sollen wir so lange der Mensch noch atmet. Aber gönnen Sie es dem armen, lieblichen Kinde, daß der Herr sie träumend hinüberführt über das Leid dieser Tage. Und Sie, Fräulein Viriletti, bitte ich dringend, gehen Sie haushälterisch um mit ihrer Kraft; Sie werden sie noch brauchen.“ Dann versprach er, regelmäßig Bericht zu erstatten, wie es Reggfeld gehe, und hierauf verabschiedete er sich.

Er hatte recht gehabt, Maria brauchte ihre Kraft; diesem einen schweren Tag folgten ebenso schwere. Der Oberförster kam und saß wie gebrochen an dem Bett seines Lieblings. Es schnitt Maria durch die Seele, wenn sie ihn fragen hörte: „Kennst du mich denn nicht, mein Kind? kennst du deinen alten Vater nicht mehr?“

Auch Barrnbef kam. Er erbat sich die Schlüssel von Reggfelds Schreibtisch und saß dann lange mit gefurchter Stirn vor einem Haufen von Papieren.

„Sagen Sie mir, wenn Sie Geld brauchen, Herr von Barrnbef,“ bat Maria, die ab und zu hereinkam.

„Um, ja,“ antwortete er, „später vielleicht, Fräulein Maria. Fürs erste handelt es sich darum, dem Juden den Mund zu stopfen, damit es nicht erst zur gerichtlichen Klage kommt. Mit dieser Sache hoffe ich noch allein fertig zu werden, und vor dem langen Laban, der ja der Hauptgläubiger ist, sind wir vorläufig sicher; dem ist der deutsche Boden zu heiß geworden.“

„Und wenn er zurückkommt?“ fragte Maria.

„Ich wollt's ihm nicht raten,“ entgegnete Barrnbef finster. „Schon bin ich Verschiedenem auf der Spur, was ihm zu einem artigen Prozeß verhelfen könnte. Vorher aber mußte er sich noch einmal einem Gegner stellen, und zwar einem, der sicherer treffen würde, als der arme, schon halbtot gehetzte Reggfeld.“

„O, Herr von Barrnbef, sprechen Sie nicht so,“ sagte Maria.

„Verzeihen Sie,“ erwiderte er, „ich vergaß, daß Sie ein Mädchen sind. Sie können wohl auch kaum verstehen, welche Wut mich erfüllt, wenn ich an den Schurken denke, der meinen Reggfeld zu dem gemacht hat, was er jetzt ist.“

„Das verstehe ich wohl,“ antwortete sie, „aber es ist doch gar nicht christlich, so rachsüchtig zu sein.“

Barrnbef schob die Papiere zurück, stützte den Arm auf den Schreibtisch und sah sie an. „Ich gehöre nicht zu den Verächtern des Christentums,“ sagte er ernst, „da sei Gott vor. Aber auf dem Standpunkte, den Sie und der gute Doktor Verthold einnehmen, stehe ich nicht. Doch — regen Sie sich nicht auf; schon andere große Geister haben sich an dieser Frage die Köpfe wund gestoßen. Wir beide werden sie nicht lösen.“

Ehe er ging, fragte ihn Maria nochmals, ob sie ihm denn gar nichts geben oder schicken solle; sie könne doch nicht denken, woher er in dem abgelegenen Wirtshause das nähme, was zu einer Krankenpflege erforderlich sei.

„Allerdings,“ antwortete er, „wir brauchen manches. Aber wenn ich mit meinem werthen Kollegen — beiläufig bemerkt, ein ganz prächtiger Mensch, nur manchmal stumm wie ein Fisch — beredet habe, was uns fehlt, dann ist am nächsten Morgen das Nötige da, und wenn ich ihn frage, woher es gekommen ist, erhalte ich immer nur die vielsagende Antwort: „Ich hab's besorgt“. Ich glaube, Fräulein Esther steht dahinter, und das ist mir nicht recht.“

„Seien Sie nicht so hart,“ bat Maria. „Gönnen Sie ihr den Tropfen Trost, der in dem Anteil liegt.“

Er suchte nur die Achseln. „Ich will mit der Sippe nichts mehr zu schaffen haben,“ sagte er.

„Und doch gehört auch Ihr prächtiger Kollege zu der Sippe,“ bemerkte sie.

„Das ist ein Versehen der Natur gewesen,“ erwiderte er; „er hat nichts mit ihnen gemein.“

Als er das nächste Mal kam, sah er erregt aus. „Es beginnt zu tagen, Fräulein Maria,“ sagte er. „Auf den dunkelsten Punkt der ganzen Angelegenheit fällt jetzt endlich ein Lichtschimmer und zwar von unerwarteter Seite, durch den Leutnant von Elbeding. Ich erhielt heute einen Brief von ihm. Er ist mit dem Flüchtling zusammengetroffen und hält ihn fest. Ehe die Sache nicht ganz aufgeklärt ist, läßt sich noch nicht darüber sprechen. Aber Sie wissen doch, um was es sich handelt?“

Als Maria verneinte, fuhr er fort: „Um nichts Geringeres, als um die Ehre Ihrer Frau Schwester. Ist Ihnen der Grund des Zweikampfes nicht bekannt?“

„Doktor Berthold sagte, Sie würden ihn mir nennen,“ antwortete sie.

„Das ist kein angenehmer Auftrag,“ erwiderte er. „Nun denn, auf Ihre Frau Schwester war ein sehr trüber Verdacht gefallen; es schien, als sei sie im Einverständniß mit dem Baron Sengern gewesen.“

„Und das haben Sie geglaubt?“ rief Maria aus.

„Ja,“ antwortete er. „Daß ich es glauben mußte, gehört zu den bittersten Erfahrungen meines Lebens. Der Schein war gegen sie, und als ich in Reggfields Namen den Baron fragte, ob der Verdacht begründet sei, gab er es unumwunden zu.“

„Sie kannten doch meine Schwester,“ sagte Maria vorwurfsvoll. „Wie war es möglich, daß Sie ihm glauben konnten!“

Selten habe ich sie von Baron Sengern sprechen hören und dann immer nur in Ausdrücken der Furcht und Abneigung. Und nun liegt sie da drüben todesmatt und ist nicht einmal im Stande, sich zu verteidigen gegen eine so schmachvolle Beschuldigung.“ Sie mußte sich abwenden, weil Thränen ihr in die Augen stiegen.

„Es bedarf ihrer Selbstrechtfertigung nicht mehr,“ sagte Barrnbef; „längst bin ich von ihrer Unschuld überzeugt, und ich glaube, auch Reggfield ist es, obwohl er nicht darüber spricht. Entweder hat der Baron Sengern gelogen, weil er Reggfield so haßte, daß ihm jedes Mittel, ihn zu verderben, willkommen war, oder es waltet da ein schreckliches Mißverständnis. Ebeding wird, wie ich hoffe, uns hierüber Aufschluß verschaffen. Und nun will ich Ihnen zum Schluß auch noch etwas Erfreuliches sagen, Fräulein Maria, damit Sie mir nicht länger böse sind. Es geht besser mit Reggfield; in ungefähr sechs Tagen, denke ich, wird seine Ueberführung hierher möglich sein.“

„Es geht besser.“ Wie die Glocken, die das Auferstehungsfezt einläuten, so hallten diese Worte in Marias Herzen wieder. Ihr Kopf, der sich jetzt manchmal müde senken wollte, richtete sich empor, und aus den Augen, die glanzlos geworden waren, weil sie fast Tag und Nacht offen stehen mußten, leuchtete die Hoffnung. So saß sie an dem Tage nach der letzten Unterredung mit Barrnbef im Krankenzimmer. Sie hatte das Fenster ein wenig geöffnet, um hinaussehen zu können, wie der Frühling draußen mit Macht die Knospenhüllen sprengte, und um das Gurren und Zwitschern zu hören, das ringsum von den Dächern und Bäumen schallte. Auch jetzt hörte sie Glockentöne; sie drangen von draußen zu ihr herein, aber sie galten noch nicht dem Auferstehungsfezte, sondern der Karwoche; es war Sonnabend vor Palmarum.

Da hörte sie ihren Namen rufen. Ungläubig sah sie sich um. Es war niemand hereingekommen, und Serena konnte es nicht sein; sie war ja noch immer ohne Besinnung. Aber wieder rief es leise und vernehmlich vom Krankenbette her: „Maria!“ Eilend stand sie nun auf und ging an das Bett. Da lag Serena, die Augen geöffnet und fast unheimlich groß, ein mattes Lächeln um den bleichen Mund.

„O, meine Schwester!“ sagte Maria und beugte sich zu ihr. „Bist du wieder zum Leben erwacht? Gott sei gelobt!“

Raum merklich schüttelte Serena den Kopf. „Setze dich zu mir,“ bat sie mit schwacher Stimme, „ich möchte dir etwas sagen.“

„Sprich, mein Herz,“ antwortete Maria, setzte sich auf den Bettrand und nahm die Hand der Schwester in die ihre.

„Ich habe wohl lange geträumt,“ begann Serena, „es war schön; denn ich durfte alles vergessen, was mich vorher so gequält hatte. Jetzt besinne ich mich wieder und weiß, daß ich gedacht hatte, ich müßte verzweifeln. Ich war ja schuld an Erichs Unglück; denn ich war das Hindernis, das zwischen ihm und seinem Onkel lag. Er hätte ihm geholfen, wenn ich nicht gewesen wäre. Nun aber kommt der liebe Gott so freundlich und nimmt mich aus dem Wege, und nun wird Erich wieder frei, frei wie der königliche Vogel, der zur Sonne aufsteigt. Weine nicht, Maria; mir geschieht ja wohl. Sieh, lebend von ihm getrennt zu werden, das hätte ich nicht ertragen. Sie werden kommen und dir erzählen, daß Erich gesunken sei. Glaube ihnen nicht, Maria; Erich kann nicht sinken. Er ist wohl einmal schwach gewesen und der Versuchung unterlegen, aber er wird sich wieder aufraffen, siegreich und stolzer als je. Man hat mir einreden wollen, er habe mich nicht mehr lieb und wolle mich gern los sein. Für eine kurze Zeit habe ich es geglaubt. Das war schlimm, Maria, schlimmer als alles, was ich bis dahin durchmachen mußte, selbst schlimmer als die Angst vor den vielen Wechseln, mit denen Herr von Sengern mich so sehr gequält hat. Jetzt weiß ich, daß es nicht wahr ist. Erich wird wiederkommen, und er wird nach mir fragen. Dann sage ihm, wie ich ihm danke für alles Glück und alle Liebe, die er mir geschenkt hat, daß er immer Geduld mit mir gehabt, und daß er niemals unfreundlich gegen mich gewesen ist. Sage ihm, Maria, daß ich ihn in meiner Todesstunde treuer und heißer geliebt habe, als da er mich vor fünf Jahren, ein glückliches, sorgenloses Kind, aus dem Walde holte.“

„Serena,“ sagte Maria, als sie erschöpft innehielt, „so mußt du nicht denken und sprechen; du wirst ja mit Gottes Hilfe —“ weiter kam sie nicht; die Stimme brach ihr.

„Ich werde mit Gottes Hilfe zum Himmel eingehen,“ antwortete Serena sanft. „Weine nicht, liebe Schwester, der Herr meint es gut mit mir. Versprich mir, daß du Erich alles sagen und nichts vergessen wirst.“

„Ich verspreche es dir,“ sagte Maria mit Anstrengung.

„Habe Dank,“ erwiderte Serena. „Nun will ich dir noch Agnes übergeben; sie ist das Beste, was ich habe. Du wirst ihr Mutter sein, und sie wird dir und unserm armen Vater ein Trost werden. Und jetzt — nur Jesus allein.“ Sie wandte den Kopf nach der Seite und schloß die Augen, wie ein müdes, schlafbedürftiges Kind.

Maria schlich sich hinaus, um einen Boten an ihren Vater zu schicken, ebenso einen andern zum Arzt. Der letztere kam, ernst und wortfarg, wie immer, verordnete starken Wein und ging dann wieder.

Ruhig verfloß der Abend und die Nacht. Serena schien zu schlafen. Auch der treuen Marianne, die die Hälfte der Nachtwache übernommen hatte, fielen die müden Augen zu. Nur Maria blieb wach und hörte auf das Ticken der Wanduhr, die das langsame Verrinnen der Minuten anzeigte. Dann brach der Palmsonntag an. Noch einmal läuteten die Glocken, aber sie klangen ernst und dumpf, die Leidenswoche hatte begonnen.

Ueber Serenas Gesicht lag seit dem Morgen eine wachsähnliche Farbe, und ihre Hände tasteten zuweilen wie suchend über die Decke hin.

Die kleine Agnes kam aus der Küche herein. Sie schlich auf den Fußspitzen bis zu ihrer Tante, stemmte die Ellenbogen auf deren Schoß und sah ängstlich nach dem Krankenbett. „Warum ist denn Mama heute so weiß?“ fragte sie flüsternd.

„Sie schläft,“ antwortete Maria.

„Tante,“ sagte Agnes nach einer Weile wieder, „nimm mich auf den Schoß; ich fürchte mich hier unten auf der Erde.“

Maria willfahrte der kindlichen Bitte und umschlang ihre kleine Nichte, die ihr Köpfchen schmeichelnd an ihre Schulter lehnte.

Und wieder wurde es still ringsum; nur die Uhr verkündete mit schwerfälligem Tictack, wie Minute auf Minute verrann, um in das endlose Meer der Ewigkeit hinabzutauchen.

In schneidendem Gegensatz zu dieser Stille stand das plötzliche Rollen eines Wagens, der mit donnerähnlichem Getöse durch den Thorweg in den Hof einfuhr. Maria schrak zusammen und sah Serena an; es schien ihr, als bewege sie leise die Lippen.

Jetzt hörte man hastige Schritte die Treppe heraufkommen, und gleich darauf wurde die Klingel gezogen.

Maria ließ die kleine Agnes zu Boden gleiten. „Bleibe hier,“ flüsterte sie ihr zu; „ich will einmal sehen, wer da gekommen ist.“ Und doch wußte sie, wer gekommen war; ihre wankenden Kniee und ihr stürmisch klopfendes Herz sagten es ihr deutlich genug. Sie öffnete die Thür — da stand er vor ihr, die Spuren des noch nicht überwundenen Leidens in dem edlen, stolzen Antlitz, und die blauen Augen auf sie gerichtet mit dem Ausdruck atemloser Angst.

„Was geht hier vor, Maria?“ fragte er. „Wo ist Serena?“

Sie öffnete die Lippen, aber kein Laut wurde hörbar; die Stimme versagte ihr.

Er schob sie beiseite und stürzte an ihr vorbei.

Als sie ihm folgen wollte, kam schreiend die kleine Agnes auf sie zugelaufen. Grauen und Entsetzen spiegelte sich auf ihrem Gesichtchen. „Tante, Tante,“ rief sie laut weinend, „ich kann nicht mehr da drin bleiben; Mama sieht so schrecklich aus. O Tante, ich will nicht wieder hinein.“

Maria hob das an allen Gliedern zitternde Kind auf ihren Arm und trug es nach der Küche, wo sie es Mariannens Obhut übergab.

Unterdessen hatte Reggfield das Schlafzimmer erreicht und war vor dem Bett auf die Kniee gesunken. „Serena!“ rief er, indem er die auf der Decke ruhende, erkaltende Hand erfaßte, „ach, wache doch noch ein einziges Mal auf! Um Gotteswillen, meine Serena, geh doch nicht von mir ohne Abschied!“

Zu spät. Zu spät kam sein Erkennen und seine Reue, zu spät sein Schmerz und seine Verzweiflung. Das junge Leben war entflohen, das liebliche Sonnenkind war dahin für immer und — durch seine Schuld.

Als Maria nach wenigen Minuten zurückkehrte, fand sie Reggfield bewußtlos am Boden liegen neben dem Totenbette.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit trostloser Dedede gähnt das Leben uns an, wenn zwei geliebte Augen sich für immer geschlossen haben, und noch viel trostloser und öder wird es um uns her, wenn das Letzte, das uns von unsern theuren Besitztum geblieben ist, die sterbliche Hülle, hinausgetragen ist.

In dem Hause am Stadtgraben kam zu diesem Gram noch ein anderer, der mit drückender Schwere auf den Bewohnern lag. Reggfield hatte, seit er am Palmsonntag wieder zum Bewußtsein gekommen war, noch kein einziges Wort gesprochen. In stumpfem, finstern Brüten saß er vom Morgen bis zum Abend in seinem Lehnstuhl, und weder gütiges, noch ernstes Zureden vermochte ihm eine andere Antwort zu entlocken, als ein Neigen des Kopfes. Essen und Trinken mußte ihm fast zwangsweise beigebracht werden. Vergebens bot Barrnbek alle seine Beredtsamkeit auf, um den Freund dieser Lethargie zu entreißen. Vergebens verlangten die behandelnden Aerzte, Reggfield sollte entweder wie ein Genesender sich hinausbringen lassen in die frische, stärkende Frühjahrsluft, oder wie ein Kranker sich zu Bett legen. Er setzte allen Ermahnungen einen schweisgsamen aber festen Widerstand entgegen, und dabei fiel seine hohe Gestalt zusammen, seine Züge wurden täglich bleicher und leidensvoller, und seine Augen verloren ganz ihr Feuer.

Maria, welche dem nun verwaissten Haushalte vorstand, litt unter diesem Zustande mehr, als sie selbst wußte. Sie bewegte sich leise und geräuschlos umher, ihre ordnende Hand war überall, aber im Grunde hatte sie Auge und Ohr doch nur für den stummen Kranken, dessen Wünsche, da sie nicht einmal ausgesprochen

wurden, sie instinktiv erriet. Zugleich schien es, als hätte sein schweigender Jammer auch ihr die Lust zum Reden benommen. Sie war zwar niemals sehr gesprächig gewesen, jetzt aber kamen nur noch die nötigsten Worte über ihre Lippen.

Selbst die kleine Agnes empfand den Wechsel; sie klagte Marianne: „Tante Maria will mir nichts mehr erzählen, und wenn ich einmal dem Papa zu nahe komme, dann winkt sie mich gleich fort.“ Das arme Kind hatte Recht mit seiner Klage. Es war Maria aufgefallen, daß der Anblick der Kleinen in ihrem Trauerkleidchen Reggfield sichtliche Pein verursachte, und sie hielt sie ihm darum soviel wie möglich fern.

„Maria,“ sagte der Oberförster eines Tages, „so geht es nicht länger. Ich halte das viele Hin- und Herfahren nicht mehr aus, und auch du gehst mir hier noch zu Grunde. Wer weiß, wie lange es mit meiner Pensionierung noch dauert; ich glaube, der Sommer wird im Lande sein, ehe es dazu kommt. Darum meine ich, es wäre das Beste, wir nehmen Erich und Agnes mit hinaus in den Wald.“

Der Regimentsarzt, den er um seinen Rat befragte, erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden. „Die kräftige Waldbluff kann meinem Patienten nur heilsam sein,“ sagte er. „Zwar fürchte ich, daß die Kugel edle, innere Teile verletzt hat, aber das wird sich erst mit der Zeit herausstellen. Ich werde den Verlauf der Krankheit überwachen, indem ich zwei- oder dreimal wöchentlich zu Ihnen hinauskomme.“

Reggfield jedoch weigerte sich, als der neue Plan ihm mitgeteilt wurde. Er stieß ein kurzes „Nein“ hervor, und auf alles weitere Breden hatte er nur ein Schütteln des Kopfes.

Der Oberförster, den es zuerst große Ueberwindung gekostet hatte, ohne Groß denjenigen zu sehen, um dessentwillen sein Lieblingskind dahingewellt war, konnte sich allmählich doch nicht dem Mitleid verschließen. Er legte ihm jetzt die Hand auf die Schulter und sagte mit freundlichem Ernst: „Du bist mein lieber Sohn, Erich, und du wirst dich nun dem fügen, was wir, die es gut mit dir meinen, als das Beste erkannt haben.“

Obwohl Reggfield kein Wort der Zustimmung sprach, so widerstrebte er doch von jetzt an nicht mehr, und schon nach wenigen Tagen fand die Uebersiedelung statt.

Zürsorglich vermied Maria, ihn in die Stube zu bringen, die er zuerst als Gast und später als Bräutigam bewohnt hatte. Sie brachte ihn in einem andern Zimmer unter, dessen Fenster einen wunderschönen Ausblick in den grünen, knospenden Wald boten. Dort bereitete sie ihm ein Ruhelager und öffnete die

Fenster, damit die erquickende Luft hereinströmen konnte. Aber der nagende Wurm wollte auch hier nicht schweigen. Reggfield blieb teilnahmslos für alles, was um ihn her vorging, und dabei wurde er zusehends schwächer.

Die einzige, die die Veränderung des Aufenthalts mit ungetrübter Freude empfand, war die kleine Agnes. Sie flatterte draußen umher mit den Citronenfaltern um die Wette, sammelte Beilchen und Anemonen, scherzte mit dem alten Franz, spielte mit den Gunden und verscheuchte oft die tiefen Falten, die auf der Stirn ihres Großvaters standen.

Barrnbek hatte als treuer Krankenpfleger den Umzug mitgemacht und blieb einen Tag im Forsthaufe. Ihm war es leid, daß Reggfield hierher gebracht worden und er nun von seinem Posten entbunden war, obwohl er die Zweckmäßigkeit der Sache wohl einsah. Ehe er am andern Morgen wieder tritt, suchte er Maria auf, um sie allein zu sprechen. „Sie sind doch gar keine richtige Ebstochter,“ sagte er zu ihr; „Sie sind nicht ein bißchen neugierig. Noch nie haben Sie mich gefragt, wie ich so gewissenlos sein konnte, den armen Reggfield an jenem schrecklichen Tage allein nach Hause fahren zu lassen. Ich muß von selber anfangen, wenn ich alles das, was ich Ihnen zu erzählen habe, nicht wieder mit zurücknehmen will. Haben Sie Zeit, um mich anzuhören?“

„Gewiß habe ich Zeit für Sie,“ antwortete Maria und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich sagte Ihnen wohl schon,“ begann Barrnbek nun, „daß der Leutnant von Elbeding bei mir angefragt hatte, was eigentlich zwischen Reggfield und Sengern vorgefallen sei. Er war mit dem letzteren auf einer abgelegenen Bahnstation zusammengetroffen, wo der Baron krank im Wartezimmer gelegen hatte. Sein ganzes Wesen sei ihm so verändert vorgekommen, so verwirrt und unstet, daß er Verdacht geschöpft habe, es sei irgend etwas nicht in Ordnung. Durch seine Fragen in die Enge getrieben, habe der Baron endlich gestanden, er habe ein Duell mit Reggfield gehabt. Den Grund aber wollte er nicht nennen. Darauf erbat sich Elbeding Aufschluß über das Verbleiben eines Schriftstücks, das er ihm seinerzeit anvertraut hatte mit dem Auftrag, es Reggfield zu übergeben. Diesen Aufschluß mußte der Baron schuldig bleiben, und nun sicherte sich Elbeding zwei handfeste Burschen, die ihn und Sengern nach dem Gasthof des Ortes brachten, wo sie unter dem Vorwand, Krankendienste zu leisten, Tag und Nacht den Flüchtling bewachen mußten, bis meine Antwort eintraf. Jetzt drohte Elbeding dem Baron, ihn sofort wegen

absichtlicher Unterschlagung verhaften zu lassen, wenn er nicht ein offenes Geständnis ablegte. Da er seines wunden Armes wegen nicht schreiben konnte, so diktirte Baron Sengern seine Schandthat Erbeding in die Feder, und dieser schickte das wertvolle Schreiben an mich. Dann aber dachte er daran, daß es der Bruder des Fräuleins Esther sei, den er vor sich habe, und reiste stillschweigend ab, ohne den langen Laban dingfest machen zu lassen. Das glückliche Amerika ist jetzt um einen Wiedermann reicher."

Einen Augenblick hielt Barrnbek inne, wie um Atem zu schöpfen. Dann fuhr er fort: „Mein Bursche brachte mir den inhaltsschweren Brief nach dem Wirtshause, wo ich bei Reggfeld war. Ich las ihn. Mein Mienenspiel, das von jeher etwas zu lebhaft gewesen ist, wurde wohl zum Verräther; denn Reggfeld, der damals schon so schön auf dem Wege der Besserung war, fragte mich, was in dem Briefe stände. Vielleicht etwas unvorsichtig, antwortete ich ihm: „Warte nur noch ein paar Tage, alter Junge, bis du mehr bei Kräften bist, dann sollst du alles erfahren.“ Eine halbe Stunde nachher kam Doktor Berthold. Ich forderte ihn zu einem kurzen Spaziergange auf, um ihm die unerhörte Geschichte zu erzählen. Den Brief ließ ich leider in der Tasche meines Mantels stecken, der in der Stube an einem Nagel hing. Als wir zurückkamen, fanden wir Reggfeld in einer unbeschreiblichen Aufregung. Er gestand sogleich, daß er den Brief gelesen habe, und verlangte, augenblicklich zu seiner Frau gebracht zu werden. Natürlich widersetzten wir uns diesem Verlangen; er war eben bei weitem noch nicht stark genug zu einem solchen Wiedersehen. Zuerst tobte er nun förmlich; doch als wir unerbittlich blieben, gab er nach, und als ich ihn verließ, weil ich an jenem Sonntage meine Leute zur Kirche führen mußte, schien er ganz ruhig und verständig. Den Doktor hat er dann überlistet. Er bat ihn um Wein, weil er wußte, daß keiner mehr vorhanden war; Doktor Berthold hatte keinen Boten, den er schicken konnte, sondern mußte selbst nach dem nächsten Warengeschäft gehen, das fast eine Viertelstunde entfernt war. Während der Zeit wußte sich Reggfeld von dem Wirt einen Wagen zu verschaffen, ein elendes Bretterfuhrwerk. Der Wirt selber hat ihn gefahren. Was dann weiter geschah, das wissen Sie."

Wieder hielt Barrnbek inne und hob erst nach längerer Pause von neuem an: „Ich muß nun versuchen, Ihnen das Vubenstückchen des Herrn von Sengern zu erklären. Das ist keine leichte Aufgabe; denn ich fürchte, ich werde dabei das Gallenfieber kriegen. Zunächst handelte er im Auftrage des alten Grafen von Storrinek. Er sollte Ihre Frau Schwester bewegen, Regg-

fiel zu entsagen, weil — nun, das werden Sie sich denken können — weil sie in den Augen des Herrn Reichsgrafen nicht ebenbürtig war, und er doch auf seinen Erben nicht verzichten wollte. Dagegen läßt sich nichts sagen. Aber nimmermehr glaube ich, daß er um das Mittel, welches Sengern anwandte, wußte, oder gar es angeordnet hatte. Mag er auch hart sein und von einem Stolze, der an Größenwahn grenzt, zu einem Betrüge würde er niemals die Hand geboten haben. Mein armer Reggfiel aber ist betrogen worden. Sengern verleitete ihn zum Spielen. Denken Sie nicht, daß ich Reggfiel um jeden Preis in Schutz nehmen will. Daß er sich verleiten ließ, war eine unverzeihliche Schwäche, wenn nicht mehr. Und, Fräulein Maria, es war nicht das erste Mal. Schon als blutjunger Leutnant hatte er einmal eine solche Zeit, daß ich dachte, ich sollte verzagen. Es war in Wiesbaden, wo wir beide damals standen. Eines Abends war er mir wieder abhanden gekommen, und ich ging ihm nach; ich wußte wohl, wo ich ihn suchen mußte. Auf dem Wege nach den Spielfälen schloß sich mir ein junger Fremder an, der mich sehr höflich bat, ihm Bescheid zu sagen; er sei gänzlich unbekannt am Orte. Wir betraten zusammen das Rurhaus. Dort saß mein Reggfiel, erhitzt und wie trunken vor Leidenschaft; er hatte schon Hunderte verloren. In meiner Herzensangst um ihn bat ich den Fremden, der mir inzwischen seinen Namen genannt hatte, ob er mir erlaube, ihn meinem Freunde vorzustellen, und log dann Reggfiel etwas vor von einer verabredeten Rahnpartie, so daß es mir wirklich gelang, ihn hinwegzulocken. Der Fremde war Baron Augustin von Sengern. Reggfiel hatte damals meinen flehentlichen Bitten Gehör gegeben und mit männlicher Energie der Versuchung den Rücken gekehrt. Ich habe später nie auch nur den leisesten Rückfall bemerkt und hatte die Wiesbadener Erfahrungen fast vergessen. Sengern aber hatte sie nicht vergessen. Er kannte den wunden Punkt in Reggfiels Charakter und baute darauf seinen Plan. Ich weiß aus Reggfiels eigenem Munde, daß er auch bei dem zweiten Unterliegen mehrmals den ehrlichen und festen Willen hatte, sich aufzuraffen, so nach einem Gespräch mit seiner Frau, das ihn bis in die innerste Seele erschütterte. Aber immer, wenn er beinahe seines Sieges gewiß war, wußte Sengern ihm die Versuchung wieder in einer Weise nahezubringen, daß seine guten Vorsätze verflogen. Begreifen Sie, Fräulein Maria, daß es mich manchmal halb verrückt macht, zu denken, ich selbst bin derjenige gewesen, der dem Verfänger die Spur gezeigt hat? O hätte ich nur eine Stunde lang an Elbedings Stelle gestanden, der lange Daban sollte mir nicht so glimpflich davon gekommen sein! Der elende Schuft —“

„Herr von Barrnbek!“ unterbrach ihn Maria, leise mahnend.

„Bardon!“ sagte er. „Das war wieder nicht für Ihre Ohren. In dem Wörterbuch eines Soldaten stehen freilich ganz eigene Rosenamen. Ich hätte Lust, sie alle auszuscreiben und in Metall grabieren zu lassen. Das gäbe einen passenden Halschmuck für unsern edeln Baron, und wenn man ihn dann an diesem Halsbande aufhängen könnte, so wäre es noch edler. Hundertmal schon habe ich bedauert, daß Reggfield den unvernünftigen Edelmut haben mußte, die durchgehenden Schimmel aufzuhalten. Wäre doch damals die ganze Bescherung zur Hölle gefahren; die Welt hätte nichts daran verloren.“

„Nein,“ sagte Maria aufstehend, „das darf ich nicht mehr mit anhören. Ich muß Sie jetzt allein lassen.“

„Thun Sie es nicht,“ bat er; „wer sollte Ihnen die Geschichte zu Ende erzählen? Ich verspreche Ihnen, kein gottloses Wörtchen wird jetzt mehr über meine Lippen kommen, und wenn ich an meinem Zorn ersticken müßte. Noch fehlt ja das Beste. Sengern kaufte also alle von Reggfield unterzeichneten Wechsel auf, um so das Mittel in Händen zu haben, beide, ihn wie auch Ihre Frau Schwester, zu dem Schritt zu drängen, den er von ihnen verlangte. Zunächst ängstigte und quälte er die junge Gräfin, indem er ihr den Untergang ihres Mannes vor Augen malte. Das sind die heimlichen Besuche gewesen, deren er sich mir ins Gesicht mit solcher Unverschämtheit rühmte. Endlich hatte er Ihre Frau Schwester so weit, daß sie bereit war, in eine Scheidung zu willigen, wenn auch ihr Mann sie begehren würde. Kein Wunder, daß das arme, unglückliche Kind unter solchen anhaltenden Gemütsbewegungen zuletzt zusammenbrach. Jetzt aber kommt die Krone des Ganzen. Durch eben jenes Schriftstück von Elbeding war Sengern im Besitz des Mittels, das eine sofortige Ausöhnung zwischen Reggfield und dem alten Grafen zur Folge gehabt hätte, und — er unterschlug es geflissentlich, weil er — Ihre schöne Schwester für sich begehrte. Wie gefällt Ihnen das, Fräulein Maria? Kann Ihre christliche Milde auch hierzu noch schweigen?“

Es brauchte einige Zeit, ehe Maria sprechen konnte. „Gott verzeihe ihm eine so schwere Sünde!“ sagte sie endlich mit zitternden Lippen.

„So?“ entgegnete Barrnbek. „Nun, mir sollte es eigentlich recht sein, aber ich für mein Teil verzeihe ihm nicht. Und jetzt will ich Ihnen den Auszug aus der Elbhausener Chronik übergeben. Es geht Sie und Ihren Herrn Vater zur Zeit näher an, als Reggfield. Man sagt, jeder Mensch, auch der klügste und

pißigste, begehe einmal in seinem Leben eine große Dummheit. Bei Sengern trifft das zu; sonst hätte er dieses Dokument aus der Welt geschafft, anstatt es in seinen Schreibtisch zu verschließen, wo es der Doktor Berthold nun auf Elbedings Anweisung gefunden hat. Hier, Fräulein Maria," er griff in seine Tasche und legte ein erbrochenes Schreiben auf den Tisch, „und während Sie lesen, will ich draußen im Walde herumlaufen; da kann ich doch wenigstens vor mich hinschimpfen, ohne von Ihrer sanften Stimme gemahnt zu werden.“

Trotz des bittern Ernstes der Stunde konnte Maria jetzt doch ein Lächeln nicht unterdrücken.

Barrnek bemerkte es und fragte, schon auf der Schwelle stehend: „Nicht wahr, ein unverbesserlicher Sünder?“

„Ja," gab sie zur Antwort, „unverbesserlich, aber nicht hoffnungslos.“

Dann nahm sie das Schreiben und öffnete es. Das merkwürdige Dokument lautete:

„Elbhausen im Mai 1809. Durch die Welt fliegt die Kunde von einem Siege bei Aspern, den der Erzherzog Karl über die Franzosen erröchten hat. Gott, Gott, willst du endlich Erbarmen haben mit unserm unglücklichen Vaterlande? wird die Befreiungsstunde schlagen?

„Unter den Namen derer, die als Helden in dem Kampfe gefallen sind, steht auch der Name Bironeja, und das muß mein armer Freund sein, der vor Jahresfrist hier bei mir ankam, um Zuflucht zu suchen vor der Verfolgung Napoleons. Für seine oder meine Nachkommen will ich die merkwürdige Lebensgeschichte des Mannes hier niederschreiben.

„Am das Ende der neunziger Jahre machte ich eine Reise nach Italien und lernte dort Ebernardo Bironeja kennen, einen der reichsten und mächtigsten Grafen des Kirchenstaates. Damals beide hochstrebende, feurige Jünglinge, schlossen wir Freundschaft, der wir treu blieben, auch als späterhin viele Meilen uns trennten. Erst als Männer sahen wir uns wieder. Schon bei unserer ersten Bekanntschaft begann man von dem wilden Rorsen zu sprechen, der jetzt seine eiserne Geißel über ganz Europa schwingt. Bironeja war damals für ihn begeistert und sagte ihm eine große Zukunft voraus. Bald genug sollte diese Zukunft ihn und sein Vaterland vernichten. Als nach der Schlacht bei Marengo Napoleon als der übermütige Sieger auftrat, der den Völkern seine Gesetze mit dem Schwerte diktierte, wurde Bironeja aus dem früher begeisterten Anhänger ein ebenso erbitterter Feind. Nach vielen anderen Gewaltthaten erfolgte im

November 1807 auch die Besetzung des Kirchenstaates. Bironesja war Katholik, und die Behandlung, die der greise Pius VII. von Napoleon erfuhr und noch erfährt, empörte ihn auf das äußerste. Er sann auf Befreiung und Rache. Bald war er das Haupt einer weit ausgedehnten, politischen Verbindung, die ihre Fäden bis an die Throne deutscher Fürsten streckte. Aber es erging auch dieser Verschwörung wie so vielen anderen; sie ward entdeckt, ehe sie ihren Zweck erreicht hatte, und nun begann eine grausame, verzweifelte Jagd. Viele Söhne aus Italiens bestem Adel mußten ihre Kühnheit mit dem Leben büßen, oder senkten jetzt hinter Kerkermauern. Graf Bironesja entkam, nachdem seine Güter eingezogen worden und auf seinen Kopf ein Preis von 3000 Franken gesetzt war. Mit seiner Frau und zwei Kindern reiste der Graf, als armer Landmann verkleidet, durch die blühenden Auen seines Heimatlandes. Er benützte die Nächte zum Weiterkommen und lag den Tag über in Wäldern oder Gräben versteckt. Wohl zehnmal waren ihm die Häsher auf der Spur, aber wie durch ein Wunder entkamen die Flüchtlinge immer wieder. Nach drei Wochen erlag die zarte Gräfin den Beschwerden der furchtbaren Reise; ihr Gemahl mußte sie in fremder Erde begraben, und zwei Monate nach seinem Auszuge aus der Heimat langte er hier an mit seiner Tochter Annunziata und seinem Söhnlein Ebernardo, dem Einzigen, das ihm von allen seinen Reichthümern geblieben war. Ein gebeugter Mann, stand er vor mir, nur noch von einem einzigen Gefühl beherrscht, dem glühendsten Rachedurst. Ich konnte meinem armen Freunde wenig Tröstliches sagen. Preußen liegt ohnmächtig danieder; Gott mag wissen, wann es sich erheben wird. Darum beschloß Bironesja, sich nach Oesterreich zu wenden, das noch einmal den Versuch machte, die fremde Zwingherrschaft zu brechen. Es galt ihm gleich, welchem Lande er seinen Arm lieb, wenn er nur gegen seinen Todfeind fechten durfte. Sein Töchterlein Annunziata ließ er bei uns. Wir hatten vor kurzem ein liebes Mägdlein verloren, und die neunjährige Kleine bot uns willkommenen Ersatz. Den vierjährigen Ebernardo aber nahm Bironesja mit sich; mein Haus dünkte ihn noch nicht sicher genug für den einzigen Erben seines Namens. Des Kindes Spur ist verwischt. Heute nun trauere ich um den Freund, aber ich gönne es ihm, daß er einen ehrlichen Soldatentod finden durfte, und daß er als Sieger starb."

Die Fortsetzung des Schriftstückes trug ein anderes Datum, den Monat August 1816. „Wunderbar waltet doch das Leben; es reiht die Menschen auseinander und führt sie unerwartet wieder zusammen. Vor zwei Tagen habe ich den Sohn meines

Freundes Vironeja gesehen; ich zweifle nicht, daß er es ist. Von dem Herzog von Braunschweig zur Jagd geladen, kam ich in das Haus eines Forstmeisters von Werder und sah dort einen Knaben, der mich sofort lebhaft an meinen verstorbenen Freund erinnerte. Er mochte zwölf Jahre zählen, war groß und kräftig, wie ein Germanensohn, sein Gesicht aber zeigte den ausgesprochenen südlichen Typus. Ich fragte den Forstmeister, ob es sein eigener Sohn sei, und erhielt zur Antwort, es sei ein angenommenes Kind. Der Knabe heiße Eberhard Viriletti und sei ihm vor sieben Jahren von einem fremden Herrn, der Sprache nach einem Italiener, zur Pflege übergeben worden, angeblich nur für kurze Zeit. Dann sei aber der Fremde weiter gezogen und habe nie wieder von sich hören lassen. Seitdem erziehe er das verlassene Kind als sein eigenes, zumal ihm Gott die leiblichen Nachkommen durch den Tod entriffen habe. Als der wackere Mann den Anteil sah, mit dem ich seiner Erzählung zuhörte, zeigte er mir ein Medaillon, das dem Knaben gehörte. Es enthielt das Bildnis einer wunderschönen Frau, der Gemahlin Vironejas, und war dasselbe, wie auch unsere Anunziata es besitzt. Nun rief ich den jungen Eberhardo zu mir und sagte ihm, daß ich seinen Vater gekannt habe, daß er ein tapferer Offizier gewesen und in der Schlacht bei Aspern gefallen sei. Mehr zu sagen fühlte ich mich zur Zeit noch nicht berufen, doch will ich den Knaben im Auge behalten. „Anunziata ist reizend, schön wie ein Traum und heiter wie ein Frühlingstag. Schon zeigen sich verschiedene Schmetterlinge, die Lust haben, die liebliche Blüte zu umgaukeln. Auch der junge Majoratserbe von Storrinek kehrt jetzt öfter bei uns ein, als es die Freundschaft mit meinen Söhnen bedingt. Ich hoffe jedoch, Anunziatas Herz wird sich einem ihrer Pflegebrüder zuwenden.“ Unterzeichnet war dieser Abschnitt mit dem Namen „Günther, Freiherr von Elbeding.“ Dahinter stand: „Gestorben am 6. Oktober 1816.“

Dann folgte noch ein kurzer Nachsatz unter dem Datum „Mai 1818,“ und von einem Friedrich von Elbeding geschrieben. Er enthielt nur die Worte „Anunziata ist tot.“ Damit schloß der Auszug aus der alten Familienchronik.

Ein Sturm der widerstreitendsten Empfindungen brauste durch Marias Kopf und Herz. Sie ließ das Papier auf den Tisch und ihre Hände in den Schoß sinken und saß träumend da, wie in den Zeiten, wo ihr Vater sie „Bergißmeinnicht“ nannte.

So fand sie der zurückkehrende Barrnbek. „Nun, Fräulein Maria,“ fragte er mit einer Stimme, die trotz des angenommenen Scherzes seine tiefe Bewegung verriet, „befehlen Sie, daß ich Sie von jetzt ab Komtesse Vironeja nenne?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie. „Mein Vater muß darüber entscheiden.“

Der Schmerzgebeugte, alte Herr jedoch schüttelte, nachdem er die Aufzeichnung gelesen hatte, traurig den Kopf. „Zu spät,“ sagte er. „Wäre dieses Papier eher in meine Hände gelangt, hätte es vielleicht mein Herzenskind noch retten können. Was soll es jedoch mir altem Manne? Ich bin als Eberhard Biriletti glücklich gewesen und will nicht am Ende meiner Tage als Graf Bironesi mich arm und verlassen fühlen. Maria kann ja später thun, was sie für recht findet.“

Aber Maria dachte nicht an das „Später“. Ihre Gedanken, wenn sie nicht bei dem armen Kranken waren, weilten in der Vergangenheit und kehrten aus dieser zurück zu jenem.

Nach wie vor blieb Reggfield in sein dumpfes Grübeln verloren. Umsonst verschwendete der Denz seine Blüten und seine Pieder; ihn berührte es nicht.

Eines Tages hatte Maria ihn nach vielem Bitten vermocht, eine stärkende Speise zu sich zu nehmen, und blieb nun, von unjählichem Mitleid erfüllt, noch hinter seinem Stuhle stehen. Dabei fiel ihr Blick auf einzelne weiße Streifen, die gleich Silberfäden sein lockiges Haar durchzogen. Es waren weiße Haare; Gram und Kummer hatten sie auf dem jungen Haupte gebleicht. Ihr ward es heiß ums Herz. Mit weicher Hand strich sie über die stillen Zeugen seiner Reue.

Er erhob den Kopf und sah sie an mit einem Blick voll unbeschreiblichen Jammers. „Laß mich, Maria,“ sagte er, „rühre mich nicht an; meine Hände sind voll Blut.“

Da nahm sie seine Hände in die ihren und sprach, bebend vor Liebe und Erbarmen: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

Seine Lippen öffneten sich wie die eines Dürstenden, dem der erste Labetrunk gereicht wird. „Noch einmal,“ bat er.

Sie wiederholte den Spruch, und dann faßte sie sich ein Herz und fragte: „Willst du hören, Erich, was Serena dir durch mich noch sagen läßt?“

Er nickte nur.

Nun erzählte sie ihm von Serenas Krankheit und von dem, was sie auf dem Sterbebette geredet hatte. Wort für Wort sagte sie ihm wieder; sie hatte ja kein einziges vergessen.

Es schien, als ob die Sprache der aufopfernden, selbstvergebenen Liebe, die noch über das Grab hinaus ihm Gutes

thun wollte, den Bann bräche, der bisher auf seiner Seele lag. Tiefer senkte sich sein Haupt, bis er zuletzt das Gesicht mit den Händen bedeckte, und dann drangen einzelne helle Tropfen durch seine geschlossenen Finger. „Niemals unfreundlich!“ murmelte er.

Von dieser Stunde an begann er aufzuatmen; die finsternen Mächte, die ihn überschattet hatten, entwichen und machten einem andern, sanftern Einflusse Platz. Ganz allmählich fing er an, für die Menschen, die ihn umgaben, einige Theilnahme zu zeigen. Maria war die erste, die das erfuhr. Wenn sie nicht bei ihm war, sah er oft wie suchend umher. Er wußte es wohl selbst noch nicht, daß es ihre stille, beruhigende Gegenwart war, die er vermißte. Trat sie dann bei ihm ein, so brach aus seinen Augen ein freudiger Schimmer, und wenn sie ihn verließ, fragte er manchmal betrübt: „Mußt du schon wieder gehen?“

Sie fragte ihn, ob sie ihm vorlesen solle, und als er bejahte, las sie kleine, heitere Geschichten, wie das der Arzt ihr für diesen Fall anempfohlen hatte.

Aber Reggfield blieb ernst, auch bei den heitersten Stellen, und endlich sagte er: „Ich brauche etwas anderes.“

Da brachte sie die Bibel, und er nickte. Aus den Evangelien mußte sie lesen und aus dem Psalter. Besonders war es der 25. Psalm, den er wieder und wieder hören wollte. Er kannte ihn zuletzt fast auswendig, und sprach die einzelnen Verse oft leise vor sich hin: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend, gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit. Um deines Namens willen, Herr, sei gnädig meiner Missethat, die da groß ist. Wende dich zu mir und sei mir gnädig; denn ich bin einsam und elend. Siehe an meinen Jammer und Elend und vergieh mir alle meine Sünde. Bewahre meine Seele und errette mich. Daß mich nicht zu Schanden werden; denn ich traue auf dich.“ Schwach und hilfsbedürftig ward er zum Kinde und lernte glauben, daß es eine Vergebung giebt, eine Gnadenslut, die selbst das ewige Feuer zu löschen vermag, und eine Barmherzigkeit, die auch den immer nagenden Wurm zum Schweigen bringen kann.

„Ich habe recht gehabt,“ sagte der Regimentsarzt bei einem seiner nächsten Besuche: „die kräftige Waldluft und eine solche Pflege“ — er verbeugte sich gegen Maria — „waren das Beste, was ich meinem Patienten verordnen konnte. Arbeiten Sie mir weiter so in die Hände, mein gnädiges Fräulein, und wir wollen zusammen dem Tode ein Opfer abringen.“

Allmählich rückte die Jahreszeit so weit vor, daß der Kranke draußen im Freien sitzen konnte. Auf des Oberförsters oder Marias Arm gestützt, ging er hinaus, wo man ihm in dem kleinen Obstgarten unter blühenden Bäumen sein Lager bereitet hatte. Da ruhte er in der wohligen Ermattung des Reconvalleszenten, hörte den gesiederten Sängern zu und sah, wie sein Töchterlein glücklich die goldene Freiheit genoß. Sie war immer eifrig, die kleine Agnes, immer beschäftigt, als ob der Tag nicht ausreichte für alles, was sie zu thun hatte. Hörte Reggfeld dann, wie der Oberförster sie beim Anblick dieser Geschäftigkeit wie im Traume „kleine Seren“ nannte, so spielte ein wehmütiges Lächeln um seinen Mund.

Jede Stunde, die die Sorgen des nun vergrößerten Haushaltes Maria übrig ließen, brachte sie hier bei ihm zu. Dann blieb ihr Gespräch nicht nur bei den kleinen Ereignissen des alltäglichen Leben, es wandte sich manchmal wie zagend der Vergangenheit zu, öfter aber stieg es in die Tiefen der ewigen Wahrheit oder flog hinauf zu den leuchtenden Höhen der Hoffnung und des Glaubens. Wie die Blume dem Lichte, so erschloß sich jetzt Maria, und Reggfeld sah mit stillem Staunen den Reichtum, an dem er früher achtlos vorüber geblickt hatte.

Einmal wurde sie abgerufen, als sie bei ihm war. Sie ließ ihren etwas umfangreichen Arbeitskorb auf dem Gartentische stehen, und als sie nach einer halben Stunde zurückkam, hatte Reggfeld den Korb geöffnet und hielt jetzt ein aufgeschlagenes Buch vor sich auf den Knien.

„Wie kommst du zu meinem Spitta?“ fragte Maria.

„Ich bin indiskret gewesen; das machte die Langeweile,“ antwortete er. Indem er ihr winkte, näher zu kommen, deutete er zugleich mit dem Finger auf das, was er las. Er war das Lied vom Engel der Geduld. „Das bist du, Maria,“ sagte er. „So bist du neben uns hergegangen. Aber Gott mußte mir erst meine Serena nehmen, ehe ich erkennen konnte, was du bist. Warum haben wir uns nur früher so schlecht verstanden?“

„Ich habe dich immer verstanden,“ antwortete sie.

„So bist du auch hierin mir voraus,“ erwiderte er; „mir warst du oftmals unverständlich. In manchem deiner Blicke glaubte ich einen stummen Vorwurf zu lesen, zu dem du nach meiner Meinung kein Recht hattest. Oder es schien mir, du machtest dir ein gewisses, geistiges Uebergewicht an, und das war mir gerade von dir ganz unerträglich. Dann ließ es mir keine Ruhe, ich mußte dir mit lächelndem Munde etwas Kränkendes sagen, und wenn es auch weiter nichts war, als daß ich dich unsere

liebe Heilige nannte. Bist du mir auch nicht böse, Maria, daß ich dir alles dies so offen gestehe?"

"Nein," antwortete sie mild, „du sagst mir ja nichts Neues. Auch ich habe in deinen Blicken gelesen und wußte, daß du so dachtest.“

„Und du vergiebst mir?“

„Ich habe dir nie gezürnt.“

„Sieh,“ sprach er, „diese Antwort hast du mir vor Jahren schon einmal gegeben, und sie war mir ein Rätsel. Wenn ich dich trotz meiner Ausfälle immer ruhig und freundlich bleiben sah, dann dachte ich: Nun ja, das ist ihre eiserne Pflichttreue; sie will sich mit dem Manne ihrer Schwester nicht zanken. Aber jetzt, Maria, jetzt will es mich manchmal bedünken, als hättest du doch nicht handeln können, wie du gethan hast und noch thust, wenn du mich nicht doch ein wenig lieb gehabt hättest.“

„Ja, immer habe ich dich lieb gehabt,“ sagte sie.

„Wie mich das freut!“ erwiderte er. „Verdient habe ich es nicht und will es darum annehmen wie ein Gnadengeschenk. Gott möge es dir lohnen.“

Der Mai ging vorüber, und der Juni kam. Dem Oberförster war sein Abschied bewilligt und der Titel eines Forstmeisters verliehen worden. Zum Juli mußte er das Haus räumen. Dann wollte er mit seiner Familie einen Badeort aufsuchen, wo Reggfield Genesung finden sollte, und erst zum Herbst sollte die Uebersiedelung nach der Stadt erfolgen. Mancher Seufzer begleitete alle die Beratungen, und er galt derjenigen, die die Erfüllung dessen, wonach sie hoffend und sehnsüchtig ausblickt hatte, nun nicht mehr erlebte.

Reggfield war nun schon so weit, daß er kurze Spaziergänge durch den Wald machen konnte. Lange freilich hielt er es nicht aus; wenn er einmal das kargliche Maß überschritt, dann leuchte seine Brust.

Es war ein trüber, regnerische Tag gewesen, der den Aufenthalt im Freien nicht gestattete. Barrnbek war gegen Mittag aus der Stadt gekommen und hatte den Freund mit seinen klugen und witzigen Reden unterhalten. Jetzt wollte es Abend werden. Da hat Reggfield um sein Violoncell. „Weißt du noch, Maria,“ sagte er, „wie du das erste Mal mich begleitet hast, als ich meine eigenen Phantasieen spielte? Du bist die einzige, die das kann; nie vorher und nachher habe ich es wieder gefunden. Thu mir die Liebe und folge auch heute meinen Gedanken.“

Maria widerriet ihm sein Vorhaben. „Du kommst mir heute so matt vor,“ sagte sie; „die Musik wird dich aufregen. Warte noch, bis du kräftiger bist.“

Er aber bat: „Laß mich; ich muß heute spielen, oder die Melodien zersprengen mir die Brust.“

Nun gab sie nach, und bald zog eine Flut der herrlichsten Töne durch das Zimmer. In immer neuer Fülle entströmten sie den Saiten, immer weicher und lieblicher, immer voller und mächtiger. Wunderbar beseelte die Künstlerhand das Instrument.

„Reggfield,“ sagte Barrnbeß am Schluß, „so schön hast du noch nie gespielt. Das macht ja selbst einen unmusikalischen Menschen wie mich bis ins tiefste Herz erschauern.“

Die Augen des Oberförsters schimmerten feucht. Er reichte Reggfield die Hand und sprach bewegt: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!“

Maria allein sagte nichts. Sie war vom Klavier aufgestanden und sah jetzt aus dem Fenster, an welchem eintönig die Regentropfen herabrieselten. Warum auch mußte ihr plötzlich die Sage vom Schwanengesang einfallen?

Die kleine Agnes kam herein und meldete ihrer Tante, daß man in der Küche nach ihr verlange.

Sie ging hinaus, aber was sie auch draußen that oder sprach, sie hörte immer noch die verklungenen Töne, die in ihr nachzitterten, und eine Stimme flüsterte dazu: „Schwanenlied, Schwanengesang.“

Etwa eine halbe Stunde war vergangen, als Barrnbeß heraustrürzte und nach ihr rief, laut und erschreckt: „Fräulein Maria, um Gotteswillen, kommen Sie schnell!“

Sie eilte zurück. Da lag Reggfield in seinen Stuhl zusammengefunken, blutüberströmt.

Kein Laut kam über ihre Lippen. Still trat sie an seine Seite und bezwang sogar das Zittern der Hand, als sie seinen vornübergebeugten Kopf emporrichtete. Das rote, heiße Blut, das immer noch seinem Munde entquoll, rann über ihre Hand, aber sie zuckte nicht.

Endlich war der Strom versiegt. Er schlug die Augen zu ihr auf und bat mit verlöschender Stimme: „Schilt mich nicht; es wäre so gekommen — auch ohne die Musik — ich hab's — schon lange gefühlt.“

Man brachte ihn auf sein Lager und dann warf sich Barrnbeß aufs Pferd und jagte von dannen, um den Arzt zu holen. Aber wenn er auch noch so sehr eilte, viele Stunden mußten vergehen, ehe die Hilfe kam.

Gegen elf Uhr abends wiederholte sich der Blutsturz, noch stärker als das erste Mal, und hiernach trat eine vollständige Ermattung ein.

Der Oberförster und Maria wachten beide. Doch als die Nacht vorrückte, fielen dem alten Herrn die Augen zu, und auf die inständigen Bitten seiner Tochter legte er sich zur Ruhe nieder.

Nun war sie allein. Auf dem Tisch im Krankenzimmer stand eine Nachtlampe und warf ihren gedämpften Schein auf das Bett und auf den, der schwer und mühsam atmend darin lag. Wie am Sterbetage Serenas tictte die Uhr, dumpf und bang, Minute für Minute.

„Vergißmeinnicht!“ klang es plötzlich durch die Stille, und als Maria nicht antwortete, noch einmal: „Vergißmeinnicht!“

Sie trat aus dem Dunkel in den trüben Lichtkreis und fragte: „Meinst du mich, Erich?“

„Ja, dich meinte ich,“ sagte er. „Ich mußte, daß du hier bei mir seist, obwohl ich dich nicht mehr sah.“

„Willst du etwas?“ fragte sie wieder. „Soll ich den Vater rufen?“

„Nein, rufe niemand,“ antwortete er, „jetzt nicht — nachher — es wird nicht lange mehr dauern.“

Vor Marias Augen begann es zu flimmern, und ihr Herz setzte für Sekunden seine Schläge aus.

„Komm her,“ fuhr Reggfeld fort, „reiche mir noch einmal deine Hand.“

Sie kniete vor seinem Bette nieder, und er legte seine Rechte auf ihr blondes Haupt. „Gott segne dich, Maria,“ sagte er, „er segne dich für alles, was du an Serena und mir gethan hast, und was du mir in dieser Zeit gewesen bist, du treues starkes Herz! Ich hätte vor Gram und Reue verzweifeln müssen, aber du hast meiner Seele einen Ausweg aus dem Trümmerhaufen gezeigt. Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

Seine Hand sank herab. Immer mühsamer kam und ging der Atem. Maria trocknete seine schweißbedeckte Stirn und neigte seine versmachenden Rippen mit Wasser. Zuletzt blieb sie oben am Kopfende des Bettes stehen und hielt ihn in ihren Armen, weil die Rippen nicht mehr ausreichten, um den nach Luft ringenden Kranken zu stützen.

Jetzt fuhr ein Wagen vor das Haus. Es war der Arzt. Mit dem Oberförster und Barrnbef kam er herein, trat an das Bett und suchte die Achseln.

Draußen vergoldete das aufgehende Licht die Spitzen der Bäume, und ein Chor von hellen, jubelnden Stimmen hieß den neuen Tag willkommen.

Da neigte sich Reggfields Leben zum Ende. Sanft und friedlich war sein letzter Atemzug, der ihn erlöste von allen Schmerzen und aller Qual und seine Seele hinauftrug vor den Richterstuhl der Barmherzigkeit.

„Und wenn die Sonne steigt, stehst du nicht mit ihr auf.“



Schluß.

In die hohen Bogenfenster von Storrinet klopften die Epheuranken, die der neckende Sommerwind von der Mauer löste, um mit ihnen zu spielen. Sie nickten und wehten, und wenn sie an die Scheiben klopften, schien es, als sähen sie neugierig hinein in das Innere des Zimmers.

Dort saß der Schloßherr und blickte auf das Blatt, das ihm den Tod des letzten Reggfeld meldete. Starr und unbeweglich saß er da, nur das unruhige Spiel der Augen verriet, daß er lebte. Seine linke Hand lag wie mit eiserner Schwere auf einem zerknitterten Papier, dem Auszuge aus der Elbhausener Chronik. Er war der Gegenwart entrückt.

Anunziata! „Schön wie ein Traum und heiter wie ein Frühlingstag,“ so hatte Günther von Elbeding geschrieben. Ja, so war sie gewesen, aber auch übermüthig und unberechenbar. Sie zog ihn an; er wußte selbst nicht, war es Ergötzen und Wohlgefallen oder war es Aerger über ihre oft wunderlichen Einfälle. Wenn sie ihn anlachte mit den sametdunklen Augen, war er besiegt, und wenn sie lustig trällernd davonsprang, ohne sich um irgend jemand zu kümmern, war er empört. Er ahnte, daß aus beiden widerstreitenden Gefühlen schließlich die Liebe erwachsen würde. Da wurde er eines Tages unfreiwillig Zeuge eines Gesprächs. Er stieg die Terrasse hinauf, die zum Schlosse führte, und hörte unter sich Stimmen. Sie kamen aus einer Laube, die am Fuße der Terrasse lag. Sein eigener Name schlug an sein Ohr. Nun blieb er stehen.

„Karl Sigismund kommt heute,“ sagte die Stimme seines Studiengenossen.

„Schon wieder?“ fragte Anunziatas Stimme.

„Ja, schon wieder,“ entgegnete der junge Elbeding. „Höre, Schwesterchen, die Sache fängt an, mir bedenklich zu scheinen.“

„Geh, Friedel,“ lachte Anunziata, „was hat ein so steifer Burische Bedenkliches oder gar Gefährliches an sich? Er ist ein hölzerner Ritter, der sich aus dem Mittelalter in unsere Zeit verirrt hat, aber ohne die Poesie und Romantik jener Zeit.“

„Sein Schloß ist schön, Anunziata, schöner als das unsrige, und wenn er es dir anbietet, was wirst du thun?“

„Frage mich nicht,“ antwortete das leichtherzige Italienerkind. „Wenn ihr mir hier nicht zu Willen seid, so übersehe ich bei dem schönen Schloß vielleicht den langweiligen Stecken, der daran hängt.“

Weiter hörte Karl Sigismund nichts. Schweigend wandte er sich und kehrte dorthin zurück, woher er gekommen war. Nach einem Jahre hörte er, daß Anunziata bei einer Raufahrt im Elbhauser See ertrunken sei.

Ein anderes Bild stieg jetzt vor ihm auf. Er saß in dem Walde zwischen Storrinek und dem Sengernschen Gute. Da kam eine Fremde mit einem kleinen Mädchen an der Hand auf ihn zu und fragte ihn schüchtern nach dem Wege. Betroffen sah er in das Gesicht, das Anunziatas Züge trug. Jetzt wußte er, wer die Fremde gewesen war. War es die Vergeltung, daß er gerade sie, Anunziatas Bruderkind, mit Groll und Haß verfolgen mußte, bis sie zuletzt der Verfolgung erlag? und war es wieder die Vergeltung für diese That, die auch den letzten Reggfeld ins Grab zog?

Eine unheimliche Veränderung ging allmählich in seinem Gesichte vor. Er erhob den Blick und richtete ihn auf das große Wappen, das über dem Tische an der Wand hing. Es stellte im grünen Felde einen zum Sprunge erhobenen Löwen dar. Starren Auges sah er ihn an und endlich bewegten sich seine Lippen. „Stirb, alter Löwe, stirb,“ murmelte er; „deine Zeit ist um und verödet dein Haus. Jahrhunderte lang hast du gelauert, um zuletzt mit gierigen Zähnen das eigene Junge zu zerreißen. Sieh, sieh, wie sie von seinem Blute triesen! — Was stehst du da, du hohles Gespenst? wer bist du? die Liebe? Ich kenne dich nicht. Wie? habe ich wirklich nichts geliebt, gar nichts? Was ist's denn, das hier in der Brust mich schmerzt, wenn ich an den blondgelockten Knaben denke, den ich zertreten habe? Drohe mir nicht, mein Bruder; ich habe deinen Sohn ja nicht erschlagen, nur er, den ich schickte, war ein Schurke.“

Nach einiger Zeit fing man in der Umgegend an, sich zuraunen, daß der alte Graf auf Storrinet an fixen Ideen leide. „Ein Wunder ist es nicht,“ sagten die Gutsnachbarn; „ein solcher Hochmut und solche Unnahbarkeit kann nicht anders als im Wahne endigen.“

In Augustin ging das Wort in Erfüllung: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Nach seinem Zusammentreffen mit Elbeding und nach der unfreiwilligen Beichte setzte er seine Flucht mit unaufhaltbarer Eile fort. Ein Postdampfer trug ihn über den Ozean nach dem fremden Welttheile, der so vieles aufnimmt, was für Europa so schlecht ist. Von Baltimore aus übertrug er den Verkauf seines Gutes einem Agenten, und die Summe, die er erhielt, reichte eben hin, um sein beträchtlich zusammengeschmolzenes Vermögen einigermaßen zu ergänzen. Er konnte jetzt, wo er landesflüchtig und selbst eine vom Gesetz bedrohte Persönlichkeit geworden war, bei den Hinterbliebenen seines Schuldners keinen Anspruch auf Zahlung erheben, ohne seine eigene Sicherheit zu gefährden. Zu seiner Ehre auch sei es gesagt, was immer seine Sünden sein mochten, Habsucht und niedrige Geldgier gehörten nicht zu seinen Lasten. Er wurde wenn auch wider Willen, der Ehrenretter desjenigen, den er zu verderben getrachtet hatte.

Zwar ließ Maria durch Barrneß Esther den Antrag stellen, mittels Ratenzahlungen allmählich die große Schuldensumme zu tilgen. Doch Esther bat unter Thränen, man möge ihr eine solche Demütigung ersparen. Was ihre Familie an Reggsfield gesündigt habe, das sei mehr, als sich durch elendes Geld je wieder gutmachen lasse.

Der alte Baron von Sengern wurde bald nach Augustins Flucht von seinem reizlosen Leben durch den Tod erlöst. Esther bewohnte nun mit ihrer Tante allein das große Haus, in dem es fortan sehr still zuging. Sie schloß sich im Laufe der Zeit mit Innigkeit an Maria an, deren Geschick dem ihren so ähnlich war. Nur die Wirkung, die es auf beide ausgeübt hatte, war verschieden. Während Maria sich durch die auferlegten Prüfungen hatte läutern lassen, wie das edle Gold durch das Feuer, hatte Esther der erziehenden Hand widerstrebt und war dem Versinken nahe gekommen. Sie fühlte jetzt der hochherzigen Freundin gegenüber zugleich Bewunderung und Beschämung. In ihrem Umgange aber lernte sie den wahren Frieden kennen, und die allgewaltige Zeit verfehlte dann auch nicht, eine heilende Kraft an ihrem verwundeten Gemüte zu bewähren. Sie wurde nach mehreren Jahren die Gattin des Herrn von Elbeding, der, da er ein richtiges Ver-

ständnis sowohl für ihre Fehler wie auch für ihre Vorzüge hatte, ihr ein guter und liebevoller Eheherr ward. Obwohl nun Esther im Laufe der Jahre mehrere Kinder ihr eigen nennen durfte, behielt sie doch immer eine besondere Vorliebe für die kleine Agnes, weil das holdselige Kind ihr das Bild des Mannes vor die Seele rief, der einst der Stern ihrer Jugend gewesen war und zugleich die Klippe, an der sie beinahe Schiffbruch gelitten hätte.

Doktor Berthold versuchte noch einmal, um Maria zu werben. Als er aber auch diesmal eine verneinende Antwort erhielt, indem Maria auf ihren Vater und ihre kleine Nichte hinwies, die beide sie nicht entbehren konnten, litt es ihn nicht länger in derselben Stadt. Er folgte einem an ihn ergangenen Ruf und zog als Professor nach Heidelberg, wo er, wie bisher, ein stilles, ganz der Wissenschaft gewidmetes Leben führte.

Der Oberförster bezog mit seiner Tochter und Enkelin dieselbe Wohnung am Stadtgraben, die der Schauplatz so ergreifender Ereignisse gewesen war. Hier lebte die kleine Familie, häufig besucht von Barrneß, der sich unverändert gleich blieb in seinem gesunden Menschenverstand und ebenso gesunden Humor. Nur wenn Reggfields Name genannt wurde, versiel er zuweilen in eine elegische Stimmung. Er hat ein gut Theil seiner Freundschaft auf die kleine Agnes übertragen und sucht auf diese Weise die Lücke auszufüllen, die durch den Tod des so sehr geliebten Freundes in seiner Seele entstanden ist. Agnes kannte bald keinen besseren Vertrauten, aber sie hatte auch vor niemand so großen Respekt, wie vor Onkel Barrneß.

Es war an einem Nachmittag im Spätsommer des zweiten Jahres nach Reggfields und Serenas Tode, da ging Maria mit Agnes an der Hand nach dem Kirchhofe. Sie trugen Kränze und wollten die Gräber schmücken. Als sie das Gitter öffnete, stockte Marias Fuß, denn dort an dem einen Grabe stand eine hohe, vornehme Frauengestalt in dunklen Kleidern.

Bei dem Anarren des eisernen Thürchens wandte die Fremde sich um, und die Blicke beider tauchten ineinander. Dann sagte die schwarze Dame: „Halten Sie mich nicht für einen Eindringling. Ich habe das Recht, an diesem Grabe zu beten, denn ich bin die Schwester dessen, der hier schläft.“

Maria verbeugte sich stumm.

„Er war mein einziger Bruder,“ fuhr die Fremde fort.

„Und mein Schwager,“ sagte Maria.

„Ich dachte es mir,“ erwiderte die Baronin.

Sie zauderte einen Augenblick und sprach hierauf mit Würde: „Ihrer Familie ist von der unsrigen ein Unrecht zugefügt worden,

Gräfin. Verzeihen Sie uns; Sie sind gerächt. Ich bin hier auf der Durchreise nach Storrinek, um dort meinen Onkel abzuholen. Er ist unheilbar krank," sie deutete mit dem Finger nach der Stirn. „Hätte mein Bruder an meine Zuneigung geglaubt und sich vertrauensvoll an mich gewandt, so wäre das Unglück, das über uns alle gekommen ist, nicht so groß geworden."

Maria schwieg.

„Ist das sein Kind?" fragte die Baronin und zeigte auf Agnes. Als Maria bejahte, zog sie die Kleine an sich und küßte sie. „Du gleichst ihm," sagte sie, „Gott wolle dich schützen und behüten." Und wieder zu Maria gewendet, fuhr sie fort: „Ich bestreite nicht Ihr Recht an dieses Kind, Gräfin. Nur um eins bitte ich Sie: Lehren Sie es nicht uns hassen."

„Gewiß nicht," antwortete Maria, und als die Baronin sich anschickte, den Platz zu verlassen, reichte sie ihr die Hand.

Dann schritt die hohe Gestalt durch die Pforte und durch die Reihen der Gräber hin. Ihr schwarzer Schleier wallte manchmal in die Luft gleich einem dunkeln Fittich. Agnes sah ihr fast ängstlich nach.

Maria aber ordnete die Kränze auf den beiden epheubedeckten Hügel, und als ihre Arbeit beendet war, setzte sie sich auf die kleine Bank zur Seite zu kurzer Feierabendrast.

Das weiße Kreuz zu Häupten der beiden, die sie auf Erden am meisten geliebt hatte, funkelte im Sonnenglanz. „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren," stand da in goldenen Lettern. Ja, wie oft hatte auch sie im Sturmesstoben gefragt: „Warum, ach Herr, warum?" warum mußten diese beiden blühenden Leben so früh in Todesnacht versinken? Ein Lied fiel ihr ein, das sie mit Serena manchmal gesungen hatte:

„Besser, daß das Herz dir bricht
Von dem Fuß der Rose,
Als du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebeLOSE."

Aber ihre Gedanken flogen weiter. Schon jetzt, wo die Wunden noch leise bluteten, dämmerte ihr ein Verstehen auf für die allerbarmende Liebe, die, wenn wir ihr vertrauen, alles zum Heile wendet, die uns zieht, bald mit Milde, bald mit Strenge, und die selbst unsere Irrtümer und Sünden zu Zuchtmitteln macht, welche uns zu ihr treiben sollen. Wie wird das Verstehen erst sein, wenn die irdischen Schranken gefallen sind, wenn das

Auge ungeblendet in Gottes Allmacht und Weisheit zu schauen
vermag!

Drum, meine Seele, sei du still
Zu Gott, wie sich's gebühret,
Wenn er dich so, wie er es will,
Und nicht wie du willst, führet.
Kommt dann zum Ziel der dunkle Lauf,
Thust du den Mund mit Freuden auf,
Zu loben und zu danken.



Werke von Anna von Blomberg:

Reggfields Tochter. Roman. Brosch. Mk. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Erzählung „Waldbille und Weltleid“ hat die Verfasserin eine Fortsetzung folgen lassen, betitelt: „Reggfields Tochter“, die gleichwohl ein in sich abgeschlossenes Werk bildet. Auch dieses ist von eigenartigem Reiz und tiefem Gehalt. Wer sich für den Helden des ersten Romanes, diesen stark ausgeprägten, feurigen Charakter, und für seine stille, reine Waldblume erwärmt hat, der wird sich freuen, die Schicksale ihrer Tochter zu erfahren und sich erquicken an dem echt christlichen Geist, der alle Schriften der Verfasserin durchweht und ihr den Schlüssel giebt, um die so oft schweren Lebensprobleme im Lichte der Ewigkeit zu lösen.

„Dasheim“.

Es ist ein gewaltiges psychologisches Gemälde, das Anna von Blomberg entrollt; sie führt eine kräftige, glückliche Feder, voll Verständnis für das Fühlen und Denken des weiblichen Herzens, und in ungefuchter Verbindung mit lauterem Christentum. Wir möchten der Verfasserin noch öfter begegnen.

„Allg. evang.-luther. Kirchenzeitung.“

Höhenluft. Roman. Brosch. 3.—, gbb. 4.—.

Auch mit diesem neuesten Romane, dem ersten Bande einer Reihe von Erzählungen unter dem Titel: „Die Bergpredigt“, wobei jeder Band trotz des inneren Zusammenhanges ein abgeschlossenes Ganze bilden wird, bietet die Verfasserin wieder eine seelenvolle und wirkungsreiche Erzählung. Die Verfasserin zeigt in dem Werke, wie die Selbsterleuchtungen der Bergpredigt zu allen Zeiten wahr geworden sind und die Vorzüge ihrer früheren Werke finden sich auch hier wieder, vor allem die meisterhafte Charakterentwicklung. Die Verfasserin versteht es wie selten jemand, Menschen vor uns leben und sich entwickeln zu lassen. Ohne tiefe seelische Erschütterungen, ohne spannende Situationen geht es nicht ab, aber immer hat man dabei das Gefühl, daß es der Verfasserin gelingt wird, die verschlungenen Fäden zu entwirren; denn sie kennt eben das große Heilmittel für kranke und verirrte Herzen, nämlich das Evangelium, und sie weiß es anzuwenden. Die saubere Durcharbeitung, die frische Sprache, der schöne Stil berechtigen zu dem Urtheil, daß man es mit einem Kunstwerke zu thun hat. Besonders auch für unsere Frauen und Jungfrauen giebt es wenige Bücher von gleicher Schönheit und — was mehr sagen will — gleichem Werte.

Werke von Anna von Blomberg:

Das vornehmste Gebot. Roman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin zeichnet uns in diesem neuen Werk, das nicht nur einmal flüchtig gelesen werden, sondern den sinnenden Leser immer wieder zu sich ziehen will, ein seelenvolles Lebensbild von tiefer Tragik und wunderbarem Reiz. Bis Walpurga mit dem Manne ihrer Jugendliebe, der so viel frühere Lieblosigkeit an ihr gut zu machen hat, nach langen Jahren doch noch vereint wird, sind es gewaltige Kämpfe, die sie durchzumachen hat, Kämpfe, geschildert mit einer dichterischen und schriftstellerischen Kraft, wie sie in unserer Zeit der flüchtigen Vielschreiberei immer seltener wird. Aber auch die anderen Personen des Romans, der in die Höhen und Tiefen wirklichen Lebens führend zeigt, wie man nach langer Irrfahrt, wäre es auch erst in betagten Jahren, den rechten Hafen finden kann. Blombergs Schöpfung, über der ein Zug des Vornehmen lagert, gehört mit zu dem Vorzüglichsten, was seit Jahren erschien — es ist Gestalt, Kern, Mark darin. „Leipz. Zig.“

Dornröschen. Roman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Roman ist ein Meisterstück künstlerischer Gestaltungskraft. Die psychologische Entwicklung der Heldin ist so fein durchgeführt, daß der Leser bis zum Schlusse in fortdauernder Spannung gehalten wird. Durch eine Zahl hübsch erdachter und lebendig gestalteter Nebenpersonen kommt großes, reiches und frisches Leben in den Aufbau der Erzählung. Das Ganze wird beherrscht von hohem Adel der Gefinnung und durchaus gesundem christlichen Geist. Im einzelnen ist die künstlerische Ausgestaltung des Romans ebenso wunderbar, wie die blühende Frische der Sprache. Kurz, alle Ansprüche, die man an einen gesunden Roman stellen kann, sind hier in geradezu vollendeter Weise erfüllt. Das Buch eignet sich, wie wenige, für den Weihnachtstisch und wird schnell einer der Lieblingsromane unserer Frauen und Mädchen werden.

„Kreuzzeitung.“

Ein Fels im Meer. Kulturhistor. Roman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Verfasserin führt uns in diesem ungemein sauber und liebevoll durchgearbeiteten Werke in die nachreformatorische Zeit. Im Mittelpunkt der Erzählung steht die eigenartige, anziehende Gestalt des Dichters „Joh. Fischart.“ Die Verfasserin führt uns hinein in die wildbewegten Kämpfe zwischen dem untergehenden Rittertume und den aufblühenden Städten, zwischen der alten und der neuen Lebensanschauung, zwischen den Jesuiten und ihrem eifrigen Hasser, den Dichter Fischart. Diese großen Weltkämpfe fluten in die Stille der Familien hinein. Von ihnen heben sich, prächtig gezeichnet, die einzelnen Gestalten des Buches ab, alles Menschen von Fleisch und Blut, nicht nur zusammen- und zurechtgefügt, sondern geworden und geschaffen. Der tragische Gedanke der Erzählung wirkt geradezu herzbewegend. Feinsinnige Gemüter, die sich nicht mit Alltagsware begnügen, sondern etwas Dichterisch-Durchgeistigtes verlangen, werden immer und immer wieder zu dem köstlichen Buche greifen.

Wir Beide, Graham und ich. 9. Aufl. Brosch. Mk. 2.20,
geb. Mk. 2.90.

Es ist dies eine überaus köstliche Gabe. Es ist in der That ein Genuß, dieses Buch zu lesen, das den schlichten Stoff des Stilllebens einer jungen christlichen Familie mit so zarter Empfindung und so fesselnder Erzählungsgabe behandelt, daß der Leser sich kaum entschließen mag, dasselbe aus der Hand zu legen, ehe er die Lektion zu Ende geführt. Kaum wüßte Referent sich eines andern Buches zu entsinnen, das bei so knapp bemessenen Räumlichkeiten, mit so einfachen Mitteln eine so mächtige Wirkung erzielt.

„Ev. A.-Ztg.“

Wie ich zum Frieden kam. Von der Verfasserin von „Wir Beide“ u. 6. Aufl. Brosch.
Mk. 2.20, geb. Mk. 2.90.

Die Verhältnisse sind mit tiefer, psychologischer Wahrheit und aus lebendiger Kenntnis des menschlichen Herzens und in so fesselnder Weise geschildert, daß niemand das Buch ohne bleibenden inneren Segen aus der Hand legen wird.

„Ev. Kirchl. Anzeiger.“

Wort und Waffen. Roman aus der Zeit der Reformation von G. von Krause (C. v. Hellen). Brosch.
Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Die unter ihrem Pseudonym C. v. Hellen rühmlichst bekannte Verfasserin hat sich im Sturm die Herzen der Leser erworben, aber etwas so abgerundetes, so künstlerisch Vollendetes, so fein Durcharbeitetes, so mit frischem Leben Durchdrängtes wie in „Wort und Waffen“ hat sie noch nicht geschaffen. Sie führt uns hinein in die Zeit der Reformation und schildert die Kämpfe zwischen altem und neuem Glauben, zwischen Städten und Rittern in einer überaus packenden und spannenden Weise. Wenn man sonst dem historischen Roman Breite und Langweiligkeit nachsagt, so ist dies in „Wort und Waffen“ absolut nicht der Fall. Es sind geradezu köstliche Figuren, die hier gezeichnet werden, Figuren, die wir mit Händen greifen können und deren Schicksale uns unmittelbar berühren. Das Buch ist so voll Lebens und voller Thaten, so voller Ereignisse, daß es uns in atemloser Spannung erhält. Der Hauch liebenswürdigen, schalkhaften, manchmal derben Humors, der darüber gebreitet ist, erhöht seine Vorzüge und steigert seine Wirkung. Von den Büchern, die diesmal auf dem Weihnachtsmarkt erscheinen, dürfte „Wort und Waffen“ eines der vorzüglichsten sein.

Um des Andern willen. Eine Erzählung von C. v. Hellen (G. von Krause). Brosch. Mk. 1.50,
geb. Mk. 2.20.

Eine überaus anmutige Blüte der Erzählungslitteratur. Der Aufbau ist fein abgewogen und künstlerisch, die Charakterisierung so sauber und sorgsam, die Darstellung so fesselnd und stimmungsvoll, die Sprache so schlicht und doch so vornehm, daß wir — was bei einem Kritiker doch etwas heißen will — sie jetzt zum zweitenmal mit großer Befriedigung gelesen haben.

„Ev. A.-Ztg.“

Werke von Johs. Renatus (Joh. A. Freih. von Wagner).

Kleine Reiseabenteuer. Erlebt und erzählt. Brosch. 4,— geb. 5.—.

Die letzten Mönche vom Oybin. Geschichte aus dem 16. Jahrhundert.
3. Aufl. Brosch. 2.60, geb. 3.50.

Die Geheilten. Erinnerungen an Elgersburg und Ilmenau. Brosch. 2.—, geb. 2.75.

Durch die Innigkeit und Liebenswürdigkeit seiner Schilderung, durch seine anziehende, gewinnende und fesselnde schriftstellerische Persönlichkeit hat der Verfasser eine Gemeinde um sich gesammelt, die von Jahr zu Jahr größer geworden ist. In seinen Romanen und Erzählungen aus der Vergangenheit und Gegenwart hat er eine seltene Darstellungsgabe und Gestaltungskraft gezeigt. — Es ist ein Genuß, ein Buch von Renatus zu lesen und wieder zu lesen, und können seine Werke jedem deutschen Hause nicht genug empfohlen werden.

Werke von Conr. Fron:

Der Abtstein bei Lorsch. Erzählung aus der Zeit des Humanismus. 2 Teile in 1 Band.
Brosch. 3.—, geb. 4.—.

An dem „Abtstein,“ einem alten Herkulesaltar, gewinnen sich zwei junge Seelen lieb; aber der Stein gilt als Unglücksstein. Ein Hofsirte, der das Mädchen vorher liebte, entfacht einen Waldbrand und wälzt die Schuld auf den Bräutigam. Mit knapper Not entgeht dieser einem grausamen Gerichte. In diese Liebesgeschichte ist mit Meisterhand das Leben der Mönche zu Lorsch, der Streit zwischen Kurpfalz und Kurmainz, der Aberglaube im Volk, die wilde Kühnheit der Bauern, das Leben im Walde u. verwebt. Wir haben keinen Raum zu näherer Schilderung. Unter den diesjährigen Neuheiten des historischen Romans gebührt dem „Abtstein bei Lorsch“ jedenfalls eine hervorragende Stelle.
(Allg. ev.-luth. Kirchenztg.)

Das Kräuterweible von Wimpfen. Eine Geschichte aus dem Ende des 30 jährigen Kriegeß. 4. Aufl. Brosch. 1.75, geb. 2.50.

Der Rosenwirt von Wimpfen. Eine alte Geschichte aus einer alten Stadt. Brosch. 1.70, geb. 2.45.

Als wirklich gute Volksbücher können die beiden Erzählungen gerühmt werden. Die eine Geschichte spielt zur Zeit des 30 jährigen Kriegeß, die andere am Ende des vorigen Jahrhunderts. Beide sind vortrefflich erzählt, knapp, lebendig, kräftig und voll Ernst und Tiefe. Sie sind für gebildete und für einfache Leute lesbar und besonders zu Geschenken für die reisere Jugend und zur Anschaffung in Schul- und Volksbibliotheken zu empfehlen.
(Christl. Welt.)

Werke von C. Schräff (Pastor F. Keller):

Zweimal gestorben. Erzählung aus dem russ. Leben. 2. Aufl.
Brosch. 3.50, geb. 4.50.

Der Vasenpfennig. Novelle aus dem Leben der Gegenwart.
Brosch. 1.80, geb. 2.80.

Steppenbilder und Steppenleute. 2. Aufl. Broch. 3.50,
geb. 4.50. Dasselbe
Volksausgabe, broch. 2.—, geb. 2.70.

Doktor Vorwärts' zweite Trauung. 2 Bde. 5.50, geb.
7.25.

Sein Erbe. Roman aus dem russ. Leben. 2. Aufl. 5.—, geb. 6.—

Ein Fahrehöft. Erzählung. 2. Aufl. 2.50, geb. 3.50.

Iadwiga (Die Matschalniza). Roman aus dem russ. Leben
der Gegenwart. 2. Aufl.
2.50, geb. 3.50.

Heimwärts. Erzählungen. 2. Aufl. 1.80, geb. 2.80.

Von Hüben und Drüben. Erzählungen. 3.—, geb. 4.—.

Aus Rußlands Steppen. Christl. Erzählungen. 2. Aufl.
Brosch. 3.50, geb. 4.50.

Das Salz der Erde. Erzählung. 2.25, geb. 3.25.

Mein Fremdenbuch. Erinnerungen aus Rußland. 1.50.

Schräff ist ein Name von gutem Klang! Seine Bücher haben sich schnell einen weiten Freundeskreis erworben. Das ist auch kein Wunder. Wenn er die Menschen schildert, dann sind das nicht Schilderungen „wie sie im Buche stehen“, sondern umgekehrt: bei ihm stehen sie lebhaftig im Buche, wie sie draußen herumlaufen. In den langen Jahren, die er Seelsorger unter den deutschen Kolonisten Südrußlands gewesen ist, hat er einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt, die nun seine Bücher in vortrefflicher Darstellung uns vorführen. Man kann die Erzählungen mehrmals lesen, sie erwecken immer wieder ~~neues~~ Interesse und fesseln immer von neuem. Wer eine Erzählung gelesen hat, wird sofort zu den andern greifen.

Neu!
Neu!
Neu!

Der kleine Beter.

Morgen- und Abendgebete

als Anleitung zum selbstständigen Gebetsumgang der Seele
mit Gott.

Von

Pastor S. Keller in Düsseldorf.

Preis 0,80 Mk., gbd. 1,30 Mk.

Lieder zur häuslichen Weihnachts- und

Sylvesterfeier.

Zusammengestellt von

Lic. Woff, Diakonus an St. Matthäi in Leipzig.

Mit Noten für Gesang und Klavierspiel in leichter Form. Preis 20 Pfg.

Wenn zu irgend einer Zeit im Jahre die Familien und kleinere befreundete Kreise das Bedürfnis fühlen, sich zu einer einfachen Hausfeier zu vereinigen, miteinander vielleicht unter Benutzung eines Klaviers die alten schönen Lieder dieser Zeit, die ihr eine eigene Weihe verleihen, zu singen und auch ein Gotteswort dazu zu lesen, so dürfte es die bevorstehende Weihnachts- und Neujahrszeit sein. Da man nun oft nicht diese Lieder zusammen hat, so ist ein kleines Liederheft mit 10 Liedern im vierstimmigen Satze zu dem sehr billigen Preise von nur 20 Pfg. nur sehr zu empfehlen. Die Lieder, vom Musikdirektor Vogel, in ihrer ansprechender, leichter Form bearbeitet, heißen: Willkommen, du selige Weihnachtszeit. Der Christbaum ist der schönste Baum. Es ist ein' Ros' entsprungen. Ihr Kindelein, kommet. O du fröhliche. Stille Nacht. Des Jahres letzte Stunde. Segnet uns zu guter Letzt. Nun danket alle Gott. Mit dem Herrn. — Da diese Sammlung noch ganz neu und unbekannt ist, so dürften wir manchem Hause, das etwas Ähnliches sucht, einen Dienst erzeigen, wenn wir darauf hinweisen. Auch für einfachere Gesangvereine in Stadt und Land ist diese Sammlung geeignet.

„Leipz. Neueste Nachr.“



PT2603.L66 W3 1902
Blomberg, Anna von, 1858-
Waldshille und Weltleid.

110998

PT
2603
L66
W3
1902

110998

Blomberg, Anna von
Waldshille und
Weltleid

DATE DUE	NO 2 '70	BORROWER'S NAME

Blomberg
Waldshille und...

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



PRINTED IN U.S.A.

